

E r l e b t e u n d e r i n n e r t e G e s c h i c h t e



Deutsch-polnische
B i o g r a p h i e n



herausgegeben:
von Anna Warakomska
unter Mitwirkung
von Tomasz G. Pszczółkowski

ISBN 978-83-7549-180-7



Erlebte und erinnerte Geschichte

Deutsch-polnische Biographien

Das Buch erscheint zum 75. Jahrestag
des Ausbruchs des Zweiten Weltkrieges

Es haben im deutschen Krämergeist
Die Polen mich nicht erzogen.
Zur Großzügigkeit, aus der sich speist
Auch das, was man Ehr' und Anstand heißt,
Dazu hat man stets bewogen.

Erhard Brödner, *Rückblick – Ausblick*

jeden tag terrorisierte der himmel die hauptstadt
wie `39 als kein wölkchen
jedoch eure flugzeuge erschienen nicht
zum bestimmten zeitpunkt

das ist eine gute nachricht für uns beide
Erhard

Piotr Roguski, *der sommer zwei null null acht*

Humanistische Akademie „Aleksander Gieysztor”
ost-west-forum Gut Gödelitz e.V.

Erlebte und erinnerte Geschichte

Deutsch-polnische Biographien

Herausgegeben von
Anna Warakomska

unter Mitwirkung von
Tomasz G. Pszczółkowski

Pułtusk 2014

Mit finanzieller Unterstützung von:
Akademischer Forschungs- und Bildungsgesellschaft „Atena“
Marion Dönhoff Stiftung
Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit
Fairplay Towage Reederei

Das Buch erscheint zum 20. Jubiläum
der Entstehung der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“

Redaktionsbeirat:
Vorsitzende: Adam Koseski und Axel Schmidt-Gödelitz
Anna Warakomska
Karol Czejarek
Tomasz G. Pszczółkowski
Krzysztof Garczewski
Piotr Roguski
Jan Rodzim

Redaktion und Lektorat: Anna Warakomska
unter Mitwirkung von Tomasz G. Pszczółkowski

Umschlagentwurf: Barbara Kuropiejska-Przybyszewska

Umschlagfoto: Auf dem Umschlagfoto wurde der Entwurf des Turmes
der Europäischen Einheit des berühmten polnischen Malers Andrzej Fogtt benutzt.
Der Turm stellt die Gestalt einer „brennenden Frau“ dar und entstammt einem
Bilder-Zyklus, der bei dem 41. Kunst-Biennale in Venedig präsentiert wurde.
Das bereits fertige visionsreiche Projekt kann in jeder europäischen Hauptstadt realisiert
werden. Es spiegelt zugleich die Intentionen der Autoren des vorliegenden Buches wider,
das als ein Beitrag zur Verständigung und Versöhnung zwischen Deutschen und Polen
geschrieben wurde.

© Copyright by Humanistische Akademie „Aleksander Gieysztor“, Pułtusk 2014

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der Autoren und des
Verlegers reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verbreitet werden.

Verlag:
Humanistische Akademie „Aleksander Gieysztor“
ul. Daszyńskiego 17, 06-100 Pułtusk
Tel. 23 692 98 15
e-mail: rektorat@ah.edu.pl

Satz: Barbara Gawrychowska

ISBN 978-83-7549-180-7

Inhaltsverzeichnis

1. Anna Warakomska: <i>Vorwort. Begegnungen zwischen Trauma und Traum – deutsch-polnische Biographien im 20. und 21. Jahrhundert</i>	7
2. Deutsch-polnische Biographien	
Schmidt-Gödelitz Axel: <i>Die wichtigsten Momente meines Lebens.</i> .	11
Chruśliński Jan: <i>Sie haben uns das Leben zur Hölle gemacht</i>	23
Chybowski Lech: <i>Wir sind in der Geschichte vernebelt, anstatt sie zu begreifen.</i>	43
Czejarek Karol: <i>Vom Deutschen zum Polen</i>	49
Dej Dominika: <i>Von einem Weg mit Hindernissen und Wendungen, der zum Ziel wurde</i>	59
Dobkowska Iwona: <i>Erinnerungen an Deutschland</i>	69
Dygo Marian: <i>Der deutsche Faden in meinem Leben</i>	77
Fogtt Andrzej: <i>Erinnerungen an die Reise in die „andere Welt“.</i> . . .	85
Garczewski Krzysztof: <i>Meine deutsch-polnische Erzählung</i>	91
Gawor Katarzyna: <i>Die Deutschen bei sich und nicht nur.</i>	95
Górny Mirosław Tadeusz: <i>Von der Oma Emma bis hin zur Fairplay Towage Reederei.</i>	99
Heimann Kurt: <i>Fotowanderung durch die alte Heimat</i>	105
Hill Markus: <i>Deutsch-polnische Versöhnung – die heilsame Kraft der Zeit: Eine subjektive Betrachtung</i>	111
Hunger Walter: <i>Meine Familie und Polen</i>	117
Kaczkowska Renata: <i>In zwei, drei Jahren</i>	125
Kalka Dieter: <i>Das Ende der Welt</i>	131
Kamińska Krystyna: <i>Das Verwischen der Spuren</i>	151
Karbaum Rolf: <i>Biographischer Abriss</i>	157
Kirste Dominique: <i>Die Anwendung des Gödelitzer Biographienmodells auf den interkulturellen Dialog</i>	167
Koseski Adam: <i>Splitter der Lagerreminiszenzen</i>	173
Kröger Josef: <i>Meine Begegnungen mit Polen</i>	181

Kutzner Frank: <i>Wie ich den Hass hinter mir ließ</i>	189
Lesner Emil Daniel: <i>Eine kurze Geschichte über unerwartete Ereignisse</i>	193
Löhlein Cornelia: <i>Was hat mich bewogen, an den deutsch-polnischen Biographiegesprächen teilzunehmen?</i>	199
Mastalerek Anna: <i>Reisen bilden, Kontakte bringen näher</i>	205
Michaelsen Stefan Bruno: <i>Mein Weg nach Sachsen – biographische Erinnerungen</i>	211
Milewska Marta: <i>Von der deutsch-polnischen Zusammenarbeit im Alltag</i>	219
Monk Radjo: <i>Ein biomorpher Selbstversuch</i>	225
Nicht Wolfgang: <i>Mein Leben ist ein Dualismus</i>	237
Ososiński Tomasz: <i>Von der deutschen Abstammung meiner Familie</i>	259
Pszczółkowski Tomasz G.: <i>Ein Leben in und zwischen zwei Kulturen</i>	265
Roguski Piotr: <i>An Main und Rhein</i>	281
Sarnecka Ewelina: <i>Meine Lebensfaszinationen</i>	289
Söhner Felicitas: <i>Schwäbisch-schlesische Familiengeschichten</i>	295
Sudek Hans Ulrich: <i>Deutsch-Polnisches Biographiewochenende auf Gut Gödelitz 2011. Biographische Notizen</i>	307
Szalai Wendelin: <i>„Erzählt euch eure Biographien“ – ein Erfahrungsbericht</i>	325
Walter Horst: <i>Goldberger Impressionen</i>	335
Walter Helga: <i>Goldberger Variationen</i>	343
3. Tomasz G. Pszczółkowski: <i>Nachwort. Über die Bedeutung der Biographiegespräche der Polen und der Deutschen</i>	347
4. Informationen über:	
Humanistische Akademie „Aleksander Gieysztor”	359
Marion Dönhoff Stiftung.	360
Gut Gödelitz.	361
Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit	362
die Erforschung von Kulturunterschieden	363
deutsche klassische Poesie in der Übersetzung von Andrzej Lam . .	364

Begegnungen zwischen Trauma und Traum – deutsch-polnische Biographien im 20. und 21. Jahrhundert

Deutsche und Polen begegneten einander im 20. Jahrhundert in unterschiedlichen Konstellationen. Und die Historie, die große Weltgeschichte, spielte dabei immer eine wesentliche Rolle. Zunächst wurden sie von zwei großen Weltkriegen und ihren Folgen geplagt, von Hitlers Demagogie und den europäischen Nationalismen, von großen Feldzügen, Aussiedlungen, Morden, ethnischen Säuberungen, von Angst, Hunger und Schrecken, wieder von Deportationen und Umsiedlungen ...

Angesichts der Gräueltaten des Zweiten Weltkrieges standen die Menschen „über der tragischen Erde“ da, wie der berühmte polnische Dichter Krzysztof Kamil Baczyński schrieb, „mit blutverkrusteten Fragen“, und auch nach dem Ende des Krieges schien es, dass diese Fragen nie beantwortet werden können.

Heute, 75 Jahre nach dem Beginn dieser grausamen Zeit, suchen wir weiter nach Antworten, aber das Blut ist mittlerweile versickert, die Erde hat sich beruhigt und die Wunden sind geheilt. Hauptsache wir suchen gemeinsam und dies gehört zu einer wahren Errungenschaft der Europäer (auch der Deutschen und Polen), die dank ihrer Kultur zu vergeben gelernt haben und vor allem in der Lage waren, die einstigen Feinde um Vergebung zu bitten.

Das alles gehört hoffentlich nun der Vergangenheit an, aber es musste daran erinnert werden, weil ausgesprochen diese Geschichte, die Geschichte des Zweiten Weltkrieges, immer wieder in den Erinnerungen vieler Deutschen und Polen hochkommt, in gemeinsamen Diskussionen immer einen Hintergrund bildet und auch bei ganz neutralen „kriegsunabhängigen“ Begegnungen heute unterschwellig präsent zu sein scheint.

Das vorliegende Buch bietet 38 solche Geschichten, oder besser gesagt 38 Biographien, die auch weitere Geschichten der Bekannten und Verwandten umfassen. Es werden darin Erlebnisse der Zeitzeugen geschildert sowie Episoden aus dem Leben der Nachfahren und ganz Unbetroffenen (falls es solche überhaupt gibt) dargestellt. Viele der Texte werden an die Schrecken des Krieges, der Besatzung, des Lagerdaseins oder der Vertreibungen erinnern. Aber es gibt auch solche, die an positive Momente der deutsch-polnischen Schicksalsgemeinschaft anknüpfen. Und insbesondere die letzteren erlauben, mit Hoffnung in die Zukunft zu schauen. Sie stellen ein gutes Beispiel der Normalität dar, erzählen doch von nachbarschaftlicher Neugierde, vom gegenseitigen Interesse, auch von Hilfe und beiderseitigem Vertrauen. In dieser Ecke der Welt kann diese Normalität als ein Wunder bezeichnet werden, von dem die früheren Generationen nur träumen konnten.

Die gesammelten Aussagen zu publizieren, ist eine Initiative von Karol Czejarek, Professor an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk, der wie kein anderer fest daran glaubte, dass eine solche Publikation in Polen möglich ist. Ihm gilt daher der beste Dank für Mut und Enthusiasmus sowie seiner Frau Magdalena Czejarek, die seine Arbeit kritisch und mühevoll unterstützte. Das ganze Projekt wäre aber ohne die Idee der Biographiesgespräche nach dem Gödelitzer Modell nicht zu Stande gekommen. Der geistige Vater dieser Idee, die übrigens viel früher Deutsche aus dem Westen und Osten der Bundesrepublik sowie dann Deutsche und Türken, Deutsche und andere Bürger mit Migrationshintergrund verband, ist Axel Schmidt-Gödelitz, der Vorsitzende des Vorstandes des ost-west-forums Gödelitz. Er hat dem Deutsch-Polnischen-Forum, dessen Initiator er auch ist, das erste Treffen im Rahmen der deutsch-polnischen Biographiesgespräche auf seinem Gut in Gödelitz ermöglicht und fördert das Bestehen dieser Initiative weiter. Ihm danken wir mit besonderer Verbindlichkeit.

An der Organisation der Gespräche und der Publikation des Buches arbeiteten aber auch andere Persönlichkeiten mit, und zu ihnen gehört vor allem Prof. Tomasz G. Pszczółkowski von der Warschauer Universität, dessen fachliche Kompetenzen und freundliche Unterstützung nicht zu unterschätzen sind. Wir danken Herrn Professor Pszczółkowski für die wissenschaftliche Betreuung der Publikation. Einen besonderen Dank möchten wir den Freunden und weiteren Förderern des ganzen Projektes aussprechen: Herrn Prof. Adam Koseski, dem Rektor der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk, der Deutsch-Polnischen Stiftung in Warschau, der Marion Dönhoff-Stiftung, Herrn Prof. Bronisław Nowak, dem Präsidenten der Gesellschaft „Atena“, Herrn Direktor Jan Rodzim, Chef der Verlagsfirma ASPRA-JR.

Die Biographiegespräche und somit das vorliegende Buch sind aber vor allem den Autoren der Biographien zu verdanken. Es befinden sich unter ihnen Menschen aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten, die diversen Beschäftigungen nachgehen: Lehrer, Wissenschaftler, Studenten, aber auch Priester, Künstler, Musiker, Dichter, Schriftsteller, Journalisten, Ingenieure, Beamte, Geschäftsleute, die wiederum von weiteren Menschen aus anderen Tätigkeitsbereichen erzählen. Es sind sowohl Männer wie Frauen unter ihnen, junge und ältere Menschen, auch solche, die zur erzählten Zeit Kinder waren oder während der ersten Begegnung mit der jeweils anderen Nation in ihrem beruflichen Leben noch wenig geleistet haben. Viele von ihnen sind bis heute des Polnischen bzw. des Deutschen nicht mächtig, andere haben dagegen die Fremdsprachen beherrscht. Insbesondere zu würdigen sind diejenigen von ihnen, die die Sprache des Nachbarlandes sich angeeignet haben, auch wenn sie beruflich wenig von ihr Gebrauch machen. Die Herausgeber des Buches versuchten, ihnen allen die Chance zu geben, über ihre Erlebnisse in eigener Ausdrucksweise zu erzählen, um sie möglichst getreu wiederzugeben. Daher sind die folgenden Biographien sehr heterogen, wenn es um den Stil geht, und die Narrative können zum Teil in ihrer Form unvollkommen erscheinen. Da, wo es nicht anders ging, wurden die Erzählungen entweder ins Polnische oder ins Deutsche übersetzt. Die Autoren der jeweiligen Übersetzungen werden sowohl in dem deutsch- wie auch im polnischsprachigen Teil des Buches angegeben. Die Hauptidee der Biographiegespräche, Menschen näher zu bringen, ungeachtet dessen, woher sie kommen und was sie im Leben erreicht haben, scheint somit vollbracht zu sein.

Die Lektüre dieser Biographien kann interessant sein, weil sie die so genannte große Geschichte um die privaten kleinen Erlebnisse ergänzen und das wichtigste Postulat der *oral history*, über die Vergangenheit der Welt auch von unten, aus der Perspektive des Einzelnen zu erzählen, realisieren. Insbesondere attraktiv erscheinen sie deshalb, weil sie von so komplizierten Begebenheiten, wie die deutsch-polnischen Begegnungen es sind, handeln.

Anna Warakomska

Anna Warakomska, Dr. habil, Adjunkt in der Abteilung für Länderstudien des deutschsprachigen Raums am Institut für Germanistik der Universität Warschau. Forschungsschwerpunkte: Wechselwirkungen zwischen der Literatur und Politik, Ironie in der Literatur, deutsch-polnische Beziehungen, Kulturwissenschaft. Verfasserin von zahlreichen Artikeln und anderen Publikationen.

AXEL SCHMIDT-GÖDELITZ

Die wichtigsten Momente meines Lebens

Kriegsende und Vertreibung

Ich wurde am 6. April 1942 als viertes und letztes Kind meiner Eltern auf dem alten Rittergut Gödelitz in Sachsen geboren. Das Gut liegt inmitten in der Kornkammer Sachsens, war Jahrhunderte lang in den Händen sächsischer Adelsfamilien und Kirchenfürsten und gelangte 1906 erstmals in bürgerliche Hände. Mein Großvater hatte das heruntergewirtschaftete Gut erworben und in wenigen Jahren zu einem Musterbetrieb mit drei Tier-Hochzuchten ausgebaut. Der Verkauf der Zuchttiere machte das Gut reich. 1937 übernahm mein Vater das Gut, heiratete Johanna Hähnel, die Tochter eines anderen Gutsbesitzers und war überzeugt, einer der glücklichsten Menschen auf diesem Erdenrund zu sein.

Zwei Jahre später begann der Zweite Weltkrieg. Das Gut wurde, wie alle großen Güter, zu einem kriegswichtigen Betrieb erklärt. Die deutschen Mitarbeiter wurden Zug um Zug zur Wehrmacht eingezogen, Zwangsarbeiter aus Polen und Italien übernahmen deren Arbeit. Als mein Vater 1944 bei der Gestapo (Geheime Staatspolizei) angezeigt und ein wenig später ebenfalls zur Wehrmacht eingezogen wurde, übernahm meine Mutter die Leitung des Gutes. Dann kam das Kriegsende, die russische Besatzungsmacht plünderte das Gutshaus, etwas später wurde unsere Familie entschädigungslos enteignet. Das traf alle Güter, die über 100 Hektar Boden umfassten. Meine Mutter wurde von den neuen Behörden als Verwalterin eingesetzt und beauftragt, die Nachfolger mit dem äußerst komplizierten Zuchtbetrieb vertraut zu machen. Weihnachten 1945 erhielt auch sie das

Haus- und Hofverbot, zusammen mit ihren vier Kindern wurden ihr unweit von Gödelitz fünf Hektar Land zur Bewirtschaftung zugewiesen. Da sie bestimmte Auflagen nicht einhielt, folgte ein Haftbefehl. Von einem wohlmeinenden Bürgermeister rechtzeitig gewarnt, konnten wir dem Zugriff der Polizei entgehen und nach Westdeutschland in die amerikanische Besatzungszone fliehen. In einer kleinen Stadt bei Frankfurt am Main fanden wir bei Freunden Unterschlupf.

Mein Vater kehrte 1947 aus französischer Kriegsgefangenschaft zurück. Er war fest davon überzeugt, bald nach Gödelitz zurückkehren zu können und nahm deshalb das Angebot an, ein kleineres Gut in Süddeutschland – als eine Art Zwischenstation – für einen Pharmakonzern zu verwalten.

Dort, auf dem einsam gelegenen Herlighof, verbrachte ich die ersten Jahre meines Lebens, an die ich mich bewusst erinnere.

Der Herlighof

Diese Kindheits- und Jugendjahre auf dem Land waren wunderbar! Im Nachbardorf besuchte ich die Grundschule – vier Klassen in einem Zimmer – nachmittags erledigte ich rasch die Hausaufgaben, dann gab es die freie Zeit. Wenn ich nicht mit Pferd und Hund unterwegs war, arbeitete ich in den Ställen oder auf den Feldern und verdiente mir mein Taschengeld. Beim Kartoffellesen oder Rübenverziehen erzählten sich die Frauen – meist Flüchtlingsfrauen aus Ostpreußen – über den Einfall der Russen. Ohne Rücksicht auf den siebenjährigen Jungen schilderten sie die Vergewaltigungen bis in kleinste Details, oder dass der Dorfpfarrer von russischen Soldaten wie Jesus Christus an die Kirchentür genagelt wurde. Diese Erzählungen verschafften mir Alpträume. Ich sah die russischen Soldaten mit ihren Panzern kommen, wie sie über meine Familie herfielen, brandschatzen und töten und uns wieder aus der neuen Heimat vertreiben.

Die Angst vor Russen und Kommunisten war allumfassend: Ich hörte im Radio von der Blockade West-Berlins, dem Ausbruch des Korea-Krieges, dem Aufstand der ostdeutschen Arbeiter am 17. Juni 1953. Später, 1956, lauschte ich mit Herzklopfen den Aufrufen verzweifelter Ungarn, die im Radio die westliche Welt anflehten: Helft uns! Die Russen marschieren ein! Auch Polen war immer wieder von Unruhen heimgesucht und wehrte sich gegen die sowjetische Vormacht. Später sprachen alle über das Berlin-Ultimatum Chruschtschows – und dann wurde die Mauer um West-Berlin herum gebaut. Dann hörten wir von den ersten Todesschüssen auf Menschen, die flüchten wollten ...

Noch vor dem Mauerbau kamen auch ostdeutsche Flüchtlinge auf unseren Hof, meist bäuerliche Gödelitzer Nachbarn, die sich weigerten, ihren

Betrieb in die neue landwirtschaftliche Produktionsgemeinschaft (LPG) einzubringen. Wir Kinder hörten ihre Berichte und wussten: Die Russen und die deutschen Kommunisten sind das gleiche Strickmuster: Brutal bis zum Mord, wenn es galt, sich durchzusetzen.

Der Antikommunismus, die Angst vor einem Überfall der stalinistischen Horden hatte sich tief in die Gesellschaft eingegraben. Eine Konsequenz davon war, dass alte Nazis, erprobte Antikommunisten in allen gesellschaftlichen Bereichen wieder Fuß fassen konnten – bis hoch ins Kanzleramt.

Zusammen mit meinem Freund, dem Sohn des Försters, sammelte ich Waffen, die nach Kriegsende noch lange in den umliegenden Wäldern zu finden waren. In der großen Scheune hatten wir alles in einem alten Taubenstall versteckt: Gewehre, eine Pistole, eine Panzerfaust und Unmengen von Munition. Von hier aus wollten wir die Russen, sollten sie es wagen, bis hierher zu kommen, mit Waffengewalt aufhalten.

Mit sehr jungen Jahren war ich ein überzeugter, von Angst getriebener Antikommunist geworden.

Sehnsucht nach der Heimat: Gut Gödelitz

Wir waren eine christlich-protestantische Familie. Für uns Kinder waren Kirchgang und Nachtgebet ein selbstverständlicher Teil des Lebens. Vor dem Einschlafen flehten wir den lieben Gott an, er möge doch unseren Papi heil aus dem Krieg zurückbringen – und uns recht bald die Rückkehr nach Gödelitz ermöglichen. Danke. Amen.

Auf diese Weise wurde Gödelitz wie ein Bleilot in unsere Kinderseelen versenkt. Gödelitz war immer ein Thema, morgens beim Frühstück, beim Mittagessen, abends vor dem Einschlafen. Obwohl ich das Gut schon mit dreieinhalb Jahren verlassen hatte, wusste ich tausend Geschichten: von den Verwandten und Familienfesten, von den ausländischen Arbeitern, von preisgekrönten Schafböcken, von berühmten Meißner Landschweinen und schwarzbunten Kühen mit hoher Milchleistung, von den wunderbaren, fruchtbaren Lößböden. Selbst unsere Gödelitzer Telefonnummer hatte ich im Kopf.

Die Eltern erzählten aber auch von den Nazis, die sich weigerten, die kranke Verlobte des polnischen Vorarbeiters Linasnik ins Krankenhaus aufzunehmen. Sie starb elendiglich an einer Blinddarmentzündung. Unsere Mutter eilte von Krankenhaus zu Krankenhaus und hatte die Ärzte angefleht, die junge Frau aufzunehmen. Umsonst. Nur Deutsche wurden in den überfüllten Krankenhäusern behandelt. Als die Russen kamen, stellten sich

der Vorarbeiter Linasnik mit den noch verbliebenen Polen vor unsere Mutter, um sie zu beschützen.

Bis zum Tod des Mannes waren die Eltern mit den Linasniks verbunden, schickten Briefe und Pakete nach Polen. Habe ich deshalb – vielleicht ganz unbewusst – später das deutsch-polnische Forum gegründet?

Als es uns in den Fluchtjahren schlecht ging, wuchs das Rittergut Gödelitz in meiner kindlichen Fantasie zu einer Trutzburg mit Wehrtürmen und Ziehbrücken über den tiefen Burggraben. Wir waren arm. Ich baute darauf mein kindliches Selbstbewusstsein auf.

Die Einheimischen in Schwaben lachten über die vielen großen Güter und Schlösser, die die Flüchtlinge angeblich einmal besessen hatten.

Nach der Grundschule lernten die meisten einheimischen Kinder in den Dörfern einen praktischen Beruf. Besonders Begabte übernahm die katholische Kirche. Die Kinder der Flüchtlingsfamilien hingegen wechselten, wann immer es möglich war, zur Oberschule. Sie wussten: Nur über eine exzellente Bildung würden sie den gesellschaftlichen Aufstieg schaffen.

Auch meine Geschwister gingen diesen Weg – der war aber sehr lang, die nächste Oberschule war weit entfernt, sie mussten um 04.00 Uhr aufstehen und kamen abends todmüde zurück. Ihre schulischen Leistungen verschlechterten sich rapide. Sie wechselten in ein Internat. Ich machte das gleiche durch, wechselte von Schule zur Schule und bestand schließlich 1962 in Ulm an der Donau mit einiger Mühe mein Abitur.

Studium in West-Berlin

Wie sehr hatte mein Vater gehofft, dass ich Landwirtschaft studiere! Er hatte die 50er Jahre ständig den politischen Horizont weltweit abgesucht nach Anzeichen, die auf eine Wiedervereinigung Deutschlands und damit auf die Rückkehr nach Gödelitz hindeuteten. Vergebens. Aber er gab die Hoffnung nicht auf. Als ich ihm meinen Wunsch erklärte, Politik zu studieren, war er tief enttäuscht, gab mir dann aber noch einen klugen Ratschlag: Studiere Volkswirtschaft dazu! Wer von Wirtschaft nichts versteht, wird auch die Politik nicht begreifen.

Also machte ich mich auf nach West-Berlin, an den Ort, an dem man damals Politologie im Hauptfach studieren konnte. Volkswirtschaft nahm ich dazu. Bis zum heutigen Tag bin ich meinem Vater für diesen Ratschlag dankbar. Wer versteht schon die vielen Finanzkrisen, wer versteht den Einfluss der Wirtschaft auf die Politik, wenn er sich in diesem Wissenschaftsfeld nicht auskennt?

Die Jahre in West-Berlin nach dem Mauerbau waren wilde Jahre. Ich geriet mitten hinein in den Strudel der Studentenrevolte, ich wohnte in einer

Wohngemeinschaft, demonstrierte gegen den Vietnamkrieg, unterstützte Häuserbesetzer und kämpfte gegen die Herrschaft des Kapitals und der Bild-Zeitung. Wir wollten eine andere Republik, wollten eine Gesellschaft, in der Sozialismus und Demokratie verschmelzen. Die CSSR war in vielen Bereichen unser Vorbild.

Wir waren antiautoritär. Schon deshalb war die DDR für uns kein Vorbild. Die schmeckten wir bei jedem Grenzübergang nach Ost-Berlin oder während der Kontrollen beim Transit von West-Berlin nach Westdeutschland. Wir mochten sie nicht – und sie mochten uns nicht.

Warum habe ich mich damals sozialistischen Positionen so angenähert, dass mein Vater wegen des zunehmenden Linksrutsches seines jüngsten Sohnes von einem Entsetzen in die nächste Depression verfiel? Das kann man nur verstehen, wenn man sich an die Auschwitz-Prozesse erinnert, die Anfang der 60er Jahre den moralisch wachen Teil der Halbnation wie ein Donnerschlag trafen. Das alles wurde von Deutschen, in deutschem Namen verbrochen? Woher kamen die Nazis? Wer hat sie finanziell unterstützt? Warum wurden sie 1933 von einer relativen Mehrheit des Volkes gewählt? Wie war es möglich, dass eine Gesellschaft, die so viele kulturelle Werte geschaffen hat, in eine solche Barbarei abgleitet?

Unsere Antwort war: Ungerechte Gesellschaften produzieren Demütigung, Verzweiflung und vor allem Hass, der sich dann in radikalen Bewegungen niederschlägt. Deshalb kämpften wir für eine Gesellschaft, in der das gemeinsam Erarbeitete gerecht verteilt wird, in der nicht nur Regierung und Verwaltung, sondern auch die Wirtschaft demokratischen Kontrollen unterliegen. Auf dieser Grundüberzeugung baute alles auf, was die Studentenrevolte mit ihren vielen Verzweigungen und Aktionen bis zum Ende der 60er Jahre darstellte. Wer die Wirkung der Auschwitz-Prozesse auf die Nachkriegsgeneration in West-Deutschland übersieht, wird die Studentenrevolte nur als einen unappetitlichen, traditionelle Werte zerstörenden Aufruhr gegen die Generation der Eltern begreifen.

Mein Studium finanzierte ich allein: Vom Tellerwäscher über Tonassistent beim Fernsehen bis hin zum Nachrichtensprecher in der Schweiz habe ich alle Stationen durchgemacht. Mein Ziel war es, Journalist zu werden. Während meines Studiums beschäftigte ich mich mit marxistischen Theorien und dem Einfluss der Wirtschaft oder der Gewerkschaften auf politische und sozial-ökonomische Entscheidungsprozesse – hier ging es mir vor allem um die Frage der Mitbestimmung in den Betrieben. Darüber hinaus interessierten mich Osteuropa, die Beziehungen zwischen den beiden deutschen Staaten und die Entwicklungschancen der damals so genannten Dritten Welt. Wie ein Großteil meiner Generation war ich nicht stolz auf

Deutschland, ja, ich schämte mich oft, ein Deutscher zu sein, wenn ich in anderen Ländern Westeuropas per Anhalter unterwegs war. Wir wollten den Zusammenschluss Europas, dort sollte Deutschland eingebunden sein.

Die Ständige Vertretung in Ost-Berlin

Nach Abschluss des Studiums entschied ich mich, eine Doktorarbeit über die politische Opposition in einem Land der Dritten Welt zu schreiben. Thema: *Die marokkanische Opposition*. Mit einem Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung versehen siedelte ich in die marokkanische Hauptstadt Rabat über, vertiefte mich in die Akten und interviewte die Vertreter der legalen – aber auch die in der Illegalität lebenden – Oppositionskräfte im ganzen Land. An der Universität Aix-en-provence in Südfrankreich wertete ich das Material erst einmal mit französischen Wissenschaftlern aus, um dann an der Freien Universität in Berlin mit der Niederschrift zu beginnen.

Ich war ehrgeizig – wohl ein wenig zu ehrgeizig. Meine Doktorarbeit sollte ein Jahrhundertwerk werden. Entsprechend langsam und sorgfältig arbeitete ich, wissend, dass ich später Gegner haben würde, die das Werk ebenso sorgfältig nach Fehlern untersuchen werden. Aber ehe ich das letzte Kapitel formulieren konnte, überraschte mich ein Angebot aus dem Bundeskanzleramt: Der Leiter der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland in Ost-Berlin, Günter Gaus, suchte einen jungen Journalisten, der über die *Normalität des Lebens in der DDR* berichten sollte. Nach einem kurzen Vorstellungsgespräch hatte sich Günter Gaus für mich entschieden. Ich siedelte von West-Berlin in eine der neu gebauten Ost-Berliner Diplomatenwohnungen und verbrachte von 1976 bis Anfang 1982 fünf spannende Jahre auf diesem Brückenkopf deutsch-deutscher Entspannungspolitik.

Ich schrieb vor allem Analysen über die innere Lage der DDR, daneben betreute ich westdeutsche Besuchergruppen oder besuchte westdeutsche Häftlinge, die in den DDR-Gefängnissen einsaßen – die meisten von ihnen wegen Fluchthilfe. Unbehelligt von DDR-Polizisten, aber unter ständiger Beobachtung der Staatssicherheit, konnte ich mich in der DDR ungehindert bewegen. Ich besuchte meine Tante in Dresden, besorgte ihr und ihren vielen Freundinnen und deren Familien alles, was man im Osten nicht hatte und im Westen kaufen konnte, und gewann viele Freunde, darunter vor allem Maler und Schriftsteller. Die trauten sich eher, mit uns umzugehen.

Selbstverständlich hielten mich viele meiner Freunde für einen als Diplomat verkleideten Spion. Dass ich einfach von der Straße weg für einen solchen Posten angeheuert wurde, konnte ich niemandem erzählen. Sie

hätten das für einen Witz gehalten – ein dünnes Mäntelchen, unter dem die Konturen des Geheimdienstmannes deutlich erkennbar waren. Immerhin konnte ich ihnen erklären, dass man die eigenen Erfahrungen nicht immer eins zu eins auf das andere System übertragen kann. Dass es unter den 90 Mitarbeitern der Ständigen Vertretung einen inoffiziellen Mitarbeiter des bundesdeutschen Nachrichtendienstes gab, war nicht auszuschließen. Günter Gaus hätte sich aber auf jeden Fall dagegen gewehrt.

Erste Rückkehr nach Gödelitz

Eines Abends im Jahre 1977 – nach einem Häftlingsbesuch in Bautzen – entschloss ich mich, nicht von Dresden aus nach Norden in Richtung Berlin abzubiegen, sondern nach Westen weiterzufahren um das Gut meiner Eltern, meinen Geburtsort zu suchen. Auf der Landkarte hatte ich die Stadt Döbeln ausgemacht, bog dort von der Autobahn ab und fuhr dann durch Ortschaften, deren Namen mir alle vertraut waren. Als das Ortsschild Prüfern auftauchte, erinnerte ich mich sofort an unsere alte Telefonnummer: Prüfern 44. Dann erreichte ich das Dorf Beicha, ich fuhr die Friedhofsmauer entlang, dahinter liegt unser Familiengrab. In der alten Dorfkirche war ich 1942 getauft worden. Im Scheinwerferlicht tauchte das Schild: Gödelitzer Weg auf. Ich folgte der angegebenen Richtung, jetzt ging es Hügel aufwärts. Nach etwa einem Kilometer tauchte im Scheinwerferlicht das Ortsschild Gödelitz auf. Mein Herz schlug bis zum Hals. Es regnete in Strömen, ringsherum war es stockfinster. Ab und an kam der Mond hinter den vom Sturm getriebenen Wolken hervor und legte ein unruhig-fahles Licht auf die großflächigen Gebäude des Gutes, die wie riesige kauernde Tiere vor mir lagen. Ich stieg aus, der prasselnde Regen durchnässte mich bis auf die Haut, lange starrte ich auf die dunklen Gebäude, dann brach es aus mir heraus: Ich sank in die Knie und weinte hemmungslos.

Auf der Rückfahrt versuchte ich meine wirren Gedanken zu ordnen. Warum weinte ich? Mein Vater war mit der Anerkennung der DDR als zweiten deutschen Staat – nicht als zweite Nation! – gestorben, die Antrittsrede Willy Brandts als Bundeskanzler hatte ihm alle Hoffnungen auf Rückkehr genommen, sein Lebensfaden zerriss. Ich selbst fand die Vertreibung als eine gerechte Strafe für den Angriffskrieg des Nazideutschlands und auch als Strafe für Auschwitz. Ich hegte keinen Groll gegen die DDR-Regierung – nicht aus diesem Grund.

Später kehrte ich wieder und wieder mit meiner Mutter und den drei Geschwistern auf das Gut zurück. Gödelitz war Staatsgut geworden, im Gutshaus war eine Trinkerheilanstalt eingerichtet worden, in unseren Kinderzimmern lebten jetzt Patienten, die durch Arbeit Heilung erhofften.

Nie dachte ich daran, eines Tages zurückkehren und Gödelitz wieder in den Besitz der Familie nehmen zu können.

Die Wiedererlangung der deutschen Einheit

Es sollte weitere 13 Jahre dauern, bis das historische Wunder der erneuten Vereinigung beider deutschen Staaten geschah. In diesen Jahren setzte ich meine unruhige Wanderschaft durch die Welt fort, von 1982 bis 1986 lebte ich in Kairo, wo ich die Entwicklungsprojekte der Friedrich-Ebert-Stiftung als deren politischer Vertreter koordinierte. Dann wurde ich nach Peking versetzt, wo ich in gleicher Funktion das dortige Koordinationsbüro aufbaute. Überall fühlte ich mich zu Hause, ich war neugierig auf die fremden Menschen und deren ganz anders geartete Kultur. Aber tief in mir spürte ich die Heimatlosigkeit. Darüber hinaus plagten mich immer wieder Zweifel, ob diese Art von Entwicklungshilfe für unsere Partnerländer wirklich nützlich sein kann.

In Peking hatte ich 1989 die Nacht auf dem Platz des Himmlischen Friedens erlebt – dort wurde die Studentenbewegung auf eine brutale Weise niedergewalzt, die Bilder von den erschossenen jungen Menschen haben sich tief in mein Bewusstsein eingegraben. Es hat mich in meiner Überzeugung bestärkt, dass eine humane Politik immer weit vorausschauend sein muss, dass wir frühzeitig die Warnzeichen ernst nehmen und entsprechen handeln müssen.

Als ich im Januar 1990 Abschied von China nahm und in das Flugzeug stieg, schwor ich mir, alles in meinen Kräften stehende zu tun, um wenigstens mein Land vor einem solchen Rückfall in die Barbarei zu bewahren.

In Berlin übernahm ich das Büro der Friedrich-Ebert-Stiftung in einer Zeit der nationalen Euphorie: Die Mauer war gefallen, Ostdeutsche konnten erstmals problemlos in den Westen reisen, frei ihre Meinung sagen und das Konsumangebot kapitalistischer Kaufhäuser ungehemmt wahrnehmen. Ich ahnte, dass die Zeit der Freudentränen und der Brüderlichkeit nicht lange andauern würde, zwei so unterschiedliche Systeme zu vereinen, würde gewaltige politische, finanzielle aber auch sozial-psychologische Anstrengungen von uns allen verlangen. Ich war mir nicht sicher, ob wir darauf genügend vorbereitet waren, ob wir dies werden leisten können.

Wenn ich heute auf die 22 Jahre zurückblicke, mischen sich Dankbarkeit, Genugtuung und Kritik zu einer seltsamen Gemengelage. Ich arbeitete – wie viele Menschen um mich herum – wie ein Besessener, um dieser gewaltigen Aufgabe in dem mir zugewiesenen Bereich gerecht zu werden. Ich war glücklich über die zahlreichen Verbesserungen auf den verschiedensten Gebieten, sah aber auch Fehlentwicklungen. Mein seit frühester Kindheit

ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl rebellierte aber auch gegen die unsensible, ungerechte Behandlung von Menschen, die sich abzeichnende Massenarbeitslosigkeit und die Raffgier Einiger, die sich in der Treuhandanstalt eingenistet hatten, um ihre Interessen auf diese Weise zu sichern.

Als Leiter des FES-Büros in Berlin versuchte ich, meine Erfahrungen einzubringen und gegenzuhalten. Ich fürchte, es hat nicht viel genützt.

Rückkehr nach Gödelitz

Zur selben Zeit verhandelte ich im Namen meiner Familie mit Vertretern der Treuhand über den Rückkauf unseres Gutes. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren alle Güter, die mehr als 100 Hektar Land umfassten, entschädigungslos enteignet worden. Die Regierung Kohl beschloss, die damalige Entscheidung der Sowjets zu respektieren – wir konnten nur hoffen, das ziemlich heruntergekommene Gut zu einem akzeptablen Preis zu kaufen und die dazu gehörenden landwirtschaftlichen Flächen zu pachten. Nach langen, mühsamen Verhandlungen konnte ich die Kauf- und Pachtverträge unterschreiben. Meinen 50. Geburtstag feierten wir in dem Zimmer des leer stehenden Gutshauses, in dem wir vier Kinder geboren wurden. Das waren unvergessliche Stunden, an die ich heute noch mit großer Dankbarkeit zurückdenke.

Dann aber ging es an den Wiederaufbau. Unsere damals 77jährige Mutter zog aus Darmstadt in das Gutshaus, sie schlief auf einem Feldbett und kochte sich ihre Mahlzeiten auf einem Campingkocher. Trotz des einfachen, ja primitiven Lebens war es, wie sie später sagte, ihre glücklichste Zeit nach der Rückkehr.

Selbstverständlich wussten wir, dass Großgrundbesitzer – als „Junker“ in DDR-Zeiten verfemt – von den Menschen um uns herum mit Misstrauen betrachtet wurden. Da das Gut leer stand, hatten wir das Glück, niemanden verdrängen zu müssen. Unsere kluge Mutter riet darüber hinaus, sich ganz vorsichtig „einzufädeln“ und den Menschen ohne Groll über vergangenes Unrecht zu begegnen. Mehr noch: Wir sollten über eigenes Fehlverhalten, über eigene Schuld nachdenken – schließlich fielen Kommunisten nicht vom Himmel, sie seien ja doch wohl auch Produkte einer ungerechten Gesellschaft. Haben wir damals zu dieser Ungerechtigkeit beigetragen? Sollten wir nicht darauf achten, dass neue Ungerechtigkeiten in unserer heutigen Gesellschaft nicht wieder gesellschaftlichen Sprengstoff erzeugen?

Noch mitten im Aufbau gründeten wir 1998 das Ost-West-Forum Gut Gödelitz.

Das Ost-West-Forum

In den Jahren, die ich in der Ost-Berliner Ständigen Vertretung arbeitete, habe ich viel über das politische System und die Menschen in der DDR gelernt. Meinen dumpfen Antikommunismus hatte ich schon in den 68er Jahren zugunsten einer abwägenden, differenzierenden Sichtweise abgebaut. Was ich aber nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten erlebte, ließ mich zwischen Empörung und Dankbarkeit immer wieder hin und herschwanken. Dankbarkeit, weil meine Familie in ihre Heimat zurückkehren konnte, Dankbarkeit auch, weil die Menschen nun reisen, frei ihre Meinung äußern und, nun ja, warum nicht: Nach Herzenslust einkaufen konnten. Hinzu kam, dass die kaputte Infrastruktur der DDR nun eine Runderneuerung erfuhr und die traditionsreichen deutschen Städte vor dem endgültigen Zerfall bewahrt wurden. Empört war ich, wie nach einer kurzen Phase der Euphorie mit den Menschen umgegangen wurde. Kennzeichnend dafür waren die kurz nach der Vereinigung einsetzende massive Arbeitslosigkeit, die Neuregelung der Besitzverhältnisse durch die Treuhand, die mit großer Selbstgerechtigkeit arbeitende Stasi-Unterlagenbehörde und der vielfach von Herablassung und Arroganz gekennzeichnete Umgang vieler Westdeutschen mit ihren „Brüdern und Schwestern“ in den neuen Bundesländern – dies alles sorgte dafür, dass der Graben zwischen Ost- und Westdeutschen immer breiter und tiefer wurde.

Aber die Empörung genügt nicht. Genügt nie! Ich begann, einem Aufruf des ostdeutschen Bundestagspräsidenten Wolfgang Thierses folgend, Biographie-Gespräche zwischen Ostdeutschen und Westdeutschen zu organisieren. Beide sollten sich während eines ganzen Wochenendes ihre Lebensgeschichten erzählen. Das wichtigste Ziel war und ist: Abbau von Vorurteilen. Und die gab es inzwischen reichlich – auf beiden Seiten. Diese Vorurteile gedeihen vorzüglich auf dem Boden von Nicht-Wissen über das Leben in einem anderen System. Der Erfolg war umwerfend: Während eines kurzen Wochenendes wurden stabile Brücken des Verstehens und des Verständnisses gebaut. Diese beeindruckenden Runden sprachen sich schnell herum – mittlerweile haben über 2000 Menschen aus Ost und West an diesen Biographiegesprächen teilgenommen; ein Ende ist nicht abzusehen.

Darüber hinaus organisieren wir inzwischen nach dem Gödelitzer Modell Biographie-Runden zwischen Deutschen und Polen, Russen, Türken und sogar zwischen Flüchtlingen aus Nordkorea und Südkoreanern. Wir gründeten ein Deutsch-Polnisches Forum, um auch hier – unter dem Dach der Europäischen Union – Vorurteile abzubauen und mit zu helfen, eine stabile Freundschaft zwischen den beiden Völkern aufzubauen. Welch

wunderbare Freundschaften sich mittlerweile auch privat zwischen uns entwickelt haben!

Und nicht zuletzt versuchen wir, mit der auf Gut Gödelitz errichteten Werte-Akademie eine junge Gegenelite zu der herrschenden Funktions-Elite heranzuziehen – eine junge Generation, die sich nicht nur um ihre Karriere kümmert, sondern auch sehr bewusst die Verantwortung in der Gesellschaft übernimmt.

Mit der Rückkehr unserer Familie auf das Gut hat sich ein großer Lebenskreis geschlossen. Geschichtliche Katastrophen, die hinter uns liegen, dürfen uns nicht noch einmal überrollen. Sie sind *menschengemacht*. Wir müssen es schaffen, in einer Gesellschaft zu leben, die gerecht und nach innen und außen friedensfähig ist. Die Gründung des ost-west-forums ist mit diesen Zielsetzungen verbunden, sie liegt jenseits des Mehrens und Hegens eigener Interessen und Besitztümer. Sie geben unserem – sie geben meinem Leben Sinn.

Axel Schmidt-Gödelitz, geboren auf Gut Gödelitz/ Sachsen am 6. April 1942.

Nach Enteignung des Gutes durch die sowjetische Besatzung Flucht der Familie nach Westdeutschland.

Studium der Politischen Wissenschaften und Volkswirtschaft in Berlin und Aix-en-Provence/ Frankreich.

Nach dem Ende des Studiums freier Journalist. Von 1976 bis 1981 Mitglied der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland bei der DDR in Berlin (Ost). Danach Koordinator der Entwicklungsprojekte der Friedrich-Ebert-Stiftung in Ägypten und der Volksrepublik China.

1990 Rückkehr nach Deutschland, Leiter der Büros der Friedrich-Ebert-Stiftung in Berlin von 1990 bis 2003. Kauf des Gutes Gödelitz von der Treuhand, 1991 Rückkehr der Familie auf das Gut.

Aufbau des ost-west-forums mit dem Ziel, Brücken zwischen den beiden Bevölkerungsteilen des wiedervereinigten Deutschlands zu errichten – vor allem durch kleine Biografiegesprächsrunden, an denen mittlerweile mehr als 2.600 Menschen teilgenommen haben. Dieses „Gödelitzer Modell“ wird mit großem Erfolg weltweit eingesetzt, um Vorurteile und Spannungen zwischen verschiedenen Bevölkerungsteilen abzubauen.

Daneben wurde unter dem Dach des Gödelitzer ost-west-forums eine WerteAkademie für junge Führungseliten gegründet mit dem Ziel, einer weitgehend wertefreien Funktionselite ein

Netzwerk von jungen, wertorientierten Führungskräften entgegenzusetzen.

Axel Schmidt-Gödelitz ist mit einer Ostdeutschen verheiratet, hat zwei Söhne. Er leitet neben dem ost-west-forum den landwirtschaftlichen Betrieb des Gutes.

Er liest gerne. Für weitere Hobbys findet er keine Zeit.

JAN CHRUŚLIŃSKI

Sie haben uns das Leben zur Hölle gemacht

Während eines Gesprächs bei Professor Karol Czeżarek haben wir über ein jahrelang vernachlässigtes Kapitel der Geschichte des Zweiten Weltkrieges gesprochen, das heißt über Deportation der Polen zur Zwangsarbeit nach Deutschland, über Verfolgung und Ausbeutung der Völker Europas.

Im Gespräch einigten wir uns darüber, dass das Thema der Zwangsarbeit (*de facto* Sklavenarbeit) im Dritten Reich in Polen marginal betrachtet wird. Des Professors Ansicht nach gibt es nur wenige Personen und Institutionen, die sich daran erinnern und der Opfer gedenken wollen, weil man bisher überwiegend mit dem Thema des Holocaust beschäftigt war. Ich meine, dass beide Fragen gleich wichtig sind – das verloren gegangene Leben der Polen, von denen nur eine kleine Gruppe noch lebt, soll zur Erinnerung aufgezeichnet und auf diese Art und Weise den Nachfahren anvertraut werden. Ich finde, dass diese Angelegenheit das Interesse aller wecken kann, die bisher die ganze Tragödie der Menschen, die vom NS-System gequält worden waren, nicht kannten.

Ich habe Berichte von vier Personen aus meinem Familien- und Bekanntenkreis versammelt, die in den Jahren 1939-1945 die Sklavenarbeit für die Wirtschaft des Dritten Reiches geleistet haben. Diese Zeitzeugnisse bilden nur einen kleinen Ausschnitt der Schicksale von Millionen Zwangsarbeitern, die nach Deutschland ausgewiesen waren.

Zofia Piotrowska, geb. Burakowska (die Mutter meiner Frau), kam in Albertyna, einer Kleinstadt an der Issa im Kreis Słonim in der Ostmark der II. Polnischen Republik, am 13.05.1924 zur Welt. Als sie neun Jahre alt war, starb ihre Mutter.

„Das Land der Kinderjahre“ blieb ihr als eine schöne Gegend in Erinnerung, gelegen in grüner und vertrauter Landschaft um Nowogródek, in dem Litauer Urwald „voller Geister“, mit kristallklaren Seen und alten Burgen, deren Geschichte bis in die Kämpfe unserer Ahnen für ein freies Polen und Litauen zurückreicht. Mit Nostalgie erinnerte sie sich auch an die Atmosphäre von Wilna mit dem Tor der Morgenröte und engen Gassen der Altstadt.

1939, kurz vor dem Einmarsch der sowjetischen Truppen in Albertyna, gelangten ihr Vater, Jan Burakowski, mit Zwillingssöhnen und der jüngsten Tochter Zosia nach Sokółów Podlaski. Hier trat er mit seinen Söhnen der Polnischen Heimatarmee bei und beteiligte sich aktiv an den Kämpfen gegen Hitlers Besatzungsmacht. 1942 wurde die ganze Familie wegen des Versteckens von Juden von der Gestapo verhaftet. Der Vater und die Zwillingbrüder wurden erschossen. Im Juli 1943 wurde die 18-jährige Zosia bei einer Stadtrazzia in Sokółów Podlaski festgenommen und ins Gefängnis in Białystok und später ins Konzentrationslager in Treblinka gebracht. Von dort kam sie nach Deutschland, wo sie in einem Arbeitslager an den Rüstungswerken in Hannover untergebracht wurde. An die Erlebnisse aus Treblinka wollte sie sich nicht erinnern und wollte auch nicht über sie sprechen. Eines Tages fragte ich, wie es möglich war, dieses Inferno zu überleben?

Soweit ich mich erinnern kann, antwortete sie:

„Die Wirklichkeit von Treblinka – dem Vernichtungslager – war die einer Umwelt, in der alle Werte der westlichen Zivilisation aufgehoben waren; es zerfiel die seit Jahrhunderten aufgebaute Struktur der ethischen Normen, der Intellekt erfuhr eine tödliche Niederlage, und die degenerierten Gefühle schienen eine luxuriöse Beilage zur biologischen Existenz zu sein.

Es war nötig, sich innerlich aufs Überleben einzustellen, aber auch die Fähigkeit zur innerlichen Distanz zu entwickeln, um Dinge auszuhalten, die im Lager geschahen. Jeden Tag kamen neue Transporte mit Menschen an, drei Tausend, fünf Tausend Personen; nach zwei Stunden waren sie bereits tot“.

Aus den Erzählungen von Zofia Piotrowska, meiner Schwiegermutter, taucht ein schier unfassbares Bild der Behandlung der nach Deutschland geschleppten Zwangsarbeiter auf.

Alle Frauen aus den Transporten wurden in Lagerbaracken untergebracht. Die Kinder wurden von ihren Eltern getrennt, einer rassistischen Prüfung unterzogen, aufgrund deren sie entweder in Kinderkonzentrationslager oder in spezielle Erziehungsheime kamen, um dort eingedeutscht zu werden. Sie wurden fotografiert und mit Kennnummern versehen, ihre Fingerabdrücke wurden abgenommen. Das Lager wurde mit Stacheldraht umzäunt, und in jeder Ecke befand sich ein Wachturm. Das war ein kleines Lager mit knapp

ein paar Dutzend Baracken, das in zwei Teile geteilt war: ein Teil für Männer, der zweite für Frauen. Die Funktion der Wächterinnen übten Ukrainerinnen aus, die mit Knüppeln aus Kuhhufen bewaffnet waren.

In der Halle einer großen Baracke standen metallene Etagenbetten ohne Strohsäcke. In jedem Bett schliefen zwei Personen, es gab aber nur jeweils eine Schlafdecke. Diese geräumige Baracke wurde nur durch einen eisernen Ofen beheizt, für jeden Tag wurden 30 Braunkohlebriketts zugeteilt. Die Latrine befand sich in der Ecke.

„Ich habe die Sklavenarbeit in der Maschinenfabrik Niedersachsen Hannover (MNH) bei der Produktion der Ersatzteile für Militärwagen und andere Militärausrüstung begonnen, u. a. für *Panther* und *Jagdpanzer V* der Firma Hanomag, d.h. für den größten Produzenten der Panzer und Transportwagen im Dritten Reich.

Das Gelände der Fabrik durfte keiner ohne Erlaubnis der Wächter verlassen. Wir waren durch den Buchstaben 'P' gekennzeichnet. Wenn man ihn nicht getragen hatte, bekam man eine Geldstrafe. Wir wurden mit Verachtung behandelt. Sogar Kinder beschimpften uns als 'polnische Schweine'. Während der zwölfstündigen Arbeit gab es nur eine fünfzehnminütige Frühstückspause und eine halbstündige Mittagspause, in der man Kaffee oder Suppe bekam. Am Abend bekam ich ein Viertel Brot und einen halben Liter Suppe. Ich war nicht nur ständig hungrig, sondern mir fehlte auch eine gute Kleidung: Ich hatte nur Holzschuhe, einen Rock und eine Jacke. Für die Arbeit bekamen wir 12 Mark monatlich.

In der Fabrik arbeiteten an die 300 Zivilarbeiter aus Polen, Frankreich, Belgien, Holland und der Sowjetunion. Außerdem waren da auch sowjetische, französische und polnische Kriegsgefangene aus dem Außenkommando – Stalag XI B. – des Kriegsgefangenenlagers beschäftigt.

An der Schwelle zwischen 1944 und 1945, während der wiederholten nächtlichen Flächenbombardements, rannten wir voller Panik, aber auch Hoffnung auf Freiheit aus den Baracken. Ende März wurden die Nachbargebäude während eines Luftangriffs in Trümmer gelegt. Am nächsten Tag zerstörten die Bomben unsere Wohnbaracken. Auf diese Weise fand die Zwangsarbeit der Frauen ihr Ende.

Nach der Einnahme von Hannover durch die amerikanische Armee wurde ich ins Lager 'für die heimatlosen Ausländer' (DP-Lager) verlegt. In der katholischen Lagerkapelle heiratete ich den im Lager kennen gelernten Antoni Piotrowski, einen Soldaten, der gegen die Deutschen während ihres Polenfeldzugs im September 1939 kämpfte und als Kriegsgefangener in einem Stalag inhaftiert wurde.

Nach einiger Zeit fuhren wir nach Grudziądz (Graudenz), in die Heimatstadt meines Mannes. Kurz nach der Heimkehr 1946 kam unsere Tochter Iza zur Welt“.

Zofia Piotrowska starb 1977 im Alter von 52 Jahren und wurde auf dem Gemeindefriedhof in Chmielnik in der Woiwodschaft Heiligkreuz beigesetzt. Ihr stark abgekürzter Bericht wurde 1971 niedergeschrieben.

Stanisław Dulewicz, geboren am 24.04.1893 in Słomniki im Kreis Miechów in der Krakauer Woiwodschaft genoss die Hochschulausbildung und war vor dem Krieg Lehrer im Gymnasium in Radziejów Kujawski.

Ich habe Herrn Stanisław 1960 während meines Urlaubs in Darłowo kennen gelernt. Sein siebzigjähriger Werdegang könnte als Vorlage für mehrere Langspielfilme dienen. Die vorliegende Erzählung bezieht sich auf einen kurzen Abschnitt seiner Erlebnisse aus der Zeit seines Aufenthaltes und seiner Zwangsarbeit in Deutschland in den Jahren des Zweiten Weltkrieges. Damals hörte ich seine Geschichten an ein paar Abenden im Sommer wie verzaubert.

„Anfang Mai des Jahres 1944 wurde ich gemeinsam mit meinen zwei Töchtern: Anna und Maria Weronika sowie meinem Sohn Andrzej während einer Straßenrazzia in Radziejów Kujawski festgenommen und ins Transitlager nach Posen, später ins Konzentrationslager nach Piła abtransportiert. Unter Ruhr leidend wurde ich mit Kindern zur Zwangsarbeit in Rügenwalde eingewiesen.

Von Piła nach Darłowo fuhren wir in Viehwagen unter Aufsicht einiger Soldaten und des Wachtmeisters der Gendarmerie, der die Personaldaten unserer Gruppe beaufsichtigte. Ich war nach einer beinahe einwöchigen Hungerzeit im Lager und blutigen Dysenterie physisch total erschöpft. Ich konnte mich nicht im Stehen halten, deshalb hat man mich auf einer Leichenbahre in den Waggon getragen. Das Bewusstsein, dass ich auf eine so ungewöhnliche Weise mit drei Kindern dem Vernichtungslager entkam, dass ich ins Ungewisse fahre und dass die künftigen Lebensverhältnisse nicht schlimmer sein können als die, denen ich entfloh, stärkten mich dermaßen, dass ich die Anstrengungen der Reise aushielt. Dies um so mehr, als die Mithäftlinge, die mitgefahren waren, mit mir und meinen Kindern die dürftigen Lebensmittelrationen teilten.

In Darłowo kamen wir Ende Mai 1944 an. Vor dem Arbeitsamtsgebäude begann der Handel mit Menschen. Ein paar Dutzend Bauern haben die Polen gemustert, ihre Muskulatur, ihre Augen und Zähne geprüft. Eine auf diese Weise ausgewählte Person wurde der Familie brutal entrissen. Der Bauer zahlte dem Arbeitsamtsbeamten 20 RM als Kosten des Transports des polnischen Arbeiters, er legte die Hand auf die Schulter des gekauf-

ten Arbeiters und schob ihn in Richtung Pferdegespann, um ihn auf seinen Bauernhof zu bringen. Diese ganze Transaktion verlief unter peinlichen Schreien, Tränen und Krämpfen. In unmenschlicher Weise wurden Männer und Frauen, auch Kinder von ihren Eltern getrennt. Aufgrund meiner guten Deutschkenntnisse wurde ich zu einem Dolmetscher ausersehen. Meine Rolle war bei diesen Transaktionen sehr peinlich und schwer. Den mit Gewalt getrennten Familienmitgliedern, die kein Deutsch kannten, musste ich erklären, was mit ihnen passiert, und ich war nicht in der Lage, ihnen die Adressen der deutschen Ortschaften, in die sie eingewiesen wurden, einzuprägen, weil diese Namen für sie seltsam klangen.

Das Unglück der Familientrennung hat auch mich getroffen. Zunächst hat eine Deutsche mir unsere Tochter – Hania entführt, dann nahm ein Bauer, rot im Gesicht wie eine rote Beete, die Weronika mit, und ich weiß ja nicht, wann man mir den Sohn, Jędrej, damals 13-jährig, nahm. Es geschah so schnell, dass ich sogar keinen Abschied von den Kindern nahm, ich wusste auch nicht, ob ich die Kinder je finde oder noch einmal in meinem Leben sehen werde. Aus einer Menge von etwa hundert Personen blieb ich alleine – machtlos, erschreckend traurig und beinahe zum Tode erschöpft stand ich da auf jenem Markt für den Menschenhandel nicht mehr als Mensch, sondern als ein unbrauchbarer Gegenstand, der sich eigentlich nur zum Wegwerfen in den Müll eignet. Die Augen einiger Bauern musterten mich flüchtig, aber keine Hand griff nach mir brutal, so wie man dies mit anderen machte. Plötzlich erschien noch ein verspäteter Deutscher – Paul Neitzke, der seinen Bauernhof in Darłowo an dem Weg nach Sławno hatte. Er brauchte einen starken Bauernknecht und meinte, dass er aus der großen Gruppe der angekommenen Polen sich einen auswählt.

Der Beamte zeigte auf mich und sagte:

– Es ist nur einer geblieben.

In diesem Moment landete seine Hand auf meiner Schulter. Er drehte meinen Kopf zu sich um, hielt mich eher stark unter das Kinn und in meine müden Augen schauend sagte er:

– Ich will einen kräftigen Mann, und dieser hier ...

Er beendete den Satz nicht mehr. Aber die nicht verheimlichte Ironie, gepaart mit einer verächtlichen Geste, wiesen deutlich darauf hin, dass er die 20 RM für mich nicht zahlen wollte, aber er tat es! Als wir mit Pferdegespann durch die Straßen von Darłowo fuhren, fragte er mich viel. Vor allem, was ich von Beruf bin?

Ich bin Gymnasiallehrer – antwortete ich.

Seine „Wa-a-a-as?“ drückte Verwunderung aus, aber vor allem Unzufriedenheit, weil Menschen mit solchen Qualifikationen sich meistens für eine

schwere Feldarbeit nicht eignen. Ich erklärte ihm, dass ich außer Polnisch – meiner Muttersprache und Deutsch noch andere Sprachen kenne: Russisch, Französisch, etwas weniger Englisch, sehr gut Latein und wenig ersprießlich Griechisch. Der Bauer sprach mich Russisch an, das er noch aus der Zeit des Ersten Weltkrieges nicht schlecht kannte, weil er Kriegsgefangener in russischer Gefangenschaft war. Dann fragte er mich nach meiner Familie.

– Ich bin Witwer mit drei Kindern, die an andere Höfe eingewiesen wurden, aber ich weiß nicht wohin.

In diesem Moment waren wir angekommen. Der Hausherr hat mich in die Küche geführt, hat mir empfohlen, sich am Tisch hinzusetzen, der mit allerlei Leckereien beladen war, über die ich im Lager nicht einmal träumen konnte. Auf dem mit einer weißen Tischdecke bedeckten Tisch lag vor mir ein weißes Weizenbrot, daneben ein Roggenbrot aus eigenem Ofen und ein Teller mit heißer Bouillon mit Nudeln. Danach servierte man eine Henne in Sahnesauce, ein Stück gekochter Wurst und zum Schluss einen großen Topf saurer Milch und einen zweiten, kleineren mit süßer Milch.

Außer anderen Lagerkrankheiten hat mich auch der Skorbut heimgesucht, und mein nach den Hungerportionen der Lagerversorgung geschrumpfter Magen konnte nicht den geringsten Teil davon vertragen, was ich vor mir hatte und was meine Augen erfreute.

– Ich bin sehr müde und bitte um eine kurze Pause – sprach ich endlich den Hauswirt an, der auf meine Erschöpfung schauend mich über eine steile Treppe in ein Zimmer im Dachgeschoss hinaufführte. Im Zimmer stand ein Bett, auf dem sich ein paar schneeweiße Kissen auftürmten, und auf dem gestrichenen Fußboden lag ein bunter Teppich. Um das Bett nicht zu beschmutzen und keine Lagerinsekten in die Wohnung hineinzulassen, zog ich meine stark beschädigte Kleidung aus, bürstete sie mit dem Rest meiner Kräfte, wusch mich mit warmem Wasser und zog mir frische Unterwäsche an, die ich von Herrn Neitzke geschenkt bekommen habe.

Er und seine Frau waren alte, tüchtige und gutmütige Menschen, die sich für mich als sehr verständnisvoll erwiesen haben, als ich das Essen und das stundenlange Ausruhen im bequemen Bett nicht mit der Arbeit im Bauernhof ausgleichen konnte. Mit anderem Blick schaute auf mich ihre verheiratete Tochter, die Mutter eines Säuglings, deren Mann irgendwo an der Ostfront kämpfte. Sie behandelte mich wie einen Schmarotzer, schroff und abweisend, sogar feindlich; bejahend und ohne Bedenken befürwortete sie die neue Hitlermoral und Mentalität. Die Eltern und ihre Tochter – das waren zwei diametral unterschiedliche Generationen.

Ein paar Tage nach meiner Ankunft, trotz der Anordnung von Neitzke, dass ich keine schwere physische Arbeit verrichten solle, solange ich nicht

wieder zu Kräften komme, ging ich am frühen Morgen zum Pferdestall, um den Pferdekot mit einem Hubkarren auf einen hohen Haufen auszufahren. Um die Spitze des Haufens zu erreichen, musste man auf ein steil gelegtes Brett auffahren. Ich wollte auf diese Weise mich für die gute Behandlung bedanken. Allerdings habe ich meine Kräfte überschätzt, weil ich in der Mitte dieses Weges umstürzte, und der Karren fiel auf mich mit der ganzen Ladung. Neitzke hat mir geholfen, aufzustehen, und er hat mich schroff gerügt wegen meines Eifers. Nach einer Woche, als es mir schon besser ging, hat mich der Hausherr auf eine Wiese zum Heuharken geführt. Diese Arbeit im Sonnenschein konnte einem Gesunden leicht und angenehm scheinen, für mich war sie anstrengend, weil ich zweimal in Ohnmacht fiel. Geschwächt durch das Lager und die Krankheit konnte ich keine schweren Arbeiten verrichten. Meine Ohnmachtstürze gingen dem Bauern auf die Nerven, so dass er mich am nächsten Tag nach beinahe zwei Wochen bei ihm zum Arbeitsamt führte und bat, mich aus der Liste seiner Mitarbeiter zu streichen und mich zu einer leichteren Arbeit einzuweisen. Im Arbeitsamt sagte man ihm, dass ein Ausländer und insbesondere ein Pole in keinem Büro arbeiten dürfe, und ein Lehrer, Priester oder Arzt könne als „verfluchter Pole“ bei den Deutschen mit keinen Gefälligkeiten rechnen.

Bei meiner Hinführung zum Arbeitsamt, wo über meine Person verfügt werden sollte, trafen wir dort Frau Lignitz, die Inhaberin von einer Bauernwirtschaft, die große Flächen an Gemüse- und Obstgärten umschloss. Sie suchte nach einem Arbeiter. Mein bisheriger Arbeitgeber, Neitzke, der wahrscheinlich den Charakter von Frau Lignitz kannte, sagte mir diskret, dass ich jede Zeit zu ihm kommen könne, sollte ich je Hunger oder keinen Platz zum schlafen haben. Als Frau Lignitz vom Amt einen Bescheid bekam, dass sie über mich rechtlich verfügte, krallte sie ihre Fänge in meine Schulter und führte mich zu ihr nach Hause an der Zamkovastr. Dort hat sie mit einer schreienden Stimme gesagt:

Seit dieser Zeit wird die direkte Macht über mich durch sie – Frau Lignitz – ausgeübt, dann steht der Bürgermeister der Stadt, und die letzte Instanz, von der mein Schicksal und mein Leben abhängen, ist der Polizist in der Zamkovastr. Sie hat weiter hinzugefügt:

Amtlich heiße ich Landarbeiter, in ihrem Ausdruck – Knecht Klaus. Der Landarbeiter darf nicht die Stadt verlassen oder andere Landarbeiter treffen, er darf nicht die Hauptstraßen benutzen, wenn er einen Deutschen sieht, muss er ihm den Weg räumen, vom Bürgersteig treten und ihn mit Verbeugung und bloßem Kopf begrüßen, er darf weder Zeitungen noch Bücher lesen, er darf mit deutschen Frauen nicht sprechen, er darf nicht die Kirche besuchen, er darf nicht erkranken.

Wenn ein Landarbeiter erkrankte, wurde er seinem Schicksal überlassen und es war möglich, dass er vor Hunger starb. Die obigen Anordnungen wurden von Hitlers Beamten erlassen, und solche Bauern wie Lignitz erfüllten sie mit Eifer, indem sie Opponenten persönlich bestraften oder sie beim Bürgermeister anzeigten.

Jedoch später besuchten mich insgeheim viele Polen aus Darłowo und der Stadtumgebung. Sie hörten, dass ich Lehrer bin und kamen um Rat zu holen, oder baten um Hilfe beim Briefeschreiben, oder kamen nur um zu plaudern. Sie wollten auch Nachrichten darüber hören, was in Europa und weltweit geschieht. Es gab unter ihnen auch solche, denen ich Mathe, Geschichte, Geographie beibrachte, und die Bücher lasen, die man aus Polen geschoben hat und die wie Kostbarkeiten aufbewahrt wurden. Sie wollten einfach ihre Sprache in der Fremde nicht vergessen.

Meine Arbeit dauerte von sechs Uhr morgens bis sieben Uhr abends, mit einer einstündigen Pause fürs Mittagessen. Zu meinen Aufgaben gehörte, Geflügel und Kaninchen zu füttern, für das ganze Haus einzukaufen und nach dem Frühstück um etwa sieben Uhr einen großen, schweren Handwagen ein paar Kilometer weit zu den Gartenanlagen am Fluss zu schieben. In der Mittagszeit zwischen 12.00 und 13.00 Uhr sollte ich mit diesem Wagen Obst und Gemüse befördern, die Frau Lignitz zu Hause verkaufte. Am Nachmittag dauerte die Arbeit in der Gartenanlage bis 19.00 Uhr. Schon wieder musste ich nach der erschöpfenden Arbeit den mit Obst und Gemüse überfüllten Wagen bergauf schleppen. Es geschah oft, dass ich keine Kraft mehr hatte, um das spärliche Abendessen zu essen.

Mein Schlafplatz wurde mir im Dachgeschoss zugewiesen, das voll mit alten, verwahrlosten Möbeln und Lumpen angefüllt war. In der Nacht lebte der Dachboden durch Piepse der Hühner oder Geräusche der Mäuse und Ratten auf. Das Dachgeschoss bestieg man durch eine schräge Treppe und teilweise mit einer Leiter. Im späten Herbst und Winter wurde ich in einem kleinen Waschraum untergebracht, wo es nur ein Fenster ohne Scheiben gab, die durch Platten aus Sperrholz ersetzt wurden. Der Fußboden war aus Zement. In einer Ecke stand der Feuerherd, gebaut aus ein paar Ziegelsteinen, auf dem ein Kessel mit Wäsche kochte. Die Wände wurden vom Rauch aus diesem Herd so schwarz, dass sie den Scheunenwänden ähnelten. Die Eingangstür schützte nicht vor Kälte, weil sie undicht und durchlöchert war und in der Mitte eine große Spalte hatte. Einen Ofen zur Beheizung des Raumes gab es nicht. Ich hatte auch kein Bett. Ich habe mir nur aus ein paar Brettern eine primitive Couch gemeistert, auf der ich eine „Matratze“ aus alten gelöcherten Säcken legte. In solchen Verhältnissen lebte ich bis zum Kriegsende.

Vor der nahenden Front flohen viele Menschen durch die Straßen von Darłowo. Auf den Fuhrwagen saßen Frauen, Kinder oder Kranke mit vielen Gütern, die eben in letztem Augenblick noch zu retten waren. Die Hoffnungslosigkeit der Deutschen wuchs von Tag zu Tag. Wer von ihnen in den Nazi-Strukturen fortgeschritten engagiert war, auf seinem Gewissen viele inhumane und völkermörderische Sünden hatte, aber über Geld verfügte, der kaufte sich eine Schiffskarte und verschwand hinter dem Horizont.

In der Nacht vom 6. auf den 7. März 1945 besetzten die russischen Truppen Darłowo. Ein paar Tage später fand ich meine Kinder: Anna, Maria – erkrankt an Adernentzündung und Jędrek mit Fußgeschwür. Die Militärkommandantur der Stadt legte Ausgangssperren fest und befahl unter Strafe allen Deutschen, Polen und Franzosen, sich anzumelden. Ich eilte also mit meinen drei Kindern. Während der Aufnahme sagte ich, dass ich Lehrer mit Polnisch-, Russisch-, Deutsch-, Französisch-, Latein- und Griechischkenntnissen bin, und dass ich auch, zwar ein bisschen schlechter, Englisch kann. Darauf entgegnete ein russischer Offizier, ohne nach meiner Zustimmung zu fragen: „Ihr werdet bei uns als Dolmetscher arbeiten“.

In der Stadt suchte man nach Arbeitern. Man hat die Arbeitsplätze sogar den Deutschen, die in Darłowo geblieben sind, angeboten. An der Straße nach Sławno sammelte sich eine große Menschenmenge, vor allem Frauen, einige Männer und Jugendliche. Die Anwerbung fand vor der Ziegelbrennerei statt. Plötzlich erkannte ich in der Schlange Frau Lignitz, meine Arbeitgeberin, die Polen hasste, und hinter ihr zwei ihrer Enkelkinder, die gemeinsam nicht mal 10 Jahre alt waren. Hinter den Kindern ging ihre verheiratete Tochter, die einen Kinderwagen mit dem vor kurzem geborenen Säugling schob. Ich bemerkte, dass ihre Kleidung ungepflegt aussah, und es schien, als ob sie sie eine längere Zeit nicht wechselten. Die Gesichter der Kinder waren blass und abgemagert, die Köpfe und unteren Gesichtspartien waren mit Krusten einer Hautkrankheit überzogen. Ich dagegen sah viel besser als früher aus, ich war auch untadelig gekleidet. Unerwartet fiel Frau Lignitz mir zu Füßen nieder und wollte meine Hand küssen mit der Bitte, sie und ihre Tochter als Arbeiterinnen in ihrer ehemaligen Gemüsegartenanlage einzustellen. Sie sprach mich auch per Sie an. Ihre Bitte habe ich erfüllt und bei der Verabschiedung sagte ich, dass sie in ihre alte Wohnung zurückkehren können. Ich versprach, sie am Abend zu besuchen. Falls ich je in meinem Herzen einen Groll gegen sie hegte oder Kummer empfand – hatte ich jetzt angesichts der moralischen und physischen Schicksalsschläge, die diese Familie erlitt, meine ganze Feindseligkeit aufgegeben. Nicht ich, sondern die beiden Lignitz brauchten nun Betreuung und materielle Unterstützung, die ich ihnen an diesem Abend im Beisein

meiner Kinder auch gewährleistet habe. Ich betonte auch, dass sie mich jeder Zeit um Hilfe bitten können, wenn sie etwas brauchen“.

Stanisław Dulewicz starb am 13. September 1963. In den Jahren 1945–1947 war er der erste polnische Bürgermeister von Darłowo nach dem Zweiten Weltkrieg. In seiner Amtsperiode wurde die Bahnstrecke Darłowo-Sławno fertiggestellt und die Fischergenossenschaft gegründet. 1997 hat ihn der Stadtrat von Darłowo *posthum* mit dem Ehrentitel der Stadt ausgezeichnet. Er ist auch Pate des Stadtgymnasiums in Darłowo.

Antonina Abramiuk wurde am 03.11.1928 in Frankreich geboren. 1932 kehrte ihre Familie nach Polen zurück und ließ sich in Busko-Zdrój nieder. Frau Abramiuk genoss Hochschulausbildung, ist vereidigte Dolmetscherin der deutschen Sprache, lebt und wohnt in Stettin in der Al. Wyzwolenia 2/3.

Diese Geschichte handelt von Kriegserlebnissen eines Kindes, damals eines elfjährigen Mädchens, Tosia Abramiuk. Die Erzählung ist daher ungenau, unvollständig, insbesondere was die Anfangsjahre des Krieges anbetrifft, und wird mit Beschreibung der weiter vergangenen Jahre immer ausführlicher.

„Es war in Busko-Zdrój, im Februar 1940, eines Tages kam mein Vater nicht mehr nach Hause. Er wurde während einer Straßenrazzia festgenommen und wir wussten nicht, was mit ihm passierte. Nach einer gewissen Zeit bekamen wir eine Nachricht von ihm, dass er zu Zwangsarbeit nach Deutschland abtransportiert wurde. Er lebte also, er arbeitete bei einem Bauunternehmen in Wattenstedt, in der Nähe von Braunschweig. Wir blieben zu Hause alleine mit meiner Mutter und meiner zweijährigen Schwester. Über zehn Tage später bekam auch meine Mutter den Befehl, nach Deutschland zur Zwangsarbeit auszureisen. Sie hatte lediglich ein paar Tage für die Vorbereitungen. Sie bemühte sich, nur die nötigsten Dinge zu packen, sie wusste ja nicht wohin, für wie lange wir fahren, oder in welchen Verhältnissen wir leben werden. Sie packte deshalb Wäsche und einige Kleidungsstücke in zwei Säcke, der Bequemlichkeit wegen, und ich stopfte noch ein Lehrbuch der polnischen Sprache für die fünfte Klasse der Grundschule, unter dem Titel *Das Lied über unser Land* hinein. Das Buch sollte mich begleiten, wie es sich später zeigte, während der nächsten fünf langen Jahre der Vertreibung, und es sollte mir auch den Polnischunterricht ersetzen. Ich weiß ja selbst nicht, wie es sich bis heute aufbewahrt haben konnte, da alle anderen Dokumente oder Fotografien aus dieser Zeit verloren gegangen sind. Heute ist es mein Schatz, mein teuerstes Andenken.

Wir wurden mit Pferdewagen nach Kielce abtransportiert. Es gab viele davon. Ich saß in dem letzten Wagen. Als wir durch die sog. „Beamtenkolo-

nie“ durchfahren, sah ich die Jadzia Chruślińska aus meiner fünften Klasse laufen. Mit anderen Dingen beschäftigt, achtete sie nicht auf unsere Fuhrwagen, sie hat auch mich nicht bemerkt. Dieses Bild hat sich tief in meine Erinnerung eingeprägt als ein Abschied von meiner Schule und von Polen.

Der Weg von Busko nach Kielce ist 50 km lang. Draußen tobte der Wind, er hat den leichten Schnee nach oben aufgesogen und aus ihm kleine Wirbel gemacht. Und dazu gab es noch diesen Pfiff! Aus dem Wald, an dem wir vorbeifuhren, vernahmen wir Geräusche schaukelnder Bäume. Über uns hingen dunkle Wolken. Es schneite. Weiße, spröde Nadelchen fielen hinter unsere Jackenkragen, sackten auf den Haaren und Schultern ab, stachelten in die Wangen. Die großen Schneeflocken bildeten in der Luft einen weißen, schwebenden, unendlichen Schleier. Wir durchdrangen dieses Schneespaketeckel nur sehr langsam.

Bei der weiteren Fahrt haben die Deutschen viele Menschen aus anderen Dörfern hinzugetrieben. Ich erinnere mich, dass ein kleines Mädchen aus einem Haus hinauslief und schrie: – Mutti! Mutti! – sie rannte bis an unseren Wagen und bestieg ihn. Das war, wie es sich später zeigte, die neunjährige Marysia, der man die Mutter, Frau Kowalowa, wegnahm. Sie ist mit uns weitergefahren.

In Kielce wurden wir neben dem Hauptbahnhof ausgeladen. Die Nacht verbrachten wir am Boden. Am nächsten Tag wurden wir erschöpft und verschmutzt in einen Zug verladen. Das waren Güterwagenzüge ohne Abteile. Es herrschte ein großes Gedränge. Nach ein paar Stunden wurden wir in Radom ausgeladen und zu einem unbekannten Ort gejagt. Meine Mutter, eine starke Frau, konnte sich mit dem Gepäck nicht helfen. Sie war einfach nicht in der Lage, dem Getümmel Schritt zu halten. Sie trug den ersten Sack fort und kehrte zurück, um den zweiten zu holen, dabei hielt sie immer das kranke Kind auf dem Arm. Ich war auch mit einer Tasche und einem Rucksack beladen. Nach einer Nacht auf dem Fußboden war ich sehr erschöpft. Wir wurden in eine Halle eines langen Gebäudes geführt, in der viele mit Stroh ausgelegte, hölzerne Etagenpritschen standen. Vor Erschöpfung sank ich nieder. Meine Mutter brachte ein großes Stück Brot (einen Esslöffel darin) und Marmelade – also die ganze vorgesehene Verpflegung.

Nach ein paar Tagen fuhren wir weiter, aber an diese Reise erinnere ich mich nur vage. Zunächst sah ich eine große Aufschrift Warschau-West, dann mehrmals Breslau, Bremen. Zwei Wochen lang wurden wir kreuz und quer durch Deutschland transportiert, und an verschiedenen Orten veranstaltete man mit uns modernen Menschenhandel. Es kamen Bauern, schauten sich das Menschenmaterial an und wählten für sich die Kräftigsten. Unser Transport wurde immer kleiner. Auch die Frau Kowalowa mit ihrer Tochter

Zosia sind irgendwo unterwegs verschwunden. An meiner Mutter mit zwei Kindern gab es keinen Bedarf, deswegen wurden wir sehr lange hin und her gefahren. Endlich wurden wir aus den Zugwaggons hinausgeworfen und marschierten lange durch eine bereifte Straße bis zum Lager. Ich war erschöpft, ich trug ja einen schweren Rucksack, so dass ich beinahe umfiel und jemand hat mich aufrecht gehalten. In einem Gebäude, in einem großen Saal mussten wir uns ganz ausziehen. Die Kinder – Jungen und Mädchen blieben mit den Frauen. Ich schämte mich meines nackten Körpers. Das war wahrscheinlich ein Bad, aber in meinen Erinnerungen blieben keine Bilder vom Baden oder Wasser. Geblieben sind nur Bilder von Tischen, die in einer Reihe parallel zur Wand gestellt waren und mit ihr einen Korridor in den nächsten Raum bildeten. Auf den Tischen saßen Frauen, die von Männern in weißen Kitteln gynäkologisch untersucht wurden, und in der Eingangstür wieherten die Söldner. All das passierte sehr schnell, ich wusste nicht genau, was geschah, aber ich ahnte, dass es etwas sehr Schlimmes war und versuchte nicht hinzuschauen.

Endlich landeten wir in Nortenhof, etwa neun Kilometer vor Braunschweig, in einer großen Bauernwirtschaft, die der Firma 'Reichswerke Hermann Göring – Wattenstedt' gehörte und sich im Dorf Üfingen befand.

Für einen Augenblick schlich ich davon und schaute hinter einen Mauervorsprung auf die in der Tiefe gelegene Stadt. Ich sah dort unten deutsche Kinder, die Rad fuhren und unbekümmert Rollschuh liefen. Das Leben floss normal dahin, nur ich war so müde.

Wir wurden in einem eher ordentlichen Raum untergebracht, der über eigene Küche verfügte. Man versorgte uns mit eisernen Betten mit Strohsäcken und mit den nötigsten Gebrauchsgegenständen. Die kleine Stabilisation war erfreulich und es schien, dass das Leben hier nicht so schlimm sein würde. Es zeigte sich jedoch bald, dass die Ruhe nicht von langer Dauer war.

Das Gut erwies sich als ein abgeschlossenes Arbeitslager, in dem ein Verwalter mit dem Namen Geiz herrschte. Auf dem Hof mit all seinen Einrichtungen, wie z. B. den Pferde-, Schweine- oder Schafsställen, waltete der Aufseher Jabs. Das war ein außerordentlich gemeiner Mann. Die Feldarbeiten hat uns jeden morgen ein gewisser Saxarra zugeteilt. Der sprach ziemlich gut Polnisch, eigentlich die schlesische Mundart, was die sprachlichen Kontakte mit Polen sehr erleichterte, und darüber hinaus war das ein menschlicher Mann. Von Deutschen gab es da noch den Schäfer Hoppe, den sog. Schweitzer – den kleinen Zuend mit seiner dicken Frau und vielen garstigen Kindern, die uns oft dumme Streiche machten, sowie den Nachtwächter Fricke. Zur Arbeit in diesem Gut waren nur Ausländer vorgese-

hen. Eine Deutsche aus Nortenhof gab einer unserer Frauen deutlich zu verstehen: 'Hitler hat gesagt, dass wir nach dem Kriege nicht mehr werden arbeiten müssen – ihr Polen werdet für uns arbeiten'.

Innerhalb von ein paar Wochen wurden hier die nächsten Polen eingeliefert, es waren sowohl Alleinstehende wie auch ganze Familien, darunter auch mein Vater – Jan Abramiuk.

Die Alleinstehenden wurden in einem Ziegelhaus mit Etagenbetten untergebracht. Die Familien mit Kindern kamen ins alte Haus, unter anderen auch wir. Unsere Bleibe war ein kleines Zimmer im Dachgeschoss mit einem Schrägdach und einem sehr kleinen Fenster. Es gab hier Platz lediglich für ein Bett, einen Tisch, ein Schränkchen und einen kleinen eisernen Ofen. Der zweite Strohsack musste in der Nacht auf dem Boden liegen. Für einen dritten gab es keinen Platz mehr. Vom Himmel wurden wir nur durch das Schrägdach abgetrennt – die Decke bestand aus Dachziegeln und Brettern ohne Wärmeisolation, deshalb war es dort im Sommer unheimlich heiß und schwül und im Winter furchtbar kalt. Den Fußboden bildete eine Betonplatte, die man nur schwer putzen konnte, weil sie Wasser aufsog. Über der Eingangstür hat man die Aufschrift POLENLAGER angebracht, damit es keine Zweifel daran gibt, wer hier wohnte. In solchen Verhältnissen lebten wir bis zum 10. April 1945, also über fünf unvorstellbar lange Jahre.

Die Familien bekamen Mundvorrat, meistens Kartoffeln und Kohlrüben und kochten selbst. Die kleinsten Kinder erhielten Magermilch – ein Viertel Liter täglich. Die größeren Kinder wurden zur Arbeit verpflichtet. Es herrschte Hunger, man konnte sich aber helfen, indem man Kartoffeln oder Kohlrüben, an denen man arbeitete, stahl. Man muss zugeben, dass sowohl der Sachwalter Geiz wie der Feldarbeitsinspektor Saxarra sich sehr anstrebten, um so zu tun, als ob sie dies nicht gesehen hätten. Ein unmenschlicher und gemeiner Deutscher war der Aufseher Jabs, der einen Polen nur deshalb ins Straflager schickte, weil dieser beim Melken ein bisschen Milch getrunken hat, die für Ernährung von Kälbern vorgesehen war. Auf diese Weise kam auch ein 14-jähriger Wiesiek ins Lager, weil er Äpfel von einem an einer Straße wild wachsenden Baum pflückte.

Das riesengroße Gut wurde von Zwangsarbeitern aus den unterjochten Ländern bewirtschaftet. Außer Polen gab es hier auch Russen, Ukrainer und französische Kriegsgefangene. Die zuletzt genannten wurden in einem separaten Haus mit Etagenbetten und 'eigenem' Wachmann, der sie für die Nacht einsperrte, einquartiert. Es gab dort auch sehr viele Kroatinnen. Sie bewohnten sogar drei große Räume.

Unter Polen aus Busko-Zdrój waren da außer mir und meinen Eltern, Maria und Jan Abramiuk, auch: Zofia Zajac mit Kindern (ihr Mann verblieb

als Zwangsarbeiter in Osnabrück), Stanisław Zajac, Helena und Mieczysław Zajac mit Kindern, Władysław Górecki, Stefan Wójcik, Helena Kuza und die älteren Herrschaften Kumorow. Es gab dort auch Julia Walczak, die von einem Bauern aus Gryfin floh. Wir waren mit dem Buchstaben 'P' gekennzeichnet. Wer ihn nicht trug, wurde bestraft. Das Verlassen des Gutes war verboten und stand unter Gefängnisstrafe oder Deportation in ein Konzentrationslager. Auf dem Feld wurden wir immer von einem Aufseher beaufsichtigt. Praktisch standen wir andauernd unter Aufsicht und wurden der SS zur Verfügung gestellt. Unser tägliches Leben sah wie folgt aus:

Am Abend, nach der Prüfung der Anwesenheit, wurde unser Gebäude abgeschlossen und um 5 Uhr morgens wieder aufgemacht. Dies gehörte zur Pflicht des Wachmannes, der auch die französischen Kriegsgefangenen einschloss. Jeden Morgen erklang ein Signal vom Dachreiter, das von Saxarra gegeben wurde und die Menschen zur Arbeitsaufteilung aufrief. Es hing nur von ihm ab, ob man eine leichtere oder härtere Arbeit bekam und ob sie nah am Haus oder in einem entlegenen Ort zu verrichten war. Dies war wichtig, insbesondere für Frauen mit Kindern, weil sie während der Pause wenig Zeit zur Rückkehr und zum Kochen hatten. Und sie waren durch die schwere Arbeit und Unterernährung abgemüht. Die Arbeit dauerte bis zum Abend und oft auch am Sonntag. Und zur Regel gehörte die Arbeit am zweiten Tag aller Feiertage, wir verstreuten z. B. Stallmist oder pflückten Rosenkohl. Zu meiner ersten Aufgabe gehörte das Vereinzeln von Rüben. Vor mir lag ein verdorrter Acker mit maschinell ausgesäten Zuckerrüben, die gerade Reihen bildeten. Es war furchtbar heiß, ich hatte nur ein Häkchen in der Hand. Die Arbeit bestand darin, die Rüben so auszusondern, dass nur eine Pflanze von etwa 5 cm Größe in je 20 cm Abstand blieb, um den Rüben mehr Platz zum Wachsen zu sichern. Ich arbeitete nur in Unterwäsche, aber die Hitze war trotzdem kaum auszustehen. Wir waren den ganzen Tag kniend beschäftigt, meine Nase blutete oft. Meine verletzten Knie taten weh. Ich war nie ein starkes Kind. Arbeiten musste man aber den ganzen Tag, und den nächsten und die übernächsten Tage auch. Mehrmals im Jahr mussten die Rüben noch gejätet werden, was meistens die Kinder aus Polen erledigten.

Die Arbeit bei den Rüben war im Herbst bei der Ernte am schlimmsten. Die Rüben wuchsen groß und ihre Blätter reichten mir höher als mein Bauch. In dieser Zeit regnete es immer. Ich arbeitete in großen Gummistiefeln, die mit Stroh gestopft waren, am Kopf trug ich einen Sack, der durchnässt war, und von unten war ich tropfnass von den feuchten Blättern. Und 'zu Hause' wartete kein brennender Ofen oder warmes Bad, wo man sich waschen, austrocknen und wärmen konnte, es gab auch kein warmes Essen. Morgens zog man die noch nasse Kleidung an.

Furchtbar war für mich auch die Arbeit bei der Flachsernte. Der Flachs wurde maschinell gemäht und von den Erwachsenen geballt. Ich trug die Ballen ab und stellte sie zu Haufen. Die Hitze und das schmerzhaft stechende Stroh waren kaum auszustehen.

Ein bisschen leichter war die Ernte von grünen Erbsen. Ich hatte damit nie Schwierigkeiten. Ich hatte eher geschickte Finger und nebenbei konnte ich mich satt essen. Ich lernte schnell, die Erbsensamen aus der Hülse im Mund zu entfernen, indem ich dabei nur Zähne benutzte. Die Erbsen wurden auf Anhänger geladen und zur Bearbeitung in Obst- und Gemüsewerke abtransportiert.

Eine andere ähnliche Arbeit war die Ernte von Ackerbohnen, also den kleinen Feldbohnen. Sie wurden maschinell gedroschen, es gab daher viele gequetschte Bohnen. Man musste die ganzen und gesunden Bohnen von den beschädigten absondern. Diese Tätigkeit wurde im Winter, in einem Raum ausgeführt, deswegen war sie für die Beschäftigten eine Gnade. Sie wurde nur Frauen und Kindern zugeteilt.

Das Tragen von Wassereimern gehörte zu schwierigen Arbeiten. Statt Eimer trugen wir große Blechdosen mit Drahtenkeln, und diese Henkel schnitten unter dem Gewicht in die Hände ein. In unserem Wohnraum befand sich ein großer Behälter. Um ihn mit Wasser zu füllen, musste man eine Entfernung von etwa 70-100 m mehrmals bewältigen. Besonders hart war das natürlich im Winter, da der Zugang völlig vereist war. Mehrmals bin ich umgefallen und habe mich schwer verletzt. Da ich keine Handschuhe hatte und es sehr kalt war, habe ich mir meine Hände erfroren, so dass ich offene Wunden hatte.

Unsere Hauptquelle der Ernährung bildeten Kartoffeln und Kohlrüben. Fett haben wir nie bekommen. Meine Mutter half sich in der Weise, dass sie aus geriebenen Kartoffeln Reibekuchen auf dem Ofenblatt briet, die hart und schwarz waren, die man aber anstatt Brot aufs Feld mitnehmen konnte. Eines Tages beobachtete der Saxarra meine Mutter beim Verzehr dieser Delikatesse. Er wunderte sich, dass man so Etwas überhaupt essen kann, die Einladung zum Naschen hat er jedoch abgelehnt.

Eine Rarität war, zumindest für uns Kinder, die Melasse aus Rüben, die wir vier- oder fünfmal in der Zeit unseres Aufenthaltes im Lager bekamen. Diese dunkelbraune, schleimige Masse sollte Marmelade ersetzen. Sie war süß und schmeckte nach Bonbons, die wir lange nicht mehr gesehen hatten.

Auf dem Lagergelände wirkte ein Polizist – Abel, der im Nachbardorf Üfingen wohnte. Er hasste Polen in einer besonders raffinierten Weise. Jede Zeit durchsuchte er unsere Quartiere. Er nahm unser bescheidenes Gut aus

den Schachteln, die unter dem Schrägdach gestopft waren und warf alles auf den Boden aus. Er beschimpfte uns verschiedenartig, aber das 'polnische Schwein' gehörte zu seinem Hauptrepertoire. Ich hatte eine große Angst vor ihm und zitterte immer, wenn ich ihn sah. Beinahe alle haben uns mit Verachtung behandelt. Sogar deutsche Kinder, wenn sie stritten, haben ihr Wortgefecht immer mit dem in ihrer Meinung schlimmsten Schimpfwort beendet: 'du Polacke, Russe!' – eben in dieser Reihenfolge.

Es gab aber auch Deutsche, die sich einigermaßen anständig benahmen, zu ihnen gehörte der Inspektor Geiz. Wenn er jemanden nicht sehen musste, den hat er nicht gesehen. Wenn er es musste – so schrie er lautstark, damit alle, insbesondere alle Deutschen, ihn hörten. Man wusste ja nie, wer ihn an adäquater Stelle denunzieren würde.

1943 wurde ich einem Obergeringenieur als Aushilfe in seinem Haushalt zugeteilt. Er wohnte in einem Nachbarort, in Steterburg. Seine Familie war groß, der älteste Sohn diente bei der Armee, in Lettland. Der Hausherr, Wilhelm Werz, seine zwei Töchter, eine 18- und eine 21-jährige, sowie der 15-jährige Sohn arbeiteten im Hüttenwerk. Sie verließen morgens früh das Haus und kamen um 18.10 zurück. Da gab es auch ein 6-jähriges Mädchen, eine Großmutter und ein 9-jähriges Mädchen, Rosemarie, die hier Zuflucht von den Bombardierungen fanden.

Die Hausfrau kochte für neun Personen und versorgte den Haushalt mit Lebensmitteln, die ich aus den Geschäften nach Hause trug. Ich erinnere mich, dass ich einmal eine Tasche mit einer 7 Liter schweren Blechkanne mit fettarmer Milch und eine 2 Liter schwere mit Vollmilch für Kinder trug. In der zweiten Tasche hatte ich mehrere große Brotlaibe. Ich war damals vierzehn Jahre alt und es war mir sehr schwer, sie zu tragen.

Außerdem gehörte zu meinen Aufgaben die Kartoffeln zu schälen, zweimal täglich den Tisch zu decken, das Geschirr abzuräumen und abzuspuhlen, die Küche und das Bad sauber zu halten, das Wohnzimmer täglich und die übrigen fünf Zimmer einmal in der Woche gründlich aufzuräumen, täglich die Betten zu machen, die Schuhe zu putzen, die Kohle aus dem Keller zu holen, die Bettwäsche in die Mangel in einem benachbarten Dorf mit einem Schiebewagen zu fahren. Am Abend musste ich um 17.45 die Wohnung lüften, bevor die Familie um 18.10 Uhr das späte Mittagessen bekam. Danach musste ich noch das Geschirr spülen und die Küche aufräumen.

Ich schlief im Dachgeschoss, wo im Winter das Wasser erfrohr. Ich stand um fünf Uhr in der Früh auf und den ganzen Tag schuftete ich wie ein Pferd in der Tretmühle. Ich war gerade vierzehn und ich war physisch und psychisch erschöpft. Nur an Sonntagen nach dem Mittagessen, nachdem ich die Küche genau aufgeräumt hatte, hatte ich frei. Erst dann konnte

ich meine Familie im Nachbardorf besuchen und bei ihr bis zum nächsten Morgen bleiben.

In dieser Zeit wurde mein Vater festgenommen. Er äußerte sich während eines Gesprächs anstößig über Deutsche und jemand hat ihn beim Schäfer Hope angezeigt, und dieser als ein braver Deutscher hat es dann weiter gemeldet. Mein Vater kam ins Gefängnis in Wolfenbüttel.

Mein Gebieter – Werz – war sehr religiös. Eines Tages, als er in die Kirche gehen wollte, stand er auf einmal sauer vor mir, ich machte gerade das Hauptzimmer sauber. Damals sprach ich bereits gut Deutsch, aber seinen Schrei war ich nicht in der Lage zu verstehen und wusste nicht, worum es ihm ging. Wahrscheinlich ging es um die Schuhe, die nicht gut genug geputzt waren. Plötzlich hat er angefangen, mich auf den Kopf und den ganzen Körper zu schlagen. Ich fiel zu Boden, und er schlug weiter und schrie: Steh auf! – und dann nahm er das Gebetbüchlein und ging in die Kirche. Am nächsten Tag kam ein Gendarm zu uns und nahm mich in das Straflager 21 Hallendorf mit. Im Lager gab es immer Schreie, Schläge und große Hunde, vor denen ich bis heute Angst habe. In dünner Drillichkleidung und für mich zu großen Holzschuhen fror ich sehr, sowohl bei der Arbeit als auch während der langen Appelle. Ein Mädchen wurde sehr empfindlich mit Knüppeln geschlagen, nur weil sie ein Stück Rohkartoffel vom Boden nahm, das sie essen wollte. Ich versuchte, mich durch Schwierigkeiten hindurch zu winden, indem ich den Wächtern aus dem Wege ging, aber ohnehin wurde ich ein paar Mal geschlagen. Die kräftigen Schläge ins Gesicht verursachten bei mir die Beschädigung von zwei Halswirbeln. Nach zwei Monaten ging ich zurück ins Arbeitslager Nortenhof und ich bekam die Arbeit im Gemüse- und Obstgarten.

Den Gemüse- und Obstgarten leitete Frau Ostermann, ihr Mann war bei der Armee in Frankreich. Sie hatte zwei Kinder, zum Glück waren sie anständig erzogen. Außer mir arbeitete dort ein französischer Kriegsgefangener – Fernand, der abends in die Kaserne zurückkehrte. Frau Ostermann war keine schlechte Frau. Schlimmer war ihr Schwiegervater. Ich hatte viel Arbeit von 5 Uhr am Morgen bis spät in die Nacht. Es gab hier keine Wasserleitung, so musste ich Wasser vom Brunnen holen, der sich auf dem dritten Hof befand. In der Früh fing ich die Arbeit mit Schweinefüttern an. Nach dem Aufräumen zu Hause ging ich in den Garten, um zu graben oder zu jäten. Ich musste außerdem jeden Tag die Ziegen melken. Und so hielt ich es bis zum Kriegsende aus.

Von Januar 1945 an mehrten sich die Luftangriffe auf Deutschland. Tagsüber hat das niemanden von uns gestört, weil wir die Flugzeuge sahen, die über uns flogen, die aber keine Gefahr für uns darstellten; sie flogen näm-

lich Richtung Berlin. Dies hatte 'angenehme' Arbeitspausen zur Folge. Viel schlimmer sahen die Flüge in der Nacht aus, da wir verpflichtet waren, in die Bunker zu gehen. Sie waren für Ausländer ziemlich sicher. Unser Bunker war ein durch drei Eingänge verbundener Graben in einer kleinen Böschung, die mit Baumstämmen und zusammengepressten Strohballen verdeckt war.

Im Frühling 1945 gab es derart häufige Fliegeralarme, dass wir eigentlich die Orientierung verloren, ob die heulenden Signale jeweils ein Alarm oder eine Entwarnung bedeuteten. Im März wusste man schon, dass die Alliierten immer näher kamen und der Krieg zu Ende geht. Wir warteten darauf so lange, dass wir daran nicht glauben wollten. Die Deutschen waren beunruhigt. Sie haben uns sogar in der Nacht nicht mehr eingesperrt. Wir waren aufgeregt, weil alles auf unsere baldige Befreiung hindeutete. In einer Nacht hörten wir, dass es vom Westen knallte und blitzte. Keiner schlief, auch die Deutschen nicht.

Die Nacht vom 9. auf den 10. April 1945 verbrachten wir im Luftschutzraum, und am Morgen kamen schon die Amerikaner. Ohne einen einzigen Schuss fuhr ein Jeep den Weg zum Dorf entlang und ein paar Minuten nach ihm ein Lastwagen mit Soldaten. Ein Teil von ihnen hielt an unserem Bunker an, einer der Soldaten holte eine Gitarre. Sie beschenkten uns mit Schokolade, Konserven und anderen guten Dingen, die wir seit Jahren nicht gesehen haben. Sie benahmen sich wie in einem Biwak. Sie wurden in unserem Gebäude und in den Scheunen einquartiert. Die Deutschen versteckten sich irgendwo. Viele von den amerikanischen Soldaten haben polnische Vorfahren gehabt und sprachen ziemlich gut ihre Muttersprache. Sie baten uns, die Deutschen anzuzeigen, die uns Leid antaten, um sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Wir haben niemanden beschuldigt. Die Polen sind keine rachesüchtige Nation. Ich habe selbst den Werz nicht angezeigt, der mich so schmerzlich geschlagen hatte und ins Straflager schickte. Ich nahm auch an Hoppe, der meinen Vater bei der Gestapo denunzierte, keine Rache. Er war vielleicht kein böser Mensch, nur ein einfacher Bauer, dem man eingebläut hatte, dass kritische Aussagen über sein Vaterland seinem Volke geschadet hätten, so dass er als guter Deutscher meinte, diese anzeigen zu müssen. Nur dem Aufseher Jabs, der in jeder Lage außerordentlichen Hass gegen Polen hegte, wurde nicht verziehen. Die Polen vergalteten es ihm ohne Hilfe der Amerikaner. Kurz nach der Befreiung wurden drei junge Männer aus der Umgebung ausgewählt, die ihn kräftig geschlagen haben, ohne aber sein Leben zu bedrohen.

Am 3. Mai 1945 wurden wir nach Polen abtransportiert, aber nach ein paar Tagen landeten wir im Lager Nummer 4 in Gebhardshagen im Harzgebirge. Das sehr große Lager grenzte an ein Dorf und wurde mit Ma-

schendrahtzaun eingefasst. In Wirklichkeit wurden wir hier eingeschlossen, wir durften nach 22 Uhr das Lager nicht mehr verlassen. Wir erhielten Proviant aus der von Deutschen geführten Küche. Und es gab dort endlich ein Bad, in dem man baden und waschen konnte. Das Lager verfügte über eigene Verwaltung und eigene Ordnungshüter. Man hatte eine Schule für die Kleinsten eingerichtet, es gab Lesungen und andere auch lagerübergreifende Veranstaltungen. Man vermählte dort auch einige Paare. Es fehlte jedoch an ärztlicher Versorgung und an Stärkungsmitteln für entkräftete Menschen. In der Ambulanz amtierte ein Arzthelfer, der aber keine Medikamente hatte. Für meine sich an Unterschenkeln öffnenden Geschwüre hatte er nur ein Pulver.

Erst im Herbst war es möglich, in die Heimat zurückzukehren. Das war der erste Transport der Familien. Wir fuhren etappenweise, immer mit einer ein paar Tage dauernden Unterbrechung. Zuerst hielten wir in Baracken in Wattenstedt, dann in großen Kasernen in Lüneburg an. Endlich sahen wir die lang ersehnte Grenze. Ein weiß-roter Schlagbaum, eine kleine Baracke mit polnischer Fahne, und vor ihr unser polnischer Soldat in der Konfederatka (der polnischen „Eckenmütze“) und Fußlappen an den Beinen, aber er war unser! Und plötzlich ertönte aus allen Lastwagen ein großes, krampfartiges Weinen, insbesondere von Männerstimmen. Diese zähen Männer heulten wie Kinder, und was kann man über uns Kinder sagen? Das war ein so stark emotionelles Erlebnis, dass ich bis heute darüber weder sprechen noch ruhig schreiben kann. Die nächste Haltestelle – das war bereits Stettin (Szczecin). Wir schliefen im Staatlichen Rückführungsamt auf dem Fußboden, der mit schmutzigem Stroh bedeckt war. Wir erhielten je eine große Packung Butterkekse und eine Bescheinigung der Heimkehr nach Polen. Ich bekam die Nummer 12845, ausgestellt am 24.11.1945 und das ist das einzige Dokument, das meinen Aufenthalt in Deutschland bestätigt.

Wir hatten kein Zuhause mehr, man hat uns alles weggenommen, nicht nur die sechs Lebensjahre, sondern das ganze Vermögen unserer Eltern. Wir kehrten in eine Öde zurück!“

Es folgt ein Auszug aus dem Lied der Arbeiter (aus dem Arbeitslager Nummer 4 in Gebhardshagen), die in den Jahren 1939-1945 zwangsweise nach Deutschland verschleppt wurden. In der Übersetzung von Erhard Brödner.

(Übers. Anna Warakomska)

- I. Unsre Baracken sind in Gebhardshagen
Wir sind markiert mit dem Buchstaben P
- II. Sie gaben uns Stuben, dunkle Stuben,
Etagenbetten gab man uns auch,
Harte, mit Stroh ausgestopfte Kissen,
Schmutzige Decken. Darunter krauch!
- III. Mittags geben sie uns etwas Suppe
Zusammengepanschte Reste nur.
Wir wissen nichts und essen das alles
Irgendwann geben wir das retour!
- IV. Verzweiflung erfasst hier jeden von uns
Ist schon um fünf mit der Ruhe Schluss
Wenn der Wächter kommt, an die Tür donnert,
'Aufstehen!' – ruft, und man das dann muss.
- V. Mit großer Unlust erheben wir uns
und eilen zur Arbeit im Verein.
Wir stapfen hier auf schlammigen Wegen,
Denn rechtzeitig da muss jeder sein.

Gesammelt und bearbeitet
von Jan Chruśliński, 19. November 2013

Jan Chruśliński, Mag., geb. 11.03.1937 in Busko-Zdrój.
Bekannter polnischer Radsportler in den 1960er und 1970er Jahren.
Ehemaliger Offizier der polnischen Armee, seit 2008 Emeritus.
Historiker (Absolvent der Militär-Akademie in Warschau und
einer Ingenieur-Offizierschule in Wrocław). Mitglied des Polnischen
Schriftstellerverbandes. Autor mehrerer Bücher. Oberst der polni-
schen Armee im Ruhestand.

LECH CHYBOWSKI

Wir sind in der Geschichte vernebelt, anstatt sie zu begreifen

Was verbirgt sich für mich, einen Siebzigjährigen, hinter dem Begriff „deutsch-polnische Beziehungen“? Es verbirgt sich viel und zugleich wenig, und immer steckt etwas sehr Subjektives dahinter. Es gehören hierzu selbstverständlich *Die Kreuzritter* von Sienkiewicz und Kraszewski sowie der Wreschener Schulstreik der Kinder, der Wagen Drzymalas und die durch Bismarck gelenkte Germanisierung der Polen, die *Rota* von Konopnicka, aber auch Goethes *Faust* und Heines Gedichte, *Der Zauberberg* und *Buddenbrooks* von Mann (die ich immer wieder gerne lese). Es gehören hierzu also Literatur und Geschichtsunterricht.

Was kann da über die deutsch-polnischen Beziehungen ein Pole sagen, der 1943 in Warschau zur Welt kam, aber aus der Stadt für den Zeitraum des Warschauer Aufstandes ausgesiedelt wurde? Was kann einer sagen, aus dessen nächster Familie keiner in einem KZ oder an der Front umgebracht wurde, der als 10-Jähriger erfahren hat, dass einer seiner Onkel am Warschauer Aufstand beteiligt war, und über die Gräueltaten in Vernichtungslagern sowie darüber, dass eine Tante, die jüngste Schwester seiner Mutter, Ravensbrück überlebte? Was kann ein Pole sagen, dessen Großmutter väterlicherseits eine Lutheranerin war und nach ihrem Mann den Nachnamen Oltze trug, und dessen Urgroßmutter Berta Retzlaff hieß?

Was kann dazu ein Pole sagen, der seinen ersten Kontakt mit der deutschen Sprache beim Deutsch-Lektorat während des Studiums der Polonistik hatte, für den die Trümmer und Munitionsspuren an den Wänden der

Warschauer Häuser etwas Selbstverständliches waren, der bis heute meint, dass man einen großen Fehler begangen hat, indem man die erschütternd schönen Ruinen des zerbombten Hauses an der Kreuzung Marszałkowska- und Świętokrzyskastraße (an denen ein paar mal zum 1. Mai das berühmte Plakat von Tadeusz Trepcowski *Nie wieder Krieg* befestigt wurde) abgebaut hatte. Wären sie da geblieben, hätte Warschau das weltweit schönste Mahnmal gegen den Krieg ...

In meiner Familie sprachen die Älteren nur selten während der Familientreffen über den Krieg, über die Bestialität der Hitlersoldaten oder der Sowjetrussen sprachen sie nie. Vielleicht wollten sie den Krieg und seine Grausamkeit so schnell wie möglich aus der Erinnerung auslöschen.

Soll man sich daher wundern, dass die Deutschen mir, dem Minderjährigen, sehr auf die Nerven gingen, aber nur dann, wenn unsere Rennfahrer gegen Gustav Schur bei der Internationalen Friedensfahrt verloren? Aber ich war nervös auch deswegen, weil es schwer kam, die russischen Rennfahrer zu besiegen.

Als der Kanzler Willy Brandt vor dem Denkmal der Helden des Warschauer Ghettos niederkniete und meine Kollegen aus dem Auslandsressort der „Głos pracy“ („Stimme der Arbeit“), einer Zeitschrift, an der ich damals mitwirkte, sagten, dass seine Geste nur für die Deutschen bestimmt war, ging mich dies nur wenig an. Als die polnischen Bischöfe den Deutschen die Sünden vergaben und das ganze Land damit erschütterten, war es ähnlich. Es kann sein, dass ich damals die masurischen Romane Ernst Wicherts für mich entdeckt hatte.

Zum ersten Mal reiste ich nach Berlin – die Hauptstadt der DDR – 1972 mit einem Redaktionsausflug. Wir interessierten uns – ich war da mit meiner Frau – für die mit Waren überfüllten Geschäfte, es gefiel uns Unter den Linden, unser Interesse weckte auch der Rundblick vom Fernsehturm, weil man von dort auf West-Berlin schauen konnte. Es hat uns auch ein Automat in einem unterirdischen Durchgang sehr fasziniert, der gegen eine kleine Gebühr die Menschen parfümierte. In Erstaunen setzten uns der Altar und andere Exponate des Pergamonmuseums.

Zwei oder drei Jahre später war ich bei den Kollegen von der „Tribüne“ (so wurde möglicherweise ihre Gewerkschaftszeitung genannt) beim sog. Austausch. Ich besichtigte genau Leipzig (wegen Bach und der Fabrik der Bürohäuser, die wir damals von den Deutschen kauften), Weimar und Potsdam. Die Wasserfarbenbilder mit Ansichten von Sanssouci liegen noch irgendwo in meinen Schubladen bis heute. Meiner Tochter brachte ich einen braunen Plüschbären, den ich ihr vor der Reise versprach (das Wahrzeichen von Berlin), meiner Frau einen Pullover mit.

In der Zwischenzeit erfuhr ich, dass meine Schwiegereltern (er aus Kalisz, sie aus dem Warschauer Stadtviertel Praga) sich bei der Zwangsarbeit in Bremen kennen gelernt haben, wo er in der Waffenfabrik Francke Werke AG und die Schwiegermutter bei Blumenthal arbeiteten. Als sie davon erzählten, wie das Leben dort aussah, verspürte man in ihren Äußerungen keinen Hass. Der Schwiegervater hat nie damit geprotzt, dass „eine kleine Gruppe Polen, in der er sich befand und die bei der Munitionsproduktion tätig war, immer sabotierte“ – wie es in einer Erklärung einer seiner Lagerkollegen geschrieben hat. Diese Erklärung habe ich in den Papieren meines verstorbenen Schwiegervaters gefunden, die seine Arbeit und Anwesenheit im Lager dokumentieren. Ich fand da u. a. seinen Ausweis, seine Kennkarte mit Fingerabdruck, ausgestellt vom Lagerkommandanten „des Lagers der polnischen Aussiedler“ Blumenthal-Bremen im Dezember 1945, und sogar die Karte seiner zahnärztlichen Untersuchung vom 15. Dezember 1944, ausgestellt von der Allgemeinen Ortskrankenkasse der Hansestadt Bremen, Sandstraße 10/12. Die deutsche Genauigkeit lässt sich hier nicht verheimlichen.

Nach vielen Jahren, als mein Schwiegervater nicht mehr lebte, sprach man laut vom Schadenersatz, den die Stiftung Deutsch-Polnische Aussöhnung finanzierte. Die Aktentasche mit seinen Papieren hätte sich damals als hilfreich erwiesen. Aber er und die Mehrheit seiner Kollegen lebten nicht mehr. Konnten wir jemanden deswegen beschuldigen, weil die Entschädigung zu spät kam? Die Schwiegermutter bekam irgendwelche Unterstützung.

Etwa zur gleichen Zeit erfuhr ich, dass meine Mutter Briefe von einem Bekannten aufbewahrt, der 1939 ins Kriegsgefangenenlager kam. Nach einer Weile zeigte mir die Mutter, womöglich mit Verlegenheit, diese Korrespondenz. Als erste war da die Karte vom 6. August 1941. „Vielleicht entscheidest Du Dich gelegentlich für den Gedankenaustausch mit einem Menschen, dem es daran sehr mangelt“. Erst damals verspürte ich die traurige Botschaft des Liedes *Kriegsgefangenenpost*, das Sława Przybylska vielleicht in *Pożegnania* (*Abschiede*) gesungen hat. (Wie genau muss diese Kriegsmaschinerie vorbereitet gewesen sein, wenn man sogar an spezielle Briefvordrucke gedacht hatte: der Kriegsgefangene 209/8 aus dem Offizierslager II E-K Neubrandenburg). Später sah ich weitere Briefe vom 10. September 1941 („... die Welt hat ihre Tore nur für uns geschlossen, bei Euch läuft alles wie gewöhnlich ab“), vom 6. Februar und 16. April 1942. Der Absender war vielleicht jemand mehr als nur ein Bekannter, weil er in diesen Briefen meine Mutter sanft rügt, dass sie ihn von ihrer Hochzeit nicht benachrichtigte.

1986 sah ich die Berliner Mauer von der „anderen“ Seite. Ein Cousin (aus der Familie des Bruders meiner Großmutter), um beinahe 20 Jahre jün-

ger als ich, reiste mit seiner Frau und seinem etwa fünfjährigen Sohn über Schweden nach West-Berlin aus. Als ich sie besuchte, hatten sie bereits eine Sozialwohnung in einem neuen Haus in der Dessauer Straße. Beide waren berufstätig, sie arbeitete bei Rossmann, er in einer Druckerei; sie begannen nicht nur Deutschland zu besichtigen. Welche Eindrücke ich damals sammelte? Tja, das Reichstagsgebäude, das Brandenburger Tor, wo Kennedy sagte: „Ich bin ein Berliner“, das Museum am Checkpoint Charlie, der Tiergarten, die Siegessäule, die Wüste am Potsdamer Platz, manche Straßen von Kreuzberg, ungepflegt wie unsere im Stadtviertel Praga, die Scharen von Polen, die Butter und alles Mögliche auf dem Flohmarkt verkauften, das Schloss Charlottenburg mit den Bildern meines geliebten Caspar David Friedrich (ich weiß es nicht, wie ich das machte, aber ich ging da umsonst rein), die Bücher von Szczypiorski in den Fensterläden mancher Büchereien und der Kurfürstendamm, eigentlich abstoßend mit seinem Prunk.

Zwei Jahre später ging ich nach Berlin mit meiner minderjährigen Tochter. Den größten Eindruck haben auf sie das Olympia-Stadion, die Wannsee-Gegend und Kebab-Buden gemacht, das heißt der Generationenunterschied ... Der Cousin wollte meine Tochter nach ihrem Abitur zum Studium an der Universität in West-Berlin überreden, indem er ihr Unterkunft und Verpflegung anbot, sie hat sich aber anders entschieden.

Zum letzten Mal waren wir mit meiner Frau 2009 in Berlin. Der Cousin „protzte“ mit einem nagelneuen Bahnhof, dem modernen Zentrum in der Umgebung des Potsdamer Platzes und dem Jüdischen Museum sowie mit seiner neuen Eigentumswohnung in einem ruhigen Wohnviertel in der Suchlandstraße. Der Sohn schreibt gerade an einer Doktorarbeit über die Geschichte des Bundesrates, er wohnt alleine. Ich möchte hinzufügen, dass der Cousin, trotz so vieler Jahre in Deutschland noch seinen polnischen Ausweis hat.

Es sollte vielleicht noch ergänzt werden, dass mich auch interessiert, wie es unseren drei Spielern in *Borussia Dortmund* geht, was nicht bedeutet, dass ich mich für diese Mannschaft begeistere, wie übrigens auch für keine andere. Ich will aber immer, dass die Deutschen gewinnen, und sei es nur dank Klose und Podolski. Natürlich nur dann nicht, wenn sie gegen Polen spielen.

Das sind meine ganzen „deutsch-polnischen Beziehungen“.

Wie man sieht, habe ich mit der Muttermilch weder Hass noch Germanophilie gesogen. Man hat mir zu Hause, in der Schule und während der Studienzeit gesagt, wie schwer die Geschichte unserer gegenseitigen Kontakte war, wie viel Hass, Bestialität und wie viele Fehler auf beiden Seiten sie begleiteten. Aber nie und von niemandem wurde mir etwa gesagt,

dass ich das, was sich „jenseits der Oder“ befindet, hassen soll, weil man etwa Rache nehmen muss für all das, was die Deutschen die Jahrhunderte hindurch uns angetan haben. Ich hatte – wie man sieht – sehr gescheite Geschichtslehrer, oder solche, die meinten, dass das, was war, nicht mehr zählt.

Es ist mir klar, dass solche Sätze vielen Menschen in Polen als kontrovers erscheinen können, insbesondere solchen, die finden, dass man die Frage der deutschen Entschädigungen für Polen beleben, den Deutschen den Kauf der Grundstücke in Pommern, in Ermland und in Masuren verbieten, der Frau Erika Steinbach den Prozess machen soll usw. Ich muss daher hier betonen, dass das, was diese Frau macht, mir auch nicht gefällt. Ich gehe aber davon aus, dass wir der jüngeren Generation die Geschichte nicht darum beibringen, um ihre Gefühle zu steuern, insbesondere in Bezug auf alle unsere Nachbarn. Wie man seit Jahrhunderten wiederholte: *historia magistra vitae est*, die Geschichte ist die Lehrmeisterin des Lebens, aber nicht des Hasses und der Vergeltungsgier.

Wir können aber leider aus unserer Geschichte keine Schlüsse, kein Wissen oder Überzeugungen ziehen, die für die Zukunft von Belang wären. Seit Langem sind wir in der Geschichte vernebelt, anstatt sie zu begreifen.

(Übers. Anna Warakomska)

Lech Chybowski, 1943 in Warszawa (Warschau) geboren; seit 14 Jahren wohnhaft in Pułtusk. Ein Absolvent der Polnischen Philologie an der Warschauer Universität; nach dem Studium Arbeit als Journalist, zunächst bei der Presse („Głos pracy“ und „Rzeczpospolita“), dann im Fernsehen („Tagesnachrichten“, „Panorama des Tages“, „Panorama“); Preisträger des Ministerpreises für Veröffentlichungen zu Nachrichtenübermittlung.

Im Ruhestand Zusammenarbeit mit der Zeitung „Pułtуска Gazeta Powiatowa“. Mitautor von Büchern und Albenpublikationen: *Puszcza Biała – przyroda, krajobraz, historia, Pułtusk – Kocham to miasto, Powiat pułtuski – 101 obrazów, Puszcza Zielona – przyroda, folklor, historia, Pułtuski album wspomnień* (Bd. 1), *13 pułk piechoty, wpisani w pułtuski krajobraz...*

Mitgestalter des kulturellen Lebens in Pułtusk: Mitarbeit mit der Stadtbibliothek „Leleweł“ und dem Städtischen Zentrum für Kultur und Kunst. Jahrelanger Juror des poetischen Wiktor Gomułicki Wettbewerbes *O laur błękitnej Narwi*. Mitglied der Kulturgesellschaft in Pułtusk sowie anderer Vereine

Ein unermüdlicher Bibliophile, Sammler von Volksskulpturen.

KAROL CZEJAREK

Vom Deutschen zum Polen

Das sind nur unvollständige Erinnerungen aus meinem Leben (mehr befindet sich in dem „polnischen“ Teil des vorliegenden Buches, wo der Text meiner Biographie auf Polnisch gedruckt wurde). Ich habe mich entschieden, in dieser Biographie für die deutschen Leser des Buches besonders meinen Weg „vom Deutschen zum Polen“ (und das auch in einer Kürze) zu exponieren. (Es gibt viele Beispiele von Biographien, in denen der „Weg“ umgekehrt war – vom Polen zum Deutschen. Meine Lebensgeschichte ist in diesem Sinne eine ungewöhnliche).

Bevor ich sie aber vorstelle, möchte ich meinen Dank an Axel Schmidt-Gödelitz sagen, der nach den „deutsch-deutschen“ und „deutsch-türkischen“ Biographie-Gesprächen, die das ost-west-forum Gut Gödelitz seit langem organisiert, nun auch zu „deutsch-polnischen“ gekommen ist. Und ich hoffe, dass damit ein Anfang eines Prozesses gemacht wurde, der weiter geführt wird und (vielleicht) auch mit weiteren „Biographie-Büchern“ enden wird?! Denn erst dann, wenn solcher Art Biographien wie die, die sich in diesem Buche befinden, veröffentlicht werden, sind sie für das heutige „deutsch-polnische“ Zusammensein im Rahmen der EU etwas sehr Wichtiges. Sie vertiefen und stärken nämlich die schon in den letzten Jahren nach der Wiedervereinigung Deutschlands aufgebaute gegenseitige Partnerschaft! Vor allem die gemeinsame Hoffnung, dass sich nie wieder wiederholt, was in den Jahren des Zweiten Weltkrieges (1939–1945) zwischen den Deutschen und Polen geschehen ist; und dass, wenn heute über die gemeinsame Zukunft gesprochen wird, man nicht immer dabei zuerst zu der tragischen Vergangenheit der Kriegsjahre zurückkehrt.

Wichtig ist also hervorzuheben, dass durch die jetzt systematisch organisierten deutsch-polnischen Biographie-Gespräche (ich schreibe diesen Text im März 2014) auch gegenseitige Vorurteile weiter abgebaut werden

können, die immer noch zwischen unseren beiden Gesellschaften das Mit-einander beeinflussen. Wenn sich Menschen, Deutsche und Polen, gemeinsame Geschichten ihres Lebens erzählen, die sie prägten, und sie dann in einem Buch bekanntmachen, vor allem der jungen Generationen (für die der Zweite Weltkrieg oft nur noch eine Geschichte ist), gelingt uns (vielleicht) in Zukunft, eine deutsch-polnische Partnerschaft ohne Vorurteile, Hemmungen und Komplexe (die es heute gegenseitig immer noch gibt) abzubauen. Und das wollen die Organisatoren dieser Veranstaltungen! Und dafür bin ich Herrn Axel Schmidt, dem Vorsitzenden des ost-west-forums Gut Gödelitz sehr dankbar und ich tue das im Namen aller Polen – die schon seit vielen Jahren, wie ich zum Beispiel, zu verschiedenen „deutsch-polnischen“ Diskussionsthemen nach Gödelitz kommen. Seit einiger Zeit diskutieren wir gemeinsam, nicht nur auf Gut Gödelitz, sondern auch schon in Pułusk, wo sich meine Hochschule, die ich repräsentiere und in der ich weiter tätig bin, befindet. Und wir unterhalten uns auch dort (über Themen, die uns zusammenbringen) in deutscher Sprache, was auch zu einem Phänomen gehört. (Dass es in Polen Konferenzen in deutscher Sprache gibt). Hoffentlich wird es umgekehrt auch mal dazu kommen, dass wir auf Gut Gödelitz auch in polnischer Sprache unsere Diskussionen führen. Aber zurück zu meiner Biographie.

Mein Herz hat zwei geliebte Länder, für die es (immer noch) schlägt: Deutschland und Polen. Oder Polen und Deutschland. In Deutschland bin ich geboren und in Polen aufgewachsen! Zur Welt kam ich am 11. August 1939 in Berlin. In Polen lebe ich seit 1948, zuerst bis 1973 in Stettin (Szczecin) und danach bis heute in Warszawa (Warschau). Der Weg „Pole zu werden und zu sein“ fing bei mir im Jahre 1948 an, als mein Vater – Roman Czejjarek – sich entschieden hat, mit seiner Familie, also mit meiner Mutter, meiner Schwester und mir, ich war damals 9 Jahre alt, von Berlin nach Polen zu emigrieren. Er fühlte sich nämlich immer als in Zabrze geborener „schlesischer“ Pole, obwohl er eine echte Deutsche 1938 geheiratet hat, in Deutschland studiert und viele Jahre – vor und nach dem Krieg – gelebt und gearbeitet hat.

In Berlin also und das kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges fing mein Leben als Deutscher an, wie auch das meiner jüngeren Schwester (Annemarie), die wie ich in Berlin-Wilmersdorf, in der Heiligen Kreuzkirche getauft wurde. Und wenn ich heute nach Berlin komme (was ich mit meiner Frau öfters tue), besuche ich jedes Mal mein „altes“ Wohnhaus (in der Livländischen Straße), auch meine erste Schule, gehe in den Volkspark, wo ich mit meinen „kleinen“ damaligen Freunden „Krieg“ gespielt habe und so weiter und so weiter ...

Was interessant in meiner Lebensgeschichte ist, ist die Tatsache, dass meine Mutter (als Deutsche) 1948 kritiklos dem Wunsch meines Vaters nachkam (denn ich als Kind hatte keine Wahl gehabt). In Polen lebte damals schon keiner mehr von der Familie meines Vaters (die vor dem Kriege in Hindenburg – heute wieder Zabrze – gewohnt haben). In Deutschland dagegen lebte die ganze Familie meiner Mutter, u. a. drei ihrer Brüder und zahlreiche nahe Verwandtschaft, die die Entscheidung meines Vaters (was ich später von ihnen erfahren habe) nicht akzeptierten und ihm das auszureden versuchten. Trotz allem zog aber mein Vater mit uns nach Polen um. Wir fuhren nach Szczecin (Stettin) in einem Viehwaggon und nur mit dem, was wir in so einem Waggon damals an Möbeln mitnehmen konnten. Eine Wohnung haben wir in Szczecin gleich bekommen, aber mit anderen Sachen, wie z. B. mit einer entsprechenden Arbeit für meinen Vater, wie ich mich erinnere, war das schon schwierig. Und es fing mit Fragen an (zu meinem Vater natürlich), wie z. B. „warum sind Sie zurückgekommen“, „Sie haben doch eine deutsche Frau“, „Sie waren bei der Wehrmacht“ usw. und so weiter. Leicht war es nicht für mich, besonders in der Schule, wo ich erst die polnische Sprache richtig lernen musste.

Als 1953 mein Vater plötzlich starb, standen wir da – meine Mutter, ich und meine Schwester – praktisch ohne weitere Lebensperspektiven in Polen. Meine Mutter war (vor allem als „Deutsche“) lange Zeit danach arbeitslos, ich besuchte noch das Gymnasium und meine jüngere Schwester fing erst mit der Grundschule an.

In diesem Moment, das muss ich aus mir „herausschreien“ und feststellen, wenn es in den Kriegsjahren sehr schwer für alle war, das wissen wir heute, dann war es für mich damals nach dem Tode meines Vaters teilweise unerträglich.

In den Kriegsjahren wurde mein Vater, trotz seiner polnisch-schlesischen Herkunft, in die Wehrmacht eingezogen und kam erst Ende 1945 aus der englischen Gefangenschaft zurück. Aber damals – in den Kriegsjahren, als wir noch in Deutschland lebten – rettete uns die Familie von Mutters Seite vor dem Hunger. Ihre Familie wohnt bis heute weiter in einem kleinen Ort – Ahrbergen – der zwischen Hannover und Hildesheim liegt. Mein Vater war vor dem Krieg Dozent an der Humboldt Universität in Berlin und nach dem Krieg Dolmetscher bei der Polnischen Militärvertretung in Berlin. Er war, wie ich heute, ein ausgebildeter Germanist. Auch nach einem Philosophie- und Wirtschaftsstudium sprach er perfekt Deutsch, Polnisch, Russisch, Englisch, Französisch, Spanisch und sogar Jiddisch. (Darin habe ich ihn nie eingeholt, obwohl ich es wollte. Er war vor dem Krieg auch aktiv im Polenverband – Związek Polaków w Niemczech).

Nach dem Tode meines Vaters in Szczecin fand meine Mutter erst nach einigen Monaten eine Arbeitsstelle und das als Putzfrau in einer Apotheke, und ihr damaliges Gehalt waren nur Groschen, die nicht für ein „sattes“ (ich hatte „ewig“ Hunger) Leben reichten. Um meiner Mutter zu helfen, suchte ich mir eine Arbeit, und da ich noch vor dem Abitur stand, fing ich an, in einer Buchhandlung als Laufbursche zu arbeiten.

Auf meine Mutter, die nie gut die polnische Sprache beherrscht hat, wurde deswegen damals oft als „Nazi Frau“ mit den Fingern auf der Straße gezeigt, sie weinte zu Hause fast jeden Abend, und es gab Momente, in denen sie sich das Leben nehmen wollte. Und so hat sie sich entschieden (was für sie ein guter Ausweg war, den ich „innerlich“ akzeptierte) mit meiner Schwester 1957 im Rahmen der „Familienzusammenführung“ (es gab damals eine solche Aktion in Polen) nach Deutschland zurück zu emigrieren. Sie heiratete dort nach einigen Monaten zum zweiten Mal (Josef Dierks, einen Handwerker, mit dem sie noch als Kind zur Schule gegangen ist) und fühlte sich, so hoffe ich wenigstens, wieder glücklich in ihrem Geburtsort (im schon erwähnten Ahrbergen), in welchem damals noch 3 ihrer Brüder lebten. Dort fand sie auch nach dem Tode des zweiten Mannes eine gut bezahlte Arbeit und bekam später auch eine Rente, die ihr fürs Leben (wie sie das immer unterstrichen hatte) reichte. 2001 ist sie gestorben und in Ahrbergen auf dem Friedhof bei der alten Kirche beigesetzt worden. Meine Schwester heiratete auch ziemlich schnell einen Deutschen (Hellmut Müller, einen bekannten späteren NDR-Sportreporter, der leider vor zwei Jahren gestorben ist), und sie lebt bis heute mit ihrem Sohn Dirk im Ort, aus dem meine Mutter stammte. (Ihr zweiter Sohn – Roman, der Sportlehrer geworden ist, lebt mit seiner Familie in Göttingen).

Und jetzt zur meiner fast unglaublichen Geschichte: Ich habe mich nicht entschieden, mit meiner Mutter und Schwester 1957 nach Deutschland zurückzufahren! Warum? Weil ich, wie mein Vater, Pole sein wollte, seinen Weg als Pole weitergehen wollte, und ich bedaure es nicht! Ich bin heute der, der ich bin, also u. a.: leite ich ehrenamtlich das Büro des ost-west-forums Gut Gödelitz in Warschau; bin außerordentlicher Professor an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk; war polnischer Meister im Radsport auf der Bahn und mehrmals Meister der Stettiner Region im Straßenrennen. Ich bin Vater dreier erwachsener Kinder, von denen meine Tochter in Berlin lebt und dort heute im Polnischen Kulturinstitut arbeitet. Mein ältester Sohn – Roman – ist ein in Polen sehr bekannter Journalist, arbeitet im 1. Programm des Polnischen Rundfunks und Hubert, also der jüngste von meinen Kindern, der inzwischen auch schon 34 Jahre alt ist, ist Deutschlehrer (hat an der Warschauer Uni

Fremdsprachen studiert) und leitet eine private Sprachschule. Kurz gesagt: Ich bin stolz auf all das (obwohl auch Vieles schief gegangen ist), was mir in meinem privaten, wissenschaftlichen und beruflichen Leben gelungen ist! Aber der Anfang, weil ich plötzlich und unerwartet von einem Tag zum anderen allein geblieben bin (nachdem meine Mutter mit meiner Schwester wieder nach Deutschland zurückgefahren sind), war sehr, sehr schwer. Ich blieb aber mit Absicht, und zwar mit voller (was ich unterstreichen möchte) Absicht in Szczecin, um Pole zu werden und zu bleiben (wie mein zu früh verstorbener Vater, der weiter – ehrlich – in mir lebt)! Die Wohnung meiner Mutter wurde mir natürlich nach ihrer Rückkehr nach Deutschland weggenommen. So habe ich mehrere Jahre bei fremden Leuten gewohnt (Nomen est Omen; sie hießen „Polak“, er Stanisław, seine Frau – Helena), die mich aufgenommen haben und denen ich Vieles verdanke (leider leben sie schon viele Jahre nicht mehr). Das, was ich damals zum Glück hatte, war meine Arbeitsstelle in der Buchhandlung als Bote, in der ich nach einigen Jahren (1962) zum Leiter berufen wurde.

Dort habe ich neben der Arbeit zugleich (als Fernstudent) Germanistik an der Universität in Poznań studiert. Vorher habe ich noch einen Titel als Buchhändler erworben. Und später (1990, als ich schon in Warschau lebte) habe ich an der Universität in Szczecin, an der vor vielen Jahren mein Vater arbeiten wollte, die es damals noch nicht gab, als wir in Szczecin landeten, meinen Dokortitel verteidigt (mit einer Arbeit über das Prosawerk von Anna Seghers. Meine Magisterarbeit war über retrospektive Elemente in Gerhart Hauptmanns naturalistischen Dramen).

Vor der politischen Wende in Polen (1989/1990) war ich zuerst Leiter einer Buchhandlung (in der ich als Laufbursche angefangen habe!), dann wurde ich Sekretär im Vorstand und zugleich Büroleiter der Stettiner Kultargesellschaft (Szczecińskie Towarzystwo Kultury), danach Direktor der Kulturabteilung des Wojewodeamtes in Szczecin.

Seit 1973 lebe ich mit meiner Familie in Warschau und arbeitete zuerst als stellvertretender Direktor des Polnischen Großbuchhandels (Składnica Księgarska), danach war ich Direktor eines Kulturinstitutes (Centralny Ośrodek Metodyki Upowszechnienia Kultury), und danach habe ich viele Jahre im Kultusministerium als Abteilungsleiter zuerst für Kunst und Plastik (Departament Plastyki) und später in der Abteilung für Bücher und Bibliotheken (Książki i Bibliotek) gearbeitet. Inzwischen habe ich auch die Abteilung für Kultur und Kunst im Magistrat der Stadt Warschau geleitet. Wenn ich das alles aus der heutigen Perspektive beurteile, dann war das doch schon etwas Besonderes – von Berlin aus, über den Laufburschen bis zum Leiter der Warschauer und der polnischen (im Bereich der gegenwärtigen

gen Kunst und des Buchwesens) Kultur! Damit kann ich nur zufrieden sein und ich bin es auch! Nebenher liefen noch meine sportlichen Betätigungen mit ansprechenden Leistungen. In den Schuljahren war ich auch Messdiener in der Katholischen Kirche des Heiligen Kreuzes in Szczecin (als wir von Berlin nach Polen kamen).

Nach der Wende, also ab 1990, kehrte ich zurück zu meinem erlernten Beruf und arbeitete zuerst als Deutschlehrer in mehreren Warschauer Gymnasien, dann als Adjunkt im Institut für angewandte Linguistik an der Warschauer Universität und im Deutschlehrer-Kolleg der Warschauer Uni (weil ich mein Amt im Kultusministerium – wofür ich aus der heutigen Perspektive Verständnis habe – von einem Tag zum anderen aufgeben musste). Zugleich fing ich auch schon damals in Pułusk an, an der dortigen Humanistischen „Aleksander Gieysztor“ Akademie zu arbeiten, dort ist für mich bis heute meine Arbeitsstelle geblieben. An der Akademie ist es mir auch vor einigem Jahren gelungen, eine Gruppe wissenschaftlicher Mitarbeiter aller Fächer für die deutsch-polnische Problematik zu gewinnen, mit dem Rektor der Akademie, Prof. Dr. habil. Adam Koseski an der Spitze. Das von ihm gegründete Zentrum für Deutschkunde (Międzywydziałowe Centrum Badań Niemcoznawczych) hat schon viele Erfolge. Vor drei Jahren fand z. B. in Pułusk das Kolloquium zum Thema *Polen zwischen Russland und Deutschland* statt. Unter anderem firmiert die Humanistische Akademie in Pułusk die jetzigen Biographie-Gespräche (sie ist auch Herausgeber dieses Buches!). Und dafür bin ich dem Rektor der Akademie, der Leitung der Akademie, dem Senat, wie auch allen meinen wissenschaftlichen ehrenamtlichen Mitarbeitern des „Zentrums“ sehr dankbar. Eine Zeitlang habe ich auch nach der Wende im Warschauer Goethe-Institut gearbeitet.

Heute, wenn ich zurückschaue, könnte ein Deutscher vielleicht sagen, „ja – Karol hat eine Karriere in Polen gemacht“. Aber „Hand aufs Herz“, das war kein leichter Weg, den ich bewusst gewählt habe. Durch den Umstand, dass ich in Berlin geboren wurde, und dass ich in Deutschland die Mutter und Schwester hatte und, dass ich mich für das Germanistikstudium entschieden habe und mich immer für das deutsch-polnische Zusammensein eingesetzt habe (und das in den kommunistischen Zeiten), dadurch hatte ich wirklich viele Schwierigkeiten. Ich habe z. B. nie einen Reisepass als Sportler für Auslandsstarts bekommen (nicht mal in die DDR?!). Meine Mutter und Schwester habe ich erst nach vielen Jahren wiedergesehen, das war 1970, also nach 13 Jahren, als ich schon Kulturabteilungsleiter in Szczecin war. Und das war damals noch so, dass ich zuerst den Reisepass zum Besuch meiner Mutter, die schwer erkrankte, nicht bekommen habe, aber das ließ ich mir nicht mehr gefallen, ich ging wütend zum Woiwoden

(also meinem damaligen Chef) und sagte ihm, wenn sie, nach so vielen Jahren meiner Arbeit für Polen, kein Vertrauen zu mir haben, dann lege ich mein Amt nieder. Und das hat geholfen! Aber lange Zeit – ehrlich gesagt – bis circa 1974-75 hatte ich das Gefühl, dass man mir doch nicht 100-prozentig glaubte und vielleicht dachte, was mir mal jemand gesagt hat, ob „Du, Karol nicht für den deutschen Geheimdienst auch arbeitest?“

So kam es also, ganz ehrlich gesagt, dass ich mich lange als Bürger zweiter Kategorie fühlte. Vielleicht hatten auch meine ehemaligen Chefs zu mir Distanz, weil ich immer versuchte, eine Brücke (auf der ich bis heute geblieben bin) zwischen Polen und Deutschland zu bauen und das waren vor allem die Kontakte zur Bundesrepublik. Das war vor der Wende nicht gut angesehen. Aber ich habe nie meine deutsche Herkunft geheim gehalten und muss sagen, dass ich sehr gute Kontakte hatte zu Kulturbeamten, auch Künstlern, vielen Schriftstellern – wie in der Deutschen Demokratischen Republik, so auch in der Bundesrepublik. Ich habe auch schon vor der Wende Einiges aus der deutschen Literatur ins Polnische übersetzt und nebenbei auch Deutsch in Schulen unterrichtet. Ich will aber jetzt hier nicht meine Verdienste aufzählen, aber ich freue mich, dass wir heute unsere komplizierten Biographien untereinander bekannt machen können, die der guten Beziehung zwischen Polen und Deutschland und der guten Nachbarschaft und der freundschaftlichen Zusammenarbeit dienen. Und wir sollten das in diesem Sinne weiterhin tun! Das ist unsere Pflicht. Dadurch stärken wir die Brücke der deutsch-polnischen Zusammenarbeit! Und das ist doch das Ziel der Biographie-Gespräche. Darum wiederhole ich nochmals: Unsere Biographie-Gespräche sind wichtig, um die vertrauensvolle sowie freundschaftliche Partnerschaft zwischen Deutschen und Polen zu stärken, sie von unten aus der Perspektive der einfachen Menschen zu gestalten. Es gibt keine Grundregeln, deren Einhaltung die Voraussetzung für das Gelingen einer dauerhaften Annäherung darstellen. Aber das Wichtigste ist, das Vertrauen zueinander durch Biographie-Gespräche zu vertiefen und die Toleranz und Achtung gegenüber der Andersartigkeit des Partners zu betonen. Und obwohl die heutigen Beziehungen zueinander sich auf einem guten und richtigen Weg befinden, auf welchem das Verständnis füreinander das kostbarste Gut ist, müssen diese Kontakte gepflegt und ausgebaut werden! Vor allem das aufbauende tägliche Miteinander und eine gegenseitige Achtung! Das deutsch-polnische Zusammenwachsen wird nur gelingen, wenn es „von unten“ vom Volke aus, von einfachen Menschen und nicht nur von Funktionären der beiden Staaten erfolgt.

Was ich besonders hoch schätze, zurückkehrend zu meiner Biographie, ist, dass meine Mutter, als sie noch lebte, mir nie Vorwürfe gemacht hat,

dass ich sie damals verlassen habe, dass ich Polen und nicht Deutschland als meinen Staat gewählt habe. Sie hat mich auch nie gefragt, ob ich nach Deutschland irgendwann zurückkehre usw. usw. Bei ihrer Beerdigung 2001 hat der Priester, der die Messe gehalten hat, kein Wort gesagt, dass sie mit einem Polen verheiratet gewesen war und dass in dieser Ehe zwei Kinder zur Welt gekommen sind, von welchen eines sich für Polen entschieden hatte, um den Weg seines Vaters weiterzugehen, und die Tochter eine Deutsche geblieben ist!

Auch wenn ich jetzt zu meiner Schwester zu Besuch fahre, werde ich immer noch, zum Glück nur von alten Leuten, gefragt, wie war das möglich, dass ich nicht wie meine Mutter damals nach Deutschland zurückgekommen war, ihr nicht gefolgt habe. Viele von denen wollen mir auch heute immer noch etwas nach Polen mitgeben, was sie nicht mehr gebrauchen können. Kurz gesagt, sie wissen weiterhin wenig über Polen und denken, dass Polen immer noch ein wirtschaftlich und kulturell zurückgebliebenes Land ist. Und das muss und kann sich dank unserer Biographie-Gespräche auch ändern.

Abschließend möchte ich noch unterstreichen, weil das bestimmt den Lesern dieses Buches unbekannt ist: Ich bin Axel Schmidt-Gödelitz, dem ost-west-forum Gut Gödelitz, der Dönhoff-Stiftung, Haniel Stiftung, der Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit in Warschau sehr dankbar, dass wir, ehe wir zu den jetzigen Biographien-Treffen gekommen sind, schon in Gödelitz zu mehreren Themen zusammengetroffen sind, und so, 2005 haben wir diskutiert zum Thema *Wie kann man das gegenwärtige Polenbild in Deutschland verbessern*. Danach, 2006, sprachen wir über *Die Auswirkungen von Globalisierung und Neoliberalismus auf Deutschland und Polen*. 2007 hatten wir zum Thema *Deutschland und Polen in der Europäischen Union*, 2009 und 2010 kamen die Colloquien *Polen zwischen Deutschland und Russland*, deren Resultate in einem zweisprachigen Buch veröffentlicht worden sind (*Polen zwischen Deutschland und Russland. Polska między Niemcami a Rosją*, Pułtusk 2011), hinzu. Jetzt setzen wir die Gespräche fort und ich hoffe, dass sich im Rahmen der Veranstaltungen des „Deutsch-Polnischen Forums“, des ost-west-forums Gut Gödelitz, die „deutsch-polnischen Beziehungen“ weiter festigen. Und ich freue mich, dass immer mehr Wissenschaftler und Fachleute, auch Journalisten, die sich mit den deutsch-polnischen Beziehungen befassen, an unseren Gesprächen teilnehmen. Unser Ziel ist nämlich, so viele Menschen wie möglich aus Polen und Deutschland zusammenzubringen, die sich, so wie die Autoren in diesem Buche, für einen persönlichen Dialog mit dem Ziel, mehr über einander zu erfahren, entschieden haben. Für dies alles, was schon hinter

uns liegt, aber auch noch vor uns steht, möchte ich dem Vorsitzenden des Vorstands des ost-west-forums Gut Gödelitz, Herrn Axel Schmidt, noch einmal meinen herzlichen Dank aussprechen.

Und zum Schluss noch ein paar Sätze zusammengefasst zu meiner persönlichen Biographie.

Also geboren bin ich 1939 in Berlin, die Kriegsjahre habe ich als Kind in Deutschland erlebt, im Oktober 1945 bin ich mit meiner Mutter und Schwester als Vertriebener von Hindenburg (heute Zabrze) nach Berlin zurückgekommen. Ab 1948 habe ich in Polen, in Szczecin gelebt, 1956 habe ich das Abitur bestanden und fing an, 1953 beruflich zu arbeiten. In den Jahren 1959 bis 1961 war ich im Militärdienst, inzwischen war ich Radsportler mit vielen Erfolgen, von 1963 bis 1968 habe ich Germanistik studiert. Gleichzeitig habe ich in einer Buchhandlung und ab 1969 bis 1990 als Kulturbeamter, zuerst in Szczecin und dann in Warszawa gearbeitet. Wenn ich das als eine Karriere bezeichnen darf, so gingen meine Wege vom Boten bis zum Kulturabteilungsleiter im Kultusministerium, wo ich also Regierungsfunktionen ausübte. Nach der Wende 1990 war ich zuerst Deutschlehrer in Schulen und danach wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Warschau und bin jetzt außerordentlicher Professor an der Humanistischen „Aleksander Gieysztor“ Akademie in Pułtusk, wo ich weiter Magisterseminare leite und Fremdsprachendidaktik, Deutsch und auch über Globalismus und die EU unterrichte. Ich bin auch weiter als literarischer und vereidigter Übersetzer tätig, Mitglied des Polnischen Schriftsteller-Verbandes, ich leite ehrenamtlich das Büro des ost-west-forums Gödelitz in Warschau. Ich bin verheiratet und habe drei erwachsene Kinder. Mein Leben hatte und hat weiterhin das Ziel, die Deutsch-Polnische Brücke zu festigen.

Karol Czejarek, Dr., geb. 1939 in Berlin, Germanist, Hochschullehrer, Deutschlandforscher; vereidigter Übersetzer, Mitglied des Polnischen Schriftstellerverbandes (ZLP), vereidigter Übersetzer; zahlreiche Übersetzungen der deutschen Literatur ins Polnische (von Hans Hellmut Kirst, Georg Heym, Günter Kunert, Heiner Müller, Christa Grasmeyer, Hans Walldorf, Günter de Bruyn, Ursula Hörig, Detlef Rüster, Helmut Bez); Verfasser einer Monographie über Anna Seghers, Autor des Buches *Nazizm, wojna i III Rzesza w powieściach Hansa Hellmuta Kirsta* (*Nazismus, Krieg und das III. Reich in den Romanen von Hans Hellmut Kirst*), Herausgeber der Gesammelten Romane von Hans Hellmut Kirst, wie auch einer Anthologie deutscher (DDR) Kriegsschriftsteller *Sonata wiosenna*; Herausgeber (gemeinsam mit Tomasz G. Pszczołkowski) des Buches *Polen zwischen Deutschland und Russland* (*Polska między Niemcami a Rosją*); Autor

(gemeinsam mit Joanna Słocińska) der deutschen Grammatik *Gramatyka dla ciebie*. Auch (gemeinsam mit Sohn Hubert Czejarek) *Collins German Grammar* und *Collins German Verb Tables* (*Gramatyka języka niemieckiego oraz Tabele odmian czasowników niemieckich*); Mitautor des Buches *Polen Land und Leute*; zahlreiche Artikel u. a. in „Studien zur Deutschkunde“, „Colloquia Germanica Stetinensia“, „Interkulturelle Annäherungen Polen Deutschland Europa“, „Orbis Linguarum“.

DOMINIKA DEJ

Von einem Weg mit Hindernissen und Wendungen, der zum Ziel wurde

Geboren wurde ich an einem regnerischen Herbsttag im November 1979. Die Hebamme, in unserer Familie Tante „Bocian“ (Storch) genannt, hatte in den letzten Jahrzehnten allen Kindern in der Familie zum „ersten“ Schritt auf die Welt verholfen. Leider konnte sie der erschöpften Mutter an diesem Tag nicht die Geburt des erwarteten kleinen Jungen melden, dafür aber die Geburt eines großen und gesunden Mädchens. Die Enttäuschung der jungen Mutter verging sehr schnell und schon bald schmiedete sie Pläne, mit welchen schönen Kleidern und hübschen Puppen sie ihre Tochter verwöhnen kann. Jetzt fehlte nur noch der Name für das große Mädchen. Auch dieser wurde gefunden – Dominika. Bisher ist mir unklar, ob meine Eltern sich in den grauen Novembertagen nach der sonnigen Insel der Dominikanischen Republik sehnten und mich deshalb so nannten, oder aber, ob sie mir den Namen nach dem bei allen Kindern in Polen bekannten Elefanten Dominik gaben ... Ehrlich gesagt, gefällt mir die erste Alternative zum Ursprung meines Namens viel besser.

Meine Kindheit verbrachte ich in Giszowiec, einem grünen und ruhigen Vorort von Katowice, der hektischen Hauptstadt Schlesiens. Tagsüber war ich im Kindergarten und oft bei den Großeltern. In deren Garten standen eine gemütliche Laube und eine große Schaukel. Drum herum wuchs überall Gemüse: Mohrrüben, Rosenkohl, Rote Bete und Schnittlauch. Eben alle Zutaten, die für Großmutter's „Eintopf“ – sie benutzte stets die deutsche Bezeichnung – nötig waren und den ich herzlich hasste, ähnlich wie die von

meiner Oma zubereitete Ochsenschwanzsuppe. Ich liebte den Garten meiner Großeltern. Neben der Schaukel gab es einen wunderbaren Sandkasten und viele schöne Blumen, für die ich mich begeisterte.

Wie die meisten Kinder in dieser Zeit, verbrachte ich sehr viel Zeit bei meinen Großeltern. Ich mochte ihre Geschichten über die „alten“ Zeiten. Sie erzählten weniger über den Krieg und die Ängste und die schrecklichen Erlebnisse der Menschen, sondern mehr über den schönen Spätsommer 1939, die leckere Wassersuppe, das Pferdefleisch, die Besuche von russischen Soldaten und Großmutter's Aufenthalt in Deutschland, der sich später als Zwangsarbeit herausstellte. All das war für mich sehr interessant und meine Neugier war geweckt. Ich wollte immer mehr über die Erlebnisse meiner Großeltern erfahren. Sie beendeten jedoch ihre Geschichten immer an dem gleichen Punkt. Auf meine Fragen bekam ich keine ausführlichen Antworten. Zudem sprachen sie in diesen Momenten in einer Sprache, die ich noch nicht verstand und aus der Sicht meiner Großeltern damals nicht verstehen sollte. Trotzdem prägten sich mir bereits einige Begriffe und Redewendungen ein, denen ich später wieder begegnen sollte. Ihre Geschichten endeten beispielsweise oft mit „Warte mal!“, „Hör doch damit auf!“ oder „Sie ist zu klein“.

Diese Geheimnisse gefielen mir überhaupt nicht, sondern weckten noch mehr mein Interesse. Ich wollte wissen, wieso meine Großmutter als junges Mädchen nach Deutschland musste. Warum andere Jugendliche in ihrem Alter sehr schlecht behandelt wurden, während meine Oma anscheinend sehr viel Glück gehabt hatte. Meine Großmutter sprach stets positiv über „Gastfamilie“, wobei sie „Ohrfeigen“ nicht mitzählte.

Mich interessierte, warum der Krieg ausgebrochen war. Weshalb alle Männer ihre Familien verlassen mussten, um die Heimat zu verteidigen und schließlich, ob man viel Angst hatte, wenn man sich in einem dunklen Bunker verstecken musste. Die Zeiten des Krieges und kurz danach schienen mir sehr bewegend zu sein. In den Geschichten meiner Großeltern waren die Ereignisse sehr dramatisch, jedoch meist nie tragisch dargestellt. Niemand aus der Familie war während des Krieges ums Leben gekommen. Eine einzige Ausnahme war die Tante Helena, die Schwester meiner Großmutter. Sie hatte das Elend des Krieges nicht ertragen und sich im dunklen Keller des Familienhauses das Leben genommen.

Bis 1984 hatte Deutschland keine besondere Bedeutung für mich. Dies änderte sich jedoch dramatisch, als ich von meiner Tante erfuhr, dass meine Kusine und gleichzeitig meine beste Freundin mit ihrer Familie nach Westdeutschland ausgewandert sind. Die Trennung war für mich sehr bitter und hinterließ, im Nachhinein, ihre Spuren. Ich wusste meine Traurigkeit nicht

anders zu kompensieren, als meine Eltern mit dem Wunsch nach einem Geschwisterkind zu konfrontieren. Gott und der Storch waren ganz auf meiner Seite. Als ich 7 Jahre alt war, kam meine Schwester Karolina zur Welt. Ab diesem Tag wurde meine Welt noch schöner. Zwar konnte ich anfangs mit meiner Schwester nicht richtig spielen, jedoch war ich nie wieder in meinem, rund 4 m² großen, Zimmer allein.

Mein Leben wurde durch viele weitere Ereignisse bereichert. Eines ist mir bis heute in besonderer Erinnerung geblieben. Regelmäßig bekamen wir von unseren ausgewanderten Verwandten Pakete aus Westdeutschland. Bei uns in der Familie wurden diese Pakete oft „*Paczka z Reichu*“ genannt. Neben toller Kleidung, beispielsweise echten Jeans, haben mich besonders die Süßigkeiten fasziniert, insbesondere die von mir geliebten Traubenzucker-Lutscher. Bei der Ankunft der Pakete feierte die ganze Familie in Katowice. Alle trafen sich bei meinen Eltern, in einer 43 m² großen Plattenbauwohnung, um die Geschenke aus Deutschland zu bewundern, anzuprobieren und zu kosten. Die Kleidungsstücke, die nicht passten, wurden entsprechend umgenäht oder an Bekannte und Freunde weitergegeben. Bei den Gedanken an diese Pakete ist mir deren Duft in besonderer Erinnerung geblieben. Sie dufteten immer nach einer fernen zauberhaften und damals schwer erreichbaren Welt, nach der sich viele Menschen in Polen sehnten.

Meine Eltern fassten eines Tages den Entschluss, ähnlich wie die Verwandten einige Jahre zuvor, Polen für immer zu verlassen. Sie packten ihre zwei Kinder und die Oma sowie einige wertvolle Sachen und machten sich in dem Fiat 126p – der in Deutschland eher als „Fiat Bambino“ oder als „Polski-Fiat“ bekannt ist – auf den Weg nach einem besseren Leben in Westdeutschland. Die Fahrt ging nach Kassel. Dort wurde uns eine Unterkunft in einem Auffanglager zugewiesen und wir warteten auf den Empfang bei der deutschen Ausländerbehörde. Trotz der Sehnsucht nach einem besseren Leben waren jedoch nicht alle von der Idee der „Eindeutschung“ völlig überzeugt. Mein Vater zweifelte oft und die mitgereiste Oma betete mit uns Kindern jeden Abend *Ojczyzna nasza*, das Vaterunser, damit wir zurück nach Polen fahren. Einzig meine Mutter glaubte fest daran, dass uns auf der anderen Seite der Oder, besser gesagt der Elbe, ein besseres Leben erwartete. Überraschenderweise wollte auch ich nach Katowice zurück. Natürlich beeindruckte mich bereits das tolle Spielzeug, welches an den Tankstellen angeboten wurde. „Barbie“-Puppen, die ich vorher nur aus Versandhauskatalogen kannte, lächelten mich aus den Schaufenstern der Spielzeuggläden an, und nicht zu vergessen die echten „Gummibärchen“, die man im „Zauberladen Norma“ kaufen konnte, zogen mich in ihren Bann. Trotz alledem durfte ich in Deutschland nicht so sein wie in Polen. Mein Onkel verbot

mir, laut Polnisch zu sprechen, meine Kusine hatte mittlerweile eine neue beste Freundin und das Auffanglager, in dem wir in Kassel untergebracht waren, sah nicht so aus wie die Wohnzimmer, die ich im „Otto-Katalog“ gesehen hatte. Schließlich wurden die Gebete von uns Kindern und der Oma erhört, und unsere Familie wurde nicht in Deutschland aufgenommen. Wir mussten zurück nach Polen. Der Grund dafür war wohl die Tatsache, dass mein Urgroßvater gegen die Deutschen gekämpft hatte. Der Traum von Deutschland war für meine Familie geplatzt. Einzig blieb uns der in Deutschland erworbene Traumwagen meines Vaters, ein Peugeot 305 Combi, mit dem wir die Rückreise nach Katowice antraten.

Meine deutsch-polnischen Begegnungen stagnierten ab diesen Erlebnissen vorerst. Der Kontakt mit dem Nachbarland beschränkte sich auf den Lehrstoff in der Schule und auf Bücher, die ich obligatorisch lesen musste. Neben Goethe und Schiller gehörte dazu eine ganze Menge an Literatur aus den Zeiten des Krieges. Als ich *Medaliony*¹ und *Zdążyć przed Panem Bogiem*² las, musste ich nüchtern feststellen, dass die Geschichten meiner Großeltern und die der alten Tanten und Onkel ein falsches Bild des Krieges und der deutschen Besatzung bei mir erzeugt hatten. Erst jetzt konnte ich versuchen, den Suizid meiner Großtante Helene nachzuvollziehen. Sie konnte die Grausamkeiten, die „die Deutschen“ an ihren Mitmenschen verübten, und die schrecklichen Erlebnisse des Krieges nicht ertragen. Das Thema beschäftigte mich sehr, und ich fing an, noch mehr über den Zweiten Weltkrieg zu lesen. Je mehr Wissen ich aufnahm, desto weniger konnte ich die Welt verstehen: Mal waren die Deutschen böse, mal die Polen und mal die Russen. Ich las über Vaterlandsliebe, über Opportunismus und Denunziantentum, über die Judenverfolgung und Kollaboration mit den Deutschen. Eine klare Trennung zwischen Gut und Böse, zwischen Opfern und Tätern wurde für mich immer schwieriger und gelang mir nicht. Ich nahm mir vor, niemanden, egal welcher Hautfarbe, welcher Nationalität oder welcher Religion, herausgerissen aus dem situativen und historischen Kontext zu verurteilen.

Als junge Erwachsene sah ich mich mit anderen Problemen konfrontiert. Jetzt musste ich mich auf das Abitur vorbereiten und über ein zukünftiges Studium nachdenken. Die Zeit für Freunde und Familie war sehr knapp. Ich zog zu meinen Großeltern, um mich dort ungestört auf die Prüfungen vorzubereiten. In dieser Zeit war mein Großvater mein regelmäßiger Gesprächspartner. Bedingt durch seine Krankheit, konnte er nachts nicht

¹ Zofia Nałkowskas Erzählungen über die Kriegszeit [Anm. d. Hg.]

² Hanna Kralls Tatsachenbericht *Dem Herrgott zuvorkommen* [Anm. d. Hg.]

schlafen, und wir führten lange Gespräche über das Leben und die Welt. Unabhängig von vielen interessanten Themen, war er stets der Überzeugung, dass neben Deutschen und Polen es noch Schlesier gibt. Diese seien, anders als die Polen, den Deutschen sehr ähnlich, insbesondere was sich seiner Meinung nach in der Mentalität, der Liebe zu harter Arbeit sowie in den Rezepten der schlesischen Küche widerspiegelt. Diese Auffassung befremdete mich. Ich war stolz, eine Polin und keine Schlesierin zu sein. In den Augen vieler Polen sprechen die Schlesier einen verpönten Akzent und wohnen in so genannten „Familok“ (Mehrfamilienhaus in einer Arbeitersiedlung). Die deutsche Mentalität ließ sich für mich damals mit „kalt“, „distanziert“ und „ernsthaft“ beschreiben, so wie ich es aus Büchern und Erzählungen kannte.

Nach dem Abitur fing ich das Studium der Psychologie in Katowice an und blieb weiterhin in der mir vertrauten Umgebung. Der neue Lebensabschnitt bedeutete für mich neben neuen Erkenntnissen und Erfahrungen neue Freundschaften, und die Liebe stellte sich ein. Eines Tages, ich war auf dem Weg per Anhalter aus den Beskiden nach Katowice, hält ein junger Mann an. Er sprach ein für mich anfänglich komisches, etwas kindlich klingendes Polnisch, war aber sehr nett und lud mich zu sich nach Hause ein. Es stellte sich heraus, dass er ein Deutscher mit polnischen Wurzeln war und sein Zuhause sich im 1200 km entfernten Bonn befindet. Ein Jahr später saß ich zur Freude meiner Familie in einem Bus nach Bonn und mein Abenteuer in Deutschland begann. Die Liebe blühte. Die Entfernung störte mich nicht, und ich studierte weiterhin in Katowice. Parallel schmiedete ich gemeinsame Zukunftspläne in Deutschland. Ich wollte nicht Hausfrau werden, ich wollte arbeiten und mein eigenes Geld verdienen. Problematisch dabei waren meine mangelhaften Sprachkenntnisse und die Unterstützung bei der Suche nach einer Arbeit. Nichtsdestotrotz arbeitete ich in den Sommerferien ehrenamtlich in einem Sozialwerk in Regensburg und pflegte Menschen mit Behinderung, später absolvierte ich ein Praktikum in einem Kindergarten in Bonn und hatte einen Nebenjob als Putzfrau in der Nähe von Köln. Alles erschien mir sehr spannend und interessant zu sein. In Bonn gab es viele Ausländer. Bereits die Tatsache, dass die Frau an der Kasse nur Deutsch mit Akzent sprach, gab mir Hoffnung, als Ausländerin in Deutschland eines Tages doch eine gute Arbeit zu finden. Mein Ziel war es, als Trainerin im Bereich der Personalentwicklung zu arbeiten. Dafür sind sehr gute Kenntnisse der deutschen Sprache zwingend notwendig. Bevor ich jedoch meine Deutschkenntnisse intensiv verbessern konnte, stand ein weiteres wichtiges Ereignis im Mittelpunkt meines Lebens, nämlich meine Hochzeit. Die Zeremonie und Feier fanden in Deutschland statt.

Kurz darauf fuhr ich mit meinen Eltern nach Katowice zurück. Ich musste zuerst mein Studium fortführen, bevor ich weitere Pläne für die Zukunft schmiedete.

Eines Tages im letzten Teil meines Studiums, es muss im Oktober 2002 gewesen sein, wurde ich zum Dekan der Fakultät Psychologie gerufen. Mir wurde angeboten, an einer Konferenz in Dresden teilzunehmen. Mit etwas Angst und vor allem mit Aufregung fuhren eine Dozentin und ich nach Deutschland. Den östlichen Teil Deutschlands kannte ich noch nicht und hatte sogar die Vorstellung, dass dieser Teil nicht viel anders sein konnte als meine polnische Heimat. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass die Tagungsteilnehmer aus dem westlichen Deutschland ebenso dachten. Als ich jedoch die Elbbrücke in Dresden überquerte, erlebte ich einen Schock. Dresden erschien so wunderschön, dass ich mir vorstellen konnte, in dieser Stadt zu leben. Die Tagung war sehr interessant. Meine damaligen Deutschkenntnisse waren noch zu gering, um allen Inhalten der Fachbeiträge hundertprozentig zu folgen. Insbesondere das Treffen mit den Professoren aus Dresden war sehr bereichernd. Im Nachhinein bot mir die mitgereiste polnische Dozentin an, sie im Rahmen eines internationalen Projekts mit der TU Dresden zu unterstützen. Damit öffnete sich für mich eine neue Tür nach Dresden. Ich konnte nun meine berufliche Zukunft das erste Mal direkt mit Deutschland verknüpfen. Im Winter 2002 bekam ich die Möglichkeit, für fünf Wochen nach Dresden zu fahren. Untergebracht waren eine Kommilitonin und ich in einem Zimmer im Wohnheim des Studentenwerks. In dem Projekt wurde das Unternehmertum im Grenzgebiet von Deutschland, Polen und Tschechien untersucht. Das Thema faszinierte mich und prägt meine wissenschaftliche Tätigkeit bis heute. Neben der Mitarbeit besuchte ich einen Deutschkurs. Der längere Aufenthalt in Dresden bestätigte den bereits beim ersten Besuch der Stadt entstandenen Wunsch, später in Dresden zu leben. Die wissenschaftliche Tätigkeit faszinierte mich und ich konnte mir vorstellen, über das Studium hinaus weiter in diesem Bereich tätig zu sein. Doch bevor ich mich mit weiteren Zukunftsplänen beschäftigen konnte, musste ich in Polen mein Studium beenden und die Diplomarbeit schreiben.

Eine wissenschaftliche Karriere kam in Polen nicht in Frage. Es gab keine Finanzierung und endlich wollte ich von meinen Eltern ausziehen. Des Weiteren wartete mein Mann in Bonn. Nach dem erfolgreichen Abschluss des Studiums passierte das Unglaubliche. Ich bekam das Angebot, als Gastwissenschaftlerin an der TU Dresden zu arbeiten. Ich war überglücklich. Mein Ehemann und meine Eltern sahen das jedoch anders. Ich stellte dennoch meinen beruflichen Werdegang über alles andere und fing in Dresden an

zu arbeiten und zu leben. Zwei Jahre nach meinem ersten Aufenthalt in Dresden hatte sich mein Wunsch erfüllt. Die finanziellen Mittel, die ich zur Verfügung hatte, waren sehr knapp. Dafür waren die Arbeit und das Leben in Dresden sehr spannend. Ich musste zwar sehr viel lernen, insbesondere die deutsche Sprache, doch konnte ich zeigen, was ich im Studium gelernt hatte. Ich machte mir um die weitere Zukunft keine Gedanken und freute mich jeden Tag auf die Arbeit. Die Zusammenarbeit mit den deutschen Kolleginnen und Kollegen entwickelte sich sehr gut. Wobei ich, im Nachhinein betrachtet, erst lernen musste, wie der Begriff „Pünktlichkeit“ in Deutschland im Gegensatz zu meiner Heimat ausgelegt wird. Ich gewöhnte mir schnell an, immer mein Notizbuch und meinen Kalender dabei zu haben. Manchmal erschienen mir meine Arbeitskolleginnen und Arbeitskollegen als zu direkt und zu undiplomatisch. Ich bemühte mich also noch mehr, selbst die kleinsten Fehler zu vermeiden. Das kostet insbesondere anfangs sehr viel Energie, aber mit der Zeit wurde das Verständnis immer besser. Nebenbei arbeitete ich an der Volksschule und an einer Privatschule als Polnischlehrerin und kümmerte mich um Kinder eines Unternehmers. Überall wurde ich stets freundlich empfangen. Das Leben in Deutschland erschien mir sehr planbar und überschaubar zu sein. Mir gefiel es sehr gut und ich wollte Dresden nicht mehr verlassen. Meine Ehe litt darunter und bereits drei Jahre nach der „Blitzhochzeit“ erfolgte die Scheidung. Die Beziehung zu meiner Familie blieb angespannt.

Beruflich beschäftigte ich mich weiter mit der Zusammenarbeit von Deutschen und Polen. Die gewonnenen Erkenntnisse und meine Erfahrungen in Deutschland wollte ich weitergeben. Ich wollte über meine Begegnungen mit Deutschen in Trainingsmaßnahmen berichten, um sowohl den Polen als auch den Deutschen den gegenseitigen Kontakt zu erleichtern. Gerade die Fehler aus der Vergangenheit sollten für die Zukunft genutzt werden, um daraus zu lernen. Und so trivial es klingen mag, dass es eben doch möglich ist, dass Polen und Deutsche gut zusammenarbeiten und darüber hinaus Freundschaften zwischen ihnen entstehen können. Für die professionelle Umsetzung dieser Idee absolvierte ich in den Jahren 2007/2008 eine Ausbildung zu einer Kommunikationstrainerin in Leipzig. Ich genoss die Zeit in der Ausbildung und lernte noch mehr über die deutsche Mentalität. Das Bild eines „typischen Deutschen“ aus meiner Jugend hatte sich geändert. Die deutsche Mentalität empfand ich als facettenreich, interessant, vielfältig. Diese Attribute kannte ich auch aus Polen. Während und nach der Ausbildung beschäftigte ich mich intensiv mit interkulturellem Training, hielt Seminare und Vorträge. Ich arbeitete wissenschaftlich sehr viel und reiste zu Kongressen in Europa, Australien und Südafrika. Eines Tages wurde ich

von meinem Chef sehr direkt angesprochen, ob ich mir eine Promotion an der TU Dresden vorstellen kann. Ich entschied mich zu diesem Schritt und mein Arbeitspensum erhöhte sich noch mehr. Im Bereich des interkulturellen Trainings konnte ich mich weiter professionalisieren. Seit 2010 bin ich als Partnerin in einem Unternehmen tätig, das sich unter anderem mit der interkulturellen Zusammenarbeit von Unternehmen beschäftigt.

Die Arbeit an der Uni und in der Firma nahm sehr viel Zeit in Anspruch, wodurch mein Privatleben sehr in Mitleidenschaft gezogen wurde. Als die Promotion erfolgreich abgeschlossen war, entschloss ich mich etwas zu ändern. Ich begab mich auf die Suche nach weiteren Inhalten im Leben und traf meine Liebe eher zufällig. Die Beziehung zu meiner eigenen Familie verbesserte sich und ich lernte die Familie meines Freundes aus Deutschland kennen. Neben der wundervollen Situation, in der ich mich privat befinde, lernte ich das Leben und die Menschen in Deutschland abseits der Großstadt kennen. Ich war überrascht, dass das Leben auf dem Land so anders ist als das in der Großstadt. Die Familie spielt eine große Rolle, es wird zusammen gefeiert und getrauert. Die Religion hat teilweise einen anderen Stellenwert. Die Ähnlichkeit zu meinen Erfahrungen aus Polen war verblüffend. Leider verschwindet die Anonymität der Stadt und die Menschen achten darauf, was die Nachbarn sagen und wie man nach außen wirkt. Mir war das fremd. Ich lebte seit 9 Jahren allein in Dresden und dachte, dass die Distanz zu anderen Menschen, der man in der Stadt sehr oft begegnet, zur deutschen Mentalität gehört. Dieses Vorurteil musste ich revidieren. Nach all den Erfahrungen scheint es mir, als wären die Deutschen nicht weniger emotional als die Polen und sehnten sich nach Gefühlen und menschlicher Wärme. Nur wird dieses Verlangen anders gezeigt und wahrgenommen, als ich es aus meiner Heimat kenne.

Der Begriff „Heimat“ erscheint mir aus heutiger Sicht ein relativer zu sein. Die Heimat ist, wo man sich wohl und willkommen fühlt. Ich empfinde dies sowohl in Polen als auch in Deutschland.

Die Frage nach der nationalen Identität ist für mich hinfällig. Die Grenzen bestehen, gerade in Zeiten eines geeinten Europas häufig in erster Linie in unseren Köpfen. Die Mauern werden von Menschen aufgebaut, um sich selbst zu schützen und die Welt überschaubarer zu machen. Sie sind dadurch hilfreich, stellen jedoch ein Risiko dar. Je weniger Mauer wir um uns herum aufbauen, desto offener sind wir und desto mehr können wir in den Kontakt mit anderen Menschen treten. Das ist sehr wichtig und unverzichtbar, wenn wir das Miteinander und nicht das Nebeneinander oder sogar das Auseinander der Menschen anstreben.

Mit diesem kurzem Abriss aus meinem Leben möchte ich zeigen, dass wir, ob Deutsche oder Polen, unser Leben selbst in der Hand haben und dies aktiv steuern können. Leider oder zum Glück ist es nicht immer möglich, das Schicksal zu beeinflussen. Trotzdem sollten wir versuchen, unsere Träume zu verwirklichen. Nicht immer ist das Ziel, sondern oft ist der Weg zum Ziel entscheidend. Auf dem Weg gibt es viele Hindernisse oder Wendungen, die wir nur mit Hilfe von unseren Mitmenschen meistern können. Kulturen können unterschiedlich sein, doch oft ist den Menschen das Gleiche wichtig: die Liebe, die Freundschaft und der Respekt.

An dieser Stelle möchte ich abschließen und mich bei allen bedanken, die zu meinem Leben beigetragen haben und beitragen.

Dominika Dej, Dr., derzeit an der Technischen Universität Dresden am Institut für Arbeits- und Organisationspsychologie tätig; nach dem Studium der Psychologie an der Schlesischen Universität in Katowice Promotion an der Technischen Universität Dresden. Dissertationsthema: Arbeitspsychologische Perspektive des unternehmerischen Erfolgs: Entwicklung und erste Validierung eines neuen Instruments.

Forschungsschwerpunkte: Psychologie des Unternehmertums, insbesondere Gesundheit und Erfolgsfaktoren von Unternehmern; interkulturelle Unterschiede im Hinblick auf den Erfolg und unternehmerische Intentionen.

Lehrschwerpunkte an der TU Dresden: Forschungsmethoden in der Arbeits- und Organisationspsychologie, Personalpsychologie und interkulturelle Kommunikation, Präsentationstechnik und Rhetorik sowie unternehmerische Fähigkeiten und Motivationen.

Tätig auch als Partnerin in der Beratungsfirma managing-cultures GbR., die sich auf die Entwicklung von interkulturellen Kompetenzen und auf interkulturelles Management in Unternehmen spezialisiert.

Der länderübergreifende und kulturelle Austausch spiegelt sich in vielen Tätigkeitsfeldern von Dominika Dej wider. Einen besonderen Stellenwert bildet dabei der Dialog zwischen Deutschen und Polen, den sie als aktives Mitglied des ost-west-forums in Gut Gödelitz unterstützt.

IWONA DOBKOWSKA

Erinnerungen an Deutschland

Ich wurde am 23. Februar 1971 in Bartoszyce geboren. Bartoszyce liegt im Norden der Woiwodschaft Ermland-Masuren am Ufer des Flusses Łyna im Landschaftsgebiet Nizina Sępopolska in der historischen Provinz Ostpreußen.

Im Jahre 1240 haben die Kreuzritter hier eine der ersten Burgen in Preußen gebaut. 1326 bekam die Stadt die Lokationsurkunde und den Namen „Rosenthal“. Im Jahre 1332 wurde die Stadt durch den Hochmeister Luther von Braunschweig auf Bartenstein umbenannt. Dieser Name blieb bis 1945 als deutsche Bezeichnung der Stadt.

In Bartoszyce lebte ich 21 Jahre lang. Ich kann mich noch daran erinnern, dass mein Leben immer mit der deutschen Geschichte verbunden war. Zwei Schwestern von meiner Mutter waren mit Deutschen verheiratet, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Polen geblieben sind. Einer meiner Onkel hieß Erwin Holzman, der andere Georg Bialas.

Als ich ein kleines Mädchen war, wunderten mich diese Namen, denn mein Mädchename war Pawłowska. In meinem Haus sprach man nie über Familiengeschichte, was ich sehr bedaure.

Mein Onkel Georg Bialas fuhr in den 80er Jahren zu seiner Familie nach Deutschland. Dort lebten seine Mutter und seine Geschwister. Meine Tante war sehr unglücklich über seine Entscheidung. Er kam nie zurück. Bis heute hat er Kontakt zu den Kindern. Meine Tante starb.

In den 80er Jahren ging es uns finanziell nicht gut. Ich kann mich noch gut erinnern an die schlechte Qualität der Wurst, die ich essen musste, an das mit Schmalz und billiger Wurst belegte Brot. Es schmeckte leider nicht gut.

Zu schönen Momenten gehörte die Zeit, in der meine Tante Päckchen aus Deutschland bekam. Sie brachte uns manchmal geräucherten Schinkenspeck. Man konnte ihn kaum kauen, aber er war trotzdem köstlich. Der Duft der westlichen Wurst war für uns eine Seltenheit. Manchmal gab uns meine Tante einige Süßigkeiten. Wir waren sehr neidisch. Mein Onkel schickte auch Päckchen mit Kleidung, aber meine Cousine war nicht großzügig und teilte die Kleidung leider nicht mit uns.

Bald fand meine Mutter heraus, dass die Evangelisch-Augsburgische Kirche in Bartoszyce viele Päckchen mit gebrauchten Kleidern aus Deutschland bekam. Es waren Sachen für Menschen deutscher Herkunft. Wir kamen auf die Idee, dort zu sagen, dass in unserer Familie zwei Onkel Deutsche sind. Es ging. Ich konnte mir viele Kleider aussuchen und daher fühlte ich mich wie im Paradies. Ich wusste nicht, was ich in meine Tasche packen soll. Alles war anders, schön und duftend. Ich war sehr glücklich. Ich hatte noch nie so viele schöne Sachen. Ich war für ein paar Jahre ausgestattet. Es war mein Glückstag. Damals war ich 12-13 Jahre alt.

Mein Onkel Erwin Holzman war mit der älteren Schwester meiner Mutter verheiratet. Seine ganze Familie ist während des Zweiten Weltkrieges umgekommen. Mein Onkel und meine Tante Helene waren einfach tolle Menschen. Ich fuhr oft während der Sommerferien zu ihnen. Sie wohnten in Giżycko (Lötnitz). Meine Tante starb in den 80er Jahren. Sie hatten keine Kinder. Mein Onkel heiratete ein zweites Mal.

Vielleicht ist es ein Schicksal ...

Im Jahre 1990 lernte ich einen jungen Mann kennen. Sein Name war Ksawery. Er war acht Jahre älter als ich. Er lebte in einem kleinen Dorf Kosy in der Nähe von Bartoszyce. Dort lebte er mit seiner Mutter. Er zögerte lange, mich seiner Mutter vorzustellen, weil sie keine neue Freundin von ihm kennen lernen wollte. Bald kam der Tag, an dem ich seine Mutter doch kennen lernen sollte. Ich hatte große Angst vor diesem Treffen. In der Zwischenzeit erzählte Ksawery mir, dass seine Mutter eine Deutsche sei. Sie heiße Gertrude. Diese Nachricht überraschte mich sehr.

Wir fuhren mit dem Bus ...

Es war Sonntag. Aus dem Fenster des Busses sah ich seine Mutter an der Bushaltestelle stehen (jeden Sonntag fuhr sie in die Kirche). Dort stand eine schöne Frau mit einem ernsten Gesichtsausdruck. Sie lächelte kaum. Mein Herz schlug schneller. Aus dem Bus aussteigend, sagte ich „Guten Morgen“ und lächelte flüchtig. Sie antwortete ernst. Ksawery lachte, als er mein erschrockenes Gesicht sah.

Das Kennenlernen mit seiner Mutter war nicht so schlimm. Jetzt kenne ich die deutsche Mentalität und weiß, wie die Deutschen sind. Damals war Gertrude für mich eine sehr ordentliche, prinzipielle und konkrete Person. Sie war nicht kleinlich. Genauso wie die meisten Deutschen.

Gertrude heiratete einen Polen, auch ihre jüngere Schwester war mit einem Polen verheiratet. Nach dem Krieg zog ihre Mutter mit der jüngsten von ihren drei Töchtern nach Deutschland um. Sie fragte Gertrude und ihre Schwester, ob sie auch mitkommen. Sie wollten nicht mit, weil sie bereits verheiratet waren und kleine Kinder hatten. Gertrude und ihre Schwester wollten Polen nicht verlassen.

Nach einer langen Zeit, in den 90er Jahren, kam Gertrudes Mutter mit ihrer jüngsten Tochter und ihrer Enkelin nach Polen zu Besuch. Ich hatte das Vergnügen, an dieser Feier teilzunehmen. Ich war sehr beeindruckt. Gertrude und ihre Schwester konnten nach so vielen Jahren noch fließend Deutsch sprechen. Ich hörte zu und fragte mich, wie es möglich ist. Die Mutter von Gertrude wollte beide Töchter noch überreden, mit nach Deutschland zu kommen, aber sie wollten nicht. Sie haben sich schon als gebürtige Polinnen gefühlt und wollten das Land nicht verlassen.

Gertrude blieb mit ihrer Mutter im Briefkontakt. Sie erhält Lebensmittelpakete von ihrer Mutter. Ich hatte auch davon profitiert. Jeden Sonntag, wenn ich bei Gertrude zu Besuch war, trank ich einen deutschen Kaffee. Ich erinnere mich noch, es war Dallmayr Kaffee. Das erstaunliche Aroma drang durch das ganze Haus.

Im Juni 1992 fand meine Traumreise nach Deutschland statt. Wir waren mit einem Fiat 125p unterwegs. Vor uns gab es eine Strecke von 1200 Kilometern. Damals war das eine erstaunliche Erfahrung, aber uns begleitete auch Angst vor einer neuen Herausforderung. Mir war es bewusst, dass ich die Sprache eines fremden Landes nicht kannte, und dass ich ohne Erfahrung dorthin fahre. Obwohl ich ein bisschen Angst hatte, gehörte ich zu denen, die mutig und neugierig die Welt erforschen wollten. Neben mir waren zwei Freunde, auf die ich mich verlassen konnte. Nach einer langen und beschwerlichen Reise erreichten wir das Ziel. Ich war sehr beeindruckt. Die Stadt Bad Nauheim (Hessen) roch anders als unsere Heimat. Alles war anders angeordnet und sehr ordentlich. Am Anfang war es nicht leicht, eine Arbeitsstelle zu finden, aber es stellte sich heraus, dass in einer Konditorei eine Küchenhilfe gesucht wurde. Zuerst fragte ich mich: Was passiert, wenn ich es ohne Kenntnisse der deutschen Sprache nicht schaffe? Aber wenn die Arbeitgeber einverstanden sind, muss es gehen. Es war nicht einfach. Ich wusste, was zu tun war, aber die Arbeitgeberin schrie mich ständig an. Ich wusste nicht, was sie von mir wollte. Im Nachhinein weiß

ich, dass es besser war, sie nicht zu verstehen, um die Demütigungen nicht zu erfahren. Irgendwie habe ich diese zwei Wochen überlebt. Ich verdiente mein erstes Geld, damals gab es noch die Deutsche Mark. Das Geld war für mich wertvoll.

Einmal im Monat gab es in der katholischen Kirche eine Messe in polnischer Sprache, zu der wir mit Freunden gingen. Nach der Messe gingen wir zurück nach Hause und ein junger Mann uns hinterher. Er sprach uns an und fragte, ob wir aus Polen kamen. Damals wusste ich noch nicht, dass er mein zukünftiger Mann wird, mit dem ich schon über 21 Jahre lebe. Er heißt Zenon.

Mein Mann träumte seit seiner Kindheit, nach Amerika auszuwandern. Im Dezember 1986 machte er eine Reise nach Deutschland. Es war eine Schiffsreise über Schweden und Dänemark. Das Schiff hielt in Travemünde an, wo die Reisenden Bustouren nach Lübeck und Hamburg machten.

Zenon fuhr mit dem Reisebus nach Hamburg. Dort erwartete ihn seine Cousine Danuta, die seit 1976 dort mit ihrem Mann lebte. In den 70er Jahren erhielten Danuta und ihr Mann das politische Asyl und die deutsche Staatsbürgerschaft.

Um meinen Mann kümmerte sich Danutas Mutter, die einen Bruder der Mutter meines Mannes heiratete. Sie war eine gebürtige Deutsche. Zenon blieb bei ihnen für etwa zwei Wochen.

Mein zukünftiger Mann meldete sich bei einer Ausländerbehörde in Hamburg. Das Amt wies ihn in ein Lager für Asylsuchende ein, das sich in Hamburg-Harburg befand. Er wohnte dort einen Monat lang. Dann ging er zu einem anderen Lager in Itzehoe (Schleswig-Holstein), blieb dort nur eine Woche und musste wieder umziehen. In einem Lager für politische Asylbewerber wohnte er zwei Jahre lang. Das Lager befand sich in Klanxbüll. Es war das erste Lager für politische Asylbewerber aus dem Ostblock in der Region (Kreis Nordfriesland).

Zenon wollte in Deutschland nur kurz bleiben, denn sein Bruder war in Amerika und wollte ihm eine Einladung schicken. Leider bekam er kein Visum und blieb in Deutschland. Am Anfang war er sehr enttäuscht, dass er nicht in die USA durfte, aber im Nachhinein war er froh, dass er nicht weit von seiner Heimat wohnte (obwohl es nicht immer einfach war). Hier lernte er mich kennen (ich muss erwähnen, dass mein Mann 13 Jahre älter ist als ich). Er sammelte auch sehr gute berufliche Erfahrungen im Sanitärbereich. Er weiß die deutsche Qualität und Professionalität, die leider bei uns in Polen fehlen, hoch zu schätzen. Er ist der Meinung, dass die Mehrheit der Polen einmal nach Deutschland reisen sollte, um dort berufliche Erfahrungen zu sammeln und viele gute Sachen zu lernen.

Wir lieben unsere Heimat, aber bei uns in Polen ist noch viel zu tun. Sowohl in der Politik und Wirtschaft als auch im normalen Alltag. Es ist traurig für uns, aber leider wahr.

Er half mir, einen Job zu finden ...

Ich arbeitete als Haushaltshilfe bei verschiedenen deutschen Familien etwa 40 Stunden in der Woche. Es war eine harte körperliche Arbeit. Ich war sehr froh, dass ich das Geld verdienen konnte. Ich schätzte das Geld sehr, weil ich aus einer armen Familie stammte. Trotz der Tatsache, dass ich kein Deutsch sprach, waren die Arbeitgeber mit mir zufrieden.

Eines Tages sagten zwei kleine Mädchen zu mir: „Du bist eine Putzfrau, schrecklich ..., du wirst immer putzen ...“. Es hat mich sehr verletzt, ich hatte mich nie für eine Putzfrau gehalten. Ich wollte nur anderen helfen und zugleich Geld verdienen. Es war der Moment, in dem ich verstand, dass ich nicht immer eine Putzfrau sein will. Ich war oft traurig, als ich sah, wie Frau Schmidt mit einer Freundin Kaffee trank, und ich musste ihre Toilette reinigen und ihre Schuhe putzen. Sie saßen gemütlich am Tisch, und ich musste mit dem Staubsauger rumlaufen oder Unterwäsche zusammenlegen. Frau Schmidt hat mir beigebracht, dass man mit dem Wasser sparsam umgehen muss, dass man das restliche Stück Seife nicht wegwerfen darf, sondern auf das neue Stück klebt und weiter verwendet. Sie zeigte mir, dass man das Waschbecken auch von unten säubern und auch die Armaturen polieren muss. Sie zeigte mir, wie man schnell und unkompliziert Herrenhemden bügeln kann. Es war eine wertvolle Schule, die ich mein ganzes Leben lang in Erinnerung behalte. Obwohl ich viel Erfahrung gesammelt hatte, blieb ich in der Entwicklung stehen, denn neben der Reinigung hatte ich nichts anderes gemacht. Meine polnischen Schulkameraden entwickelten sich, und ich verblieb immer im Strudel der Lumpen und des Staubes. Seit vielen Jahren fühlte ich mich gedemütigt.

Ich bin zwar der Meinung, dass keine Arbeit schändet. Die Demütigung, von der ich spreche, war aber eine von besonderer Art. Das war die Demütigung der Seele, des Ehrgeizes, ein Mahnruf an nicht realisierte Träume. Jedes Mal, wenn ich mich bei einer neuen Familie bewarb, fiel die gleiche Frage: „Warum möchten Sie putzen? Es passt nicht zu Ihnen“. Es kann eingebildet klingen, aber es war so. Und es war sehr schmerzhaft. Ich habe beschlossen, eine Änderung in meinem Leben vorzunehmen. Ich habe mich um einen Platz bei einer privaten Kosmetikschule beworben. Ich machte meinen Führerschein. In der Zwischenzeit stellte sich heraus, dass die Volkshochschule eine Polin sucht, die gerne Polnischkurse für Deutsche leitet. Hier begann mein Abenteuer mit der Lehre. Ich leitete die Kurse

fünf Jahre lang. Es war für mich eine sehr wichtige Erfahrung. Ich fühlte mich geschätzt und selbstbewusst. Inzwischen bekam ich zwei Söhne und fing an, als Babysitterin zu arbeiten. Ich fand eine wunderbare Familie. Ich konnte meine Söhne mitbringen. So kümmerte ich mich um vier Jungen. Es war nicht immer einfach. Es gab z. B. Momente, in denen mein älterer Sohn ein Buch des betreuten Kindes zerriss, der jüngere weinte, weil er Milch wollte, und ich briet Schnitzel. Und ich wusste nicht, was ich zuerst machen sollte, ob das Buch retten, oder das eigene Kind ernähren, oder sich auf die Schnitzel konzentrieren, damit sie nicht anbrannten. Es war ein Alptraum. Die Durchführung von Kursen gab mir Selbstvertrauen. Die Kursteilnehmer waren dankbar für die Zeit, die sie in meinen Kursen verbracht haben. Es kam die Zeit, nach Polen zurückzukehren. Es war im August 2007. Ich erfüllte meine Träume. Ich absolvierte ein College, ich erwarb einen Magistertitel. Manchmal fragte ich mich, ob ich die in Deutschland verbrachte Zeit bedauere. Jetzt kann ich getrost antworten, dass ich das nicht tue! Deutschland sitzt mir noch fest in den Knochen, aber ich habe auch viel gelernt. Die Deutschen haben mir beigebracht, tüchtig und ordentlich zu sein. Sie gaben mir einen Hinweis, dass ich noch etwas im Leben zu erreichen habe.

Dank der Kenntnisse der deutschen Sprache und abgeschlossenen Studien arbeite ich an Gymnasien in Goworowo und Długosidło als Deutschlehrerin. Zur Priorität meiner Arbeit gehörte es stets, eine Partnerschule zu finden, die bereit wäre, mit uns zusammenzuarbeiten. Ich meldete mich bei einer Organisation PNWM (Deutsch-Polnisches Jugendwerk) an.

Eines Tages rief mich eine Dame von PNWM an mit einer Einladung für eine Kontaktbörse nach Wittenberg. Ich war angenehm überrascht und stimmte sofort zu.

Im Mai 2012 fuhr ich nach Wittenberg. Ich lernte dort viele wunderbare Lehrer aus polnischen und deutschen Schulen von der Region Sachsen-Anhalt kennen. Während der Kontaktbörse präsentierten wir unsere Schulen. Marita Bürger war eine Lehrerin, die einen großen Eindruck auf mich machte. Nach der Präsentation der Schulen stellte sich heraus, dass unsere Profile zusammenpassen.

So kam es zu einer Zusammenarbeit ...

Im Oktober 2012 war ich mit meiner Arbeitskollegin (Russischlehrerin) und zwei Schülerinnen bei einem Kennenlernen-Treffen in Zielitz bei Magdeburg (Sachsen-Anhalt). Es war großartig. Wir waren sehr beeindruckt. Wir einigten uns auf unser erstes Projekt über Vorurteile und planten im Mai 2013 den ersten Besuch unserer Partnerschule in Polen.

Der Besuch der Schüler von der Ganztagschule „Werner Seelenbinder“ aus Deutschland erfolgte vom 21. bis zum 24. Mai 2013 bei uns in Goworowo. Zum Zweck des Treffens gehörten u. a.: die Integration der polnischen und deutschen Jugendlichen, das Kennenlernen der polnischen Geschichte, Kultur und Tradition, die Verbesserung der deutschen Sprache und Diskussion über Vorurteile. Es war der erste Besuch unserer Partnerschule in Goworowo.

Im Dezember 2013 wurden viele Partnerschulen zu einem Treffen nach Warschau eingeladen, das von dem Ministerpräsidenten des Landes Sachsen-Anhalt, Dr. Reiner Haselhoff, und dem Marschall der Woiwodschaft Masowien – Adam Struzik organisiert wurde. Das Treffen fand aus Anlass des zehnjährigen Bestehens der Regionalpartnerschaft zwischen Sachsen-Anhalt und Masowien statt.

Die Delegation unserer Schule nahm an dem festlichen Konzert teil. Am nächsten Tag trafen wir uns im Hotel Marriott mit den Lehrern aus unserer Partnerschule und einem Vertreter des Kultusministeriums für Bildung aus Sachsen-Anhalt, Dr. Uwe Birkholz.

In einer entspannten Atmosphäre sprachen wir über unsere Reise im März 2013 nach Zielitz.

Zusammenfassend kann ich sagen, dass mein Leben die ganze Zeit mit den Deutschen verbunden ist, und ich bin sehr stolz darauf. Ich erzähle meinen Schülern über meine Eindrücke aus Deutschland. Ich möchte sie ermutigen, die deutsche Sprache zu erlernen, aber auch die Tradition, Mentalität und Kultur der Deutschen kennen zu lernen.

Der Aufenthalt in Deutschland und die weitere Zusammenarbeit mit meinen deutschen Kollegen ist für mich – trotz mancher schwierigen Momente – eine sehr wertvolle Erfahrung, die ich vertiefen möchte.

Iwona Dobkowska, geb. 1971 in Bartoszyce.

2005–2010 Kursleiterin für Polnischkurse.

2009–2011 Germanistikstudium an Fremdsprachenkolleg für Lehrerbildung in Ostrołęka.

2011 Diplom der Warschauer Universität, Fakultät für Angewandte Linguistik.

2011–2013 Magisterstudium an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pultusk.

Zurzeit Deutschlehrerin in einem Gymnasium. Koordinator der Zusammenarbeit mit einer Partnerschule in Deutschland.

MARIAN DYGO

Der deutsche Faden in meinem Leben

Ich möchte einige Gedanken über die Bedeutung des deutschen Fadens in meinem Leben äußern.

Das Deutschtum war in meinem Leben schon wegen meines Geburtsorts präsent: Ich bin 1951 in der Kreisstadt Pasłęk – Preußisch Holland in ehemaligem Ostpreußen auf die Welt gekommen. Meine Eltern stammen von den Ostgebieten des zwischenkriegszeitlichen Polens ab, die heute entweder zu Litauen oder zu Weißrussland gehören. Sie ließen sich in Ostpreußen gleich nach dem Krieg nieder, nicht aus freiem Willen, sondern – wie fast zwei Millionen anderer polnischer Bürger – infolge der Zwangsaussiedlung, deren Grund die Beschlüsse waren, die die Großmächte in den Jahren 1943–1945 in Teheran, Jalta und Potsdam gefasst hatten.

Für meine Eltern war es eine unleugbare Tatsache, dass der Krieg das wichtigste Ereignis ihres Lebens war. Die Folgen des Krieges waren für sie der Tod ihrer Brüder, sei es im Septemberfeldzug 1939, sei es später, im Zuge der Partisanenkämpfe, der Verlust ihrer Heimat, die sowjetische Beherrschung Polens.

Meine Eltern waren in preußischem Land nie eingewurzelt. Die dortige Geschichte war ihnen ganz fremd, ebenso wie die dortige Kulturlandschaft; lobenswert war einzig und allein die Schönheit der Landschaft, aber nur insofern, als sie die verlorene Heimat in Erinnerung brachte. Zu Hause sprach man oft über die Aussiedlung, die in der offiziellen Sprache als Repatriierung bezeichnet wurde.

Wenn ich heute das Wort „Vertreibung“ höre, bin ich im Stande, das Leid derer, die ihre Heimat verlassen mussten, ganz und voll zu verstehen.

Doch sogleich muss ich mir folgende Fragen stellen: Warum die Vertreibung? Wer ist schuld daran? In den Sinn kommen mir die Worte des deutschen Journalisten und Schriftstellers Ralph Giordano in seinem Buch *Ostpreußen ade* (1994), das eine literarische Aufzeichnung seiner Reisen „durch ein melancholisches Land“ am Anfang der 1990er Jahre ist: „Hitler und seine Anhänger. Sie, ihre Politik, ihr Krieg und ihre Verbrechen sind primär verantwortlich für den Verlust der Gebiete jenseits der Oder-Neiße-Linie, also auch Ostpreußens“.

Aber zurück zum Thema Preußisch Holland. Die Stadt zählte in den 1950er Jahren etwa sieben Tausend Einwohner, d.h. ungefähr soviel wie vor dem Krieg. Die Altstadt mit der Ordensburg wurde von Sowjetrussen verbrannt. Wir wohnten in der Zwycięstwa-Straße, in einem ehemals deutschen Mehrfamilienhaus. Als kaum zehnjähriger Junge fuhr ich gern Rad zum Bahnhof, der – weil er der Roten Armee unentbehrlich war – keinen Kriegsschaden erlitten hatte. Den Eisenbahnverkehr beobachtend, träumte ich von weiten Reisen. Am Ende der 1950er Jahre begann ich die Grundschule zu besuchen. Das imposante Schulgebäude stammte aus der Zeit der Wende vom 19. und 20. Jahrhundert. Heute weiß ich den Namen des Baumeisters dieses Gebäudes: Gustav George.

Am Anfang der 1960er Jahre zogen meine Eltern nach Ostróda – Osterode um. Diese Kreisstadt, von Preußisch Holland kaum fünfzig Kilometer entfernt, zählte damals etwa achtzehn Tausend Einwohner, zwei Tausend weniger als 1939. Die Sowjetrussen behandelten Osterode auf dieselbe Weise wie Preußisch Holland: Die Altstadt mit der Stadtkirche und Deutschordensburg wurde verbrannt. In Osterode wohnten wir wiederum in einem ehemaligen deutschen Mehrfamilienhaus, in einer Straße, die nach dem Namen eines Kommunisten benannt wurde. Heute trägt diese Straße den würdigen Namen: Herderstraße.

In Osterode absolvierte ich die Grund- und die Oberschule; dort begann ich mich für die Geschichte zu interessieren. Die gotische Burgruine leitete meine Gedanken zum Deutschen Orden, um so mehr, als man 1960 den fünfhundertfünfzigsten Jahrestag der Schlacht bei Grunwald – Tannenberg feierte. Im Zusammenhang damit wurde der Spielfilm *Kreuzritter*, nach Motiven des historischen Romans von Henryk Sienkiewicz unter demselben Titel (1900), gedreht. Darüber hinaus errichtete man ein Denkmal auf dem Tannenger Schlachtfeld, vierzig Kilometer von Osterode entfernt. Auch das Buch *Tannenberg – 550 Jahre des Ruhmes*, bestimmt für einen breiteren Leserkreis, wurde veröffentlicht; dieses Werk befand sich auch in unserem Haus. Im Hintergrund aller dieser Unternehmungen verbarg sich die historische Politik und Soziotechnik der kommunistischen Regierung, was jedoch für mich damals nicht klar sein musste.

Allerdings beschränkte sich die Geschichte der Stadt Osterode nicht auf den Deutschen Orden. Auf einem ehemaligen deutschen Friedhof besichtigte ich z. B. den Grabstein von Gustav Gisevius († 1848), einem Pastor in Osterode. Nach der Grabinschrift war Gisevius ein Kämpfer „für das Polentum und die Volksherrschaft im Masurenlande“. Wie bekannt, war er sonst ein loyaler, preußischer Untertan des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Außerdem las ich irgendwo, dass der Marschall Paul von Hindenburg eine Gewohnheit hatte, Krebse in einem Osteroder Hotelrestaurant zu konsumieren. Er tat das nach seinen jeweiligen Besuchen des in Olsztyn – Hohenstein (ungefähr dreißig Kilometer von Osterode entfernt) zur Ehre des Sieges über die Russen 1914 errichteten Tannenberg-Denkmals.

Für die Bildung meines Geschichtsbewusstseins war die Lektüre der zweiten Nachkriegsausgabe (1959) des Buches von Melchior Wańkowicz *Auf den Spuren des Smentek* von großer Bedeutung. In dieser Reportage stellte Wańkowicz seine Reiseeindrücke aus dem Ostpreußen des Jahres 1935 dar. Er legte den Schwerpunkt seines Interesses auf das Lebensbild der Bevölkerung polnischer Abstammung. Die verwickelte Geschichte des von den Polen so genannten Landes Ermland-Masuren – *Warmia i Mazury* wurde mir allmählich bewusst.

In den 1960er Jahren wohnte in Osterode eine gewisse Anzahl der deutschen Bevölkerung. In der Folge des Vertrages zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublik Polen über die Grundlagen der Normalisierung ihrer gegenseitigen Beziehungen von 1970 haben viele Osteroder Deutsche ihren festen Wohnsitz in der BRD gewählt. Ich erinnere mich u. a. an die Familie des Uhrmachers Hoch; mit seinem Sohn Henryk (Heinrich) besuchte ich die Oberschule. Diese Familie blieb in Osterode auch nach 1970. Henryk Hoch ist heute der Vorsitzende des Verbandes der deutschen Gesellschaften in Ermland und Masuren.

Aber jenes Land Ermland-Masuren hat auch seine Vorgeschichte. Auf dem Hof der Burg der Ermländer Bischöfe in Olsztyn – Allenstein sah ich eine Steinsäule mit dem schematischen, reliefartigen Umriss einer menschlichen Gestalt. Diese rätselhafte Figur hält ein Trinkhorn in der Hand. Vorher befand sich die Skulptur in der Stadt Barciany – Barten. Sie ist eine Spur der uralten Bewohner dieses Landes – der Prussen, die sich in mehrere Stämme gliederten. Preußisch Holland liegt auf dem Stammesgebiet der Pogesanen, Osterode – auf dem Boden der Sassen, Allenstein – auf dem Stammesgebiet der Warmen, und Barten – auf dem Boden der Barten.

Ich beschloss, Historiker oder Archäologe zu werden. Ich reiste ziemlich oft nach Allenstein, um in einem Antiquariat Veröffentlichungen zur Geschichte Preußens zu kaufen. Wenn ich heute in Allenstein bin und an

dem Haus vorbeigehe, in dem in jener Zeit sich dieses Antiquariat befand, erinnere ich mich an meine damalige Allensteiner Abstecher.

Heute, auf jene Jahre zurückblickend, kann ich feststellen, dass damals ein Prozess meines Einwurzeln ins ehemalige Ostpreußen anging. Ich hatte keine vorkriegszeitlichen Erinnerungen; die Vergangenheit meiner Eltern konnte ganz und gar das Wissen über die Geschichte der Stadt und der Gegend, wo ich wohnte, nicht ersetzen.

Der deutsche Publizist Sebastian Haffner schrieb in seinem Buch *Preußen ohne Legende* (1979) wie folgt: „Denn was die Vertreibung rückgängig machte und sozusagen widerrief, das war nicht mehr die preußische Geschichte: Es war der Uranfang preußischer Vorgeschichte, die Kolonialgeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts, das Werk der deutschen Ritter, Mönche und Siedler, die damals nach Ostland geritten waren“. Das ist es eben! Die polnischen Siedler im ehemaligen Ostpreußen nach 1945 haben die 700 Jahre der preußischen Geschichte nicht gestrichen. Diese Geschichte verdient, weiter erforscht und gelehrt zu werden.

1970 begann ich das Studium der Geschichte an der Warschauer Universität. Ich spezialisierte mich auf mittelalterliche Geschichte. Damals lernte ich die deutsche Sprache ein bisschen kennen. Zur preußischen Geschichte kehrte ich jedoch erst in meiner Dissertation über die Münzpolitik des Deutschen Ordens in Preußen im 14. und 15. Jahrhundert zurück. Mein Doktorvater, Professor Marian Małowist († 1988), ein hervorragender Mediävist, behandelte das mittelalterliche Preußen als einen integralen Bestandteil im ganzen Ostseeraum. Es war eine interessante und neuartige Einstellung, die mit Prämissen der nationalistisch begründeten Geschichtsschreibung brach. Małowist beschäftigte sich schon vor dem Krieg mit der Wirtschaftsgeschichte des Baltikums. In Zusammenhang mit diesen Forschungen unternahm er gegen Ende der 1930er Jahre eine Studienreise nach Königsberg. Ich hörte gern seinen Erinnerungen an Königsberg zu und ich verglich sie mit der Beschreibung dieser Pregelmetropole aus der Feder von Wańkowicz in seinem Werk *Auf den Spuren des Smentek*. Mein anderer Meister war Professor Benedykt Zientara († 1983), ein Schüler Małowists und Kenner unter anderem der Geschichte Pommerns und Schlesiens im Mittelalter, der mittelalterlichen deutschen Ostkolonisation und des Nationalbewusstseins im mittelalterlichen Europa. Er bekämpfte immer kompromisslos den Präsentismus in der Historiographie und er tat viel, um – wie er schrieb – „die trostlose Mystik der ewigen deutsch-slawischen Feindschaft“ aus der Wissenschaft zu verbannen. Ich verteidigte die Dissertation 1982; fünf Jahre später erschien sie in verkürzter Fassung in der deutschen Sprache.

Meine Forschungen fielen auf einen Wendepunkt in der Geschichtsschreibung zum Thema des Deutschen Ordens. In der Folge des oben erwähnten BRD-VRP-Vertrages vom 1970 rief man die gemeinsame deutsch-polnische Schulbuchkommission ins Leben. Zwei Sitzungen dieser Kommission, 1973 in Warschau und 1974 in Thorn, betrafen das Thema des Deutschen Ordens. In den Publikationen der Kommission können wir lesen: „Die wichtigste Sache war eine Darstellung der Hauptstandpunkte und Meinungsverschiedenheiten der beiden Historiographien in Bezug auf die Vergangenheit des Deutschen Ordens samt des Versuchs einer Lenkung der zukünftigen Diskussion und Forschungen über die strittigsten Probleme in einer gänzlich wissenschaftlichen Atmosphäre“. Es genügt, Vorträge aus den beiden Kommissionssitzungen zu vergleichen, um einen guten Überblick zu gewinnen, welch große Wende sich damals vollzog. Auf der Kommissionssitzung 1973 machte man nur Standpunkte zu strittigen Problemen aus der Geschichte des Ordens in Preußen klar. Auf der Kommissionssitzung 1974 dagegen schlug z. B. einer der polnischen Historiker vor, man solle eine „strukturelle Untersuchung des historischen Prozesses“ anstellen, anstatt sich auf den deutschen oder polnischen Standpunkt zu konzentrieren. Von der deutschen Seite betonte einer der Konferenzteilnehmer, dass der Deutschordensstaat in Preußen in ethnischer Hinsicht von Prussen, Polen, Deutschen und Litauern gebildet worden sei. Solche Äußerungen hätte man sich früher nur schwer vorstellen können. Heute, vierzig Jahre später, wo die Zusammenarbeit zwischen deutschen und polnischen Historikern des Ordens ziemlich gewöhnlich erscheint, fällt es leider leicht, die entscheidende Bedeutung der Schulbuchkommission als ihrer Errungenschaft zu unterschätzen.

Auf der Thorner Kommissionssitzung 1974 tauchte ein Vorschlag auf, „die Geschichte des Deutschen Ordens im breiteren historischen Kontext und im größeren internationalen Historiker-Gremium zu erörtern“. Ich bin ganz sicher, dass die Autoren dieses Vorschlages viel Freude haben, wenn sie sehen, mit welchem Schwung er in die Tat umgesetzt wurde. 1981 fand in Thorn die erste internationale wissenschaftliche Konferenz aus dem Zyklus *Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica* unter der Leitung des schon verstorbenen Professors Zenon H. Nowak statt. Der Titel jener Tagung: *Die Rolle der Ritterorden bei der Christianisierung und Kolonisierung des Ostseegebietes* zeigt, dass die Beratungen eine erstrangige Problematik zum Gegenstand hatten. Unter den Vortragenden waren drei polnische Historiker, drei deutsche, ein dänischer und ein estnischer. Von dieser Zeit an finden regelmäßig alle zwei Jahre die Ordines-Konferenzen in Thorn statt; Konferenzmaterialien werden veröffentlicht.

Die Thorner Konferenzen wurden im Zeitraum von dreißig Jahren zu anerkannten, internationalen wissenschaftlichen Unternehmungen. Sie sind allen Ritterorden im Mittelalter und in der frühen Neuzeit gewidmet. Die Finanzierung erfolgt aus polnischen und deutschen Mitteln. Die Organisatoren der Tagungen sind nun ein Pole, Professor Roman Czaja aus Thorn, und ein Deutscher, Professor Jürgen Sarnowsky aus Hamburg. Neben der deutschen Sprache taucht als die Konferenzsprache immer öfter das Englische auf.

Als Referent trat ich auf der Ordines-Konferenz zum ersten Mal 1991 und später noch zweimal auf. Freilich nahm ich an diesen Tagungen als junger Doktor schon in der ersten Hälfte der 1980er Jahre, entweder als Zuhörer oder als Diskutant, teil. Die dortige Atmosphäre war einzigartig: Polnische und deutsche Historiker wandten alle Mühe auf, um die Geschichte des Deutschen Ordens und seiner Herrschaft in Preußen zu erforschen, ohne sich – hier berufe ich mich auf die Worte von Professor Wolfgang Wippermann – „auf den Schatz sowohl der deutschen als auch der polnischen, den Einflüssen des Historismus des 19. bis 20. Jahrhunderts unterliegenden Ideologie“ zu berufen.

Ich werde eine Feststellung wagen, dass im Bereich der polnischen und der deutschen Forschungen zur Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen die Zäsur der Jahre 1989/1991 eine relativ kleine Bedeutung hatte. Auf diesem Feld erfolgte die Wende etwa fünfzehn Jahre vor diesen Daten. Die Ereignisse, die unter dem Namen „des Herbstes der Völker“ bekannt sind, bestärkten nur die neue Einstellung der deutschen und polnischen Forscher zur Ordensgeschichte. Diese neue Einstellung war dank Kühnheit, Verantwortungsgefühl und Voraussicht der Historiker der beiden Länder möglich. Es ist für mich eine wahre Freude, dass ich nicht nur ein Beobachter, sondern auch einigermaßen ein Teilnehmer an diesem Prozess sein konnte.

Am Rande dieser Betrachtungen möchte ich an eine Episode aus dem Jahre 1989 erinnern. Anfang Juni nahm ich an einer Konferenz der polnischen und deutschen Wirtschaftshistoriker teil, die bei Warschau in einem Barockschloss stattfand. Gerade auf diese Tage fiel die erste Runde der zum ersten Mal im kommunistischen Polen teilweise freien Wahlen für das Abgeordnetenhaus (Sejm). Deutsche Kollegen interessierten sich lebhaft für politische Zustände in Polen und von ganzem Herzen waren sie für den demokratischen Wandel in meinem Land. Jene wohlwollende Einstellung der deutschen Historiker den Ereignissen in Polen gegenüber machte auf mich einen positiven Eindruck.

Anfang der 1990er Jahre, schon im neuen Polen, habilitierte ich mich auf Grund einer Abhandlung über die Anfänge der Herrschaft des Deut-

schen Ordens in Preußen. „Der Ehrgeiz des Verfassers dieser Abhandlung ging dahin [...], – erklärte ich im Vorwort – um an bisherige [deutsche] Forschungen über die Territorialherrschaften anzuknüpfen. Diese Besonderheit sollte unsere Auffassung von anderen heimischen Arbeiten unterscheiden, die die Anfänge des «Staates» des Deutschen Ordens an der unteren Weichsel erläutern und dem Geist der polnischen historiografischen Tradition entsprechen. Wir setzten voraus, dass ein erneuerter Forschungsfragebogen helfen wird, neue Ergebnisse zu gewinnen. Man sollte dabei hervorheben, dass auch deutsche Forscher des «Staates» des Deutschen Ordens in Preußen von der dem Phänomen der Territorialherrschaft gewidmeten Diskussion in einem geringen Maß Gebrauch gemacht haben”.

Das Bewältigen eines solchen Vorsatzes wäre ohne den Zugang zu Beständen der deutschen Fachliteratur unmöglich gewesen. Auf die zweite Hälfte der 1980er und in den Anfang der 1990er Jahre fielen meine Forschungsaufenthalte in Bonn, Berlin, Konstanz, aber auch in Wien. Persönliche Beziehungen mit deutschen Gelehrten, die ich in Thorn anknüpfte, waren bei der Organisation solcher Reisen sehr behilflich. Ich muss betonen, dass die deutschen Kollegen mir mehrmals ihr Wohlwollen entgegenbrachten.

Meine erste Publikation zum Thema des Deutschen Ordens in Preußen veröffentlichte ich 1983. Von dieser Zeit an sammelten sich mehrere Dutzend von diesen Schriften an, vor allem in den 1980er und 1990er Jahren. Im letzten Jahrzehnt beschäftigte ich mich immer mehr mit anderer Problematik. Es ist mir eine große Freude, dass ich nie der Versuchung erlag, die Vergangenheit des Deutschen Ordens in Preußen als Ideologie zu behandeln. Ich knüpfte hier an das Buch von Professor Wolfgang Wippermann *Ordensstaat als Ideologie. Das Bild des Deutschen Ordens in der deutschen Geschichtsschreibung und Publizistik* (1979) an. Der Verfasser nimmt folgende Definition des Begriffs der Ideologie an: „ein der Wirklichkeit inadäquates, wenn auch nicht logisch falsches Denken”. Wippermann verdanken wir eine treffliche Analyse der Ideologisierung des Deutschordensbildes in dem deutschen Schrifttum. Ein Kapitel widmete er der Bedeutung und Funktion der „Ideologie des Ordensstaates“ in der polnischen Historiographie und Literatur.

Die Ideologisierung der Geschichte des Deutschen Ordens in Preußen ist der Forschungspraxis der gegenwärtigen polnischen Historiographie fremd. In der deutschen Geschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte ist es ähnlich. Es bleibt zu hoffen, dass dieser Stand der Dinge unwiderruflich bleibt.

Marian Dygo, Dr. habil., Prof. an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor” in Pułtusk; ist dort Prorektor für Studium und Lehre; lehrt auch an der Warschauer Universität.
Forschungsfeld: Geschichte des Mittelalters, insbesondere Geschichte Polens und Mitteleuropas. In letzter Dekade Mitautor der Bücher: *Polska wobec Zachodu. Studia nad rozwojem średniowiecznej Europy* (2006); *Państwo Zakonu Krzyżackiego w Prusach. Władza i społeczeństwo* (2008).

ANDRZEJ FOGTT

Erinnerungen an die Reise in die „andere Welt“

1989 fasste ich gemeinsam mit meiner Kollegin – einer bekannten polnischen Grafikerin, Teresa Jakubowska – den Entschluss, in die Bundesrepublik Deutschland zu fahren. „Den Entschluss fassen“ bedeutete damals, die Pässe von den polnischen Behörden und das Visum von der deutschen Botschaft zu bekommen. Es war uns gelungen, beide Dokumente zu „organisieren“, umso glücklicher, als damals eine noch unruhige Atmosphäre herrschte. Das Kriegsrecht in Polen wurde zwar aufgehoben, aber es begannen gerade die Gespräche des Runden Tisches. Nicht nur in Polen, sondern im ganzen Europa warteten alle mit einer angespannten Stimmung darauf, wie die Ereignisse sich weiter entwickeln.

Früher hatte ich sehr gute Beziehungen zu Künstlern zu beiden Seiten der Berliner Mauer, ich arbeitete mit einer Galerie in Berlin zusammen, auch mit einer Galerie in Oberhausen, einer Stadt, die durch die Internationalen Kurzfilmtage berühmt ist. Das Zusammenwirken war sehr erfolgreich, weil wir uns mit den deutschen Künstlern bereits früher, bei der Biennale in Venedig, 1984, getroffen haben, und inzwischen auch bei meiner Ausstellung in der Galerie am Fernsehturm in Berlin. Aus dieser Zeit erinnere ich mich an eine gemeinsame Performance mit dem Literaten Wilfried Bonsack, die diese Ausstellung in Berlin abschloss. Die Behörden erteilten die Genehmigung zu dieser Veranstaltung nur ungern, weil sie mit einem geringen Interesse des Publikums rechneten. Als ein auf dem sprichwörtlichen Index stehender Literat garantierte Wilfried Bonsack ihnen keine artige, geschweige denn politisch korrekte Unterhaltung. Die Performance ist zu Stande gekommen, es kamen ein paar Hundert Menschen, die am Ende mit meinem Gemälde durch die Stadt bis zu Wilfrieds Haus durch-

marschierten. Das war ein rührendes „Schauspiel“, und in einem gewissen Sinne zugleich eins, das die Entwicklung der nahenden politischen Begebenheiten, darunter auch den Fall der Mauer, ankündigte.

Kommen wir aber zurück auf die Reise, so begann sie eher surrealistisch an der Grenze zwischen der DDR und der BRD. Als ein Grenzsoldat von mir den Pass zur Kontrolle nahm, fragte er danach, ob ich Dollars gegen Mark tauschen wollte. Zunächst meinte ich, es wäre eine gemeine Provokation, nach einer Weile habe ich mich jedoch entschlossen, 100 Dollar in den Pass zu legen. Nach ein paar Minuten brachte mir der Soldat die Mark, lächelte mich an und sagte: „zu guten Konditionen!“, und dann fügte er noch hinzu: „gute Reise nach Deutschland“. Es begann also wie bei Mrozek, aber dann, als wir die Grenze schon passiert hatten, lenkten wir unsere Aufmerksamkeit auf die mit verschiedenen Waren voll gestopften Autos mit polnischen Kennzeichen. Diese Waren wurden massenweise transportiert und der Handel wuchs in einem bisher unerhörten Umfang. In Polen handelte man damals mit Waren auf Feldbetten, direkt auf den Straßen der Städte und Dörfer, wo die Waren aus dem Ausland sich wie heiße Brötchen verkauften. Das war der Anfang der Entstehung großer Vermögen der neuen Kapitalisten. Diese Warenexpansion schwoll in einem solchen Tempo an, dass sie in einer kurzen Zeit zu beispiellosen Erträgen im Handel mit deutschen Waren in Polen führte. Dies rettete viele deutsche Firmen vor der Pleite. Man muss bemerken, dass in dieser Zeit die deutschen Lagerhäuser voll gestopft waren und der Absatzmarkt ein schwerer war.

Aus zeitlicher Perspektive rückblickend kann man sagen, dass diese Entwicklung ein gutes Geschäft für Westeuropa war, aber das einzige Ziel war damals, die Mauer und den Kommunismus zu zerschlagen, ein Paradigma der Freiheitsideale!

Nach ein paar Tagen waren wir schon in Wolfsburg, in einer bequemen Wohnung einer Ärztin polnischer Herkunft, die übrigens eine sehr elegante und attraktive Frau war. Die Frau Doktor, eine Zahnärztin, führte eine private Praxis und war sehr beliebt und geschätzt vor Ort. Wir wurden auch zum Festmahl beim Direktor der „Volkswagen“-Werke eingeladen. Es fand privat auf seinem beachtlichen Anwesen statt. Die sehr liebenswürdigen Gastgeber luden viele Bekannte und Freunde ein, die sehr interessiert waren an polnischer Kultur, polnischer Kunst ... und nicht zuletzt an politischen Nachrichten aus Polen. Das war ein prächtiges Bankett, es herrschte eine gefühlvolle Atmosphäre, und ich zeigte Filme über moderne polnische Kunst. Alle lobten uns enthusiastisch. Ich vergesse natürlich nie – obwohl das bereits nach Mitternacht war und der gute Wein stieg mir in den Kopf – wie der freundliche Hausherr mich in die obere Etage seines

Hauses führte, mit einem „geheimen“ Schlüssel die Tür aufmachte und sagte: „Andrzej, sage bitte nichts meiner Frau!“ Die Verpflichtung bleibt eine geheiligte Sache, wir fanden uns auf einmal in einem 25m² großen Zimmer und meine Verwunderung „verursachte ein Lachen eines glücklichen Kindes“. Das ganze Zimmer war voll von Eisenbahnschienen, Bahnsteigen, Bergen, Feldern, Flüssen und Hunderten von Eisenbahnen in Miniatur. Wir setzten uns ans Steuerpult dieser Welt der Eisenbahnbeförderung, die Lichter der Minisemaphore, Fahrschalter, Bahnhöfe brannten. Der Hausherr setzte die unzähligen Miniaturen der Eisenbahnwaggons in Gang. Auf diese Waggons stellten wir unsere Gläser mit Brantwein, das Spiel dauerte bis ins Morgengrauen ... an seinen weiteren Verlauf erinnere ich mich nicht. Ich weiß, dass ich in einem bequemen Bett aufwachte, ein Hausmädchen hat mir das Frühstück aufgetragen.

Nach der verrückten Woche in Wolfsburg fuhren wir auf Empfehlung der Freunde der Ärztin weiter, wir lernten neue Menschen kennen, besuchten die nächsten Häuser, sprachen mit interessanten Leuten. Der Ausflug war traumhaft, wir hoben ganz von der polnischen Realität ab und erlebten eine neue Welt, in der alles möglich war. Der Weg ohne Ziel wurde zum Ziel an sich.

Wir kamen in einer Kleinstadt im Harzgebirge an und fanden uns in einem schönen, großen Haus, zu welchem enge Zufahrtsstraßen führten. In diesem Haus wohnte eine Kollegin von Teresa, die in den 60er Jahren nach Deutschland emigrierte. Sie führte eine vortreffliche Kunstgalerie, in der sie sich vor allem mit dem Konstruktivismus beschäftigte. Ihr Mann, ein ansehnlich talentierter Maler, erlebte einen Schlaganfall und blieb seitdem krank, er hatte eine Art Schizophrenie. Die einzige Therapie war für ihn die Malerei und dies war wirklich eine ungewöhnliche Malerei. Täglich brachte unsere neue Gastgeberin ihrem Mann mannigfache Steine aus dem Garten. Ich sah diese Welt mit eigenen Augen, ich wurde in diese Welt eingeladen, oder eigentlich erlebte ich etwas mehr – ich wurde nämlich von meinem kranken Kollegen gewissermaßen in sie hineingezwängt. Wir befanden uns in einem geräumigen Zimmer, auf den Wänden hingen seine hervorragenden konstruktivistischen Bilder aus der Zeit vor der Krankheit, und weiter, auf allen Geräten und auf dem Boden lagen bemalte Steine. Das war ein unheimlich rührender Anblick, und man kann sagen: „ein Pfad der Therapie durch Wege der Farbenempfindsamkeit“, ein Pfad der bunten Steine des Lebens. Leider konnte ich mich aus diesem Haus nicht entfernen. Der Hausherr rief bei seinem Nachbarn an, und mein Auto (ein Fiat 125p) wurde in dem engen Zufahrtsweg blockiert. „Es fällt so schwer, Abschied zu nehmen!“ – ich begriff, dass meine Empathie dermaßen wirkte, dass ich

zur Geisel dieses ungewöhnlichen Künstlers, des Malers der Steine, wurde. Nach zwei Tagen war es mir gelungen, ihn dazu zu überreden, dass wir leider doch weiterfahren müssen.

Wäre es möglich gewesen, hätte die Reise nie ein Ende genommen. Wir strotzten vor Energie, und diese wundervolle, einmalige Atmosphäre wirkte auf mich, so dass ich einfach Teresa fragte: „Fahren wir weiter nach Spanien?“ Aber inzwischen ahnten wir: Es ist nicht möglich – ein ganz realer Stempel im Pass und dieser unerbittliche Vermerk mit dem Rückkehrdatum. Wir fuhren erneut an die Grenze; tausende Autos, voll geladen mit Waren, fuhren neben uns. Es wurde dunkel, und an mein Auto näherte sich eine Frau, die schrie: „Nehmt ein bisschen Ladung von uns, weil da in meinem Wagen nicht alles Platz findet, und den Anhänger werden sie mir nicht durchlassen!“ Ich lehnte so höflich wie möglich ab, aber die Reaktion war schrecklich: ein Bündel von Invektiven und zum Schluss der Ausruf: „du deutsches Schwein!“

So kehrten wir in die polnische Wirklichkeit zurück ...

* * *

P.S.

Laut unserer familiären Übermittlung stammt die Familie Vogtt angeblich von den Kavalieren des Schwertbrüderordens. Wie mein Vater sagt, lebte die Familie von Vogtt im 17. Jahrhundert in Kurland, später in Russland, wo einer der Großväter ein General bei der Armee des Fürsten Kutusow war. Dann übersiedelte die Familie nach Nacz-Stara bei Nowogródek (der Urgroßvater heiratete eine Adelige). In Nacz-Stara kam mein Vater Stefan Fogtt zur Welt (den Namen schrieb man gemäß dem russischen Alphabet mit F). Stefan Fogtt absolvierte die Kadettenschule in Grudziądz (Graudenz) und kämpfte als Leutnant des 21. Ulanenregiments im Septemberfeldzug. Er wurde gefangen genommen und kam ins Kriegsgefangenenlager in Woldenberg. Nach der Befreiung kam er ins Gefängnis. Durch ein Wunder ist er der Todesstrafe entronnen! Nach der Entlassung ließ er sich in Posen nieder, wo er in der Produktionsgenossenschaft Jankowice als Buchhalter arbeitete.

(Übers. Anna Warakomska)

Andrzej Fogtt, geb. am 9.10.1959 in Poznań (Posen).

Studium an der Staatlichen Kunstakademie in Poznań (Posen) bei Prof. Zdzisław Kępiński und Prof. Magdalena Abakanowicz, Diplom 1974; zahlreiche Kunstausstellungen, a. u.: Laureat des

VIII Kunstfestivals in Zachęta 1979, Grand Prix des Festivals Polnischer Malerei in Szczecin 1984. Repräsentierte Polen bei dem 41. Biennale der Kunst in Venedig 1984, bei der Ausstellung der Polnischen Zeitgenössischen Kunst in London 1987, in Moskau und Berlin 1987, in Arras (Frankreich) 2007. Beteiligung an der Ausstellung Polnische Kunst des 20. Jahrhunderts in Nationalmuseum in Wrocław 1989. Seine Werke wurden ferner in zahlreichen Individualausstellungen der Kunst gezeigt, u. a. in der Nationalgalerie der Kunst „Zachęta“. Sie befinden sich ferner in den Sammlungen der Nationalmuseen in Szczecin, Wrocław und Kilece, des Kunstmuseums in Łódź, des Nationalmuseums in Prag, des Alexander Puszkin Museums in Moskau und in viele anderen Sammlungen in Polen und Europa.

KRZYSZTOF GARCZEWSKI

Meine deutsch-polnische Erzählung

Es fällt mir sehr schwer, über die deutsch-polnischen Beziehungen aus meiner Sicht zu erzählen. Meine Erfahrungen sind in diesem Bereich vor allem nicht direkt mit Deutschland, sondern mit meiner Heimatstadt verbunden, in der die Spuren der nachbarschaftlichen Beziehungen nach wie vor so lebendig bleiben.

Deshalb denke ich, dass mein Interesse an Deutschland wesentlich meine Herkunft beeinflusst hat. Ich stamme aus einer „deutsch-polnischen“ Stadt – Bydgoszcz, die auch als „klein Berlin“ bezeichnet wird. Klein Berlin mit deutsch-polnischer Vergangenheit. In Bydgoszcz habe ich sowohl die Grund- als auch die Oberschule besucht. Ich habe in dieser Stadt auch das Studium absolviert.

Die Deutschen nennen meine Stadt „Bromberg“, da bis zum Ende des Ersten Weltkrieges die meisten Bewohner der Stadt deutscher Abstammung waren. In der Zwischenkriegszeit sind aber die meisten von ihnen nach Deutschland ausgewandert. Kurz vor dem Kriegsausbruch wohnten in Bydgoszcz nur noch einige Tausend Deutsche.

Als ich noch ein kleines Kind war, habe ich eine Landkarte mit gekennzeichnetem Namen Bromberg gesehen. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob ich sie gefunden oder einfach bekommen habe. Landkarten waren meine Leidenschaft. Die Oma sagte mal zu mir, dass ich bestimmt ein Geograph werde. Ich hatte so viele Karten, bislang aber keine deutschsprachigen. Umso mehr konnte ich nicht verstehen, was der Name „Bromberg“ heißt und warum so viele Leute in Polen sehr negativ auf alles reagierten, was mit Deutschland verbunden war, bis mir meine Urgroßmutter Prakseda alles erklärt hat. In der Schule habe ich das nicht erfahren.

Bei vielen Bewohnern der Stadt löst der Name „Bromberg“ bis heute negative Reaktionen aus. Man kann fragen, ob dies nur wegen Geschichte passiert. Nein, auch wegen Geschichtspolitik, die die beiden Nationen

auf eine harte Probe gestellt hat. Es handelt sich um den durch die Nazi-propaganda ausgedachten sehr umstrittenen Begriff „Bromberger Blutsonntag“, der zum bis heute nicht gelösten Konflikt zwischen den Polen und Deutschen geführt hat¹. Unter den Bekannten von meiner Großmutter gab es auch andere Leute, die den Krieg in Bydgoszcz erlebt haben. Als wir einmal über den Kriegsausbruch in der Stadt gesprochen haben, haben sie sehr emotional reagiert. Sie waren empört, dass die Deutschen „nach wie vor versuchen, die Geschichte umzuschreiben, wenn sie sagen, dass sie, Deutsche, die Opfer waren“. Vor ein paar Jahren, als ich in Berlin war, habe ich eine Ausstellung über die deutsch-polnische Geschichte besucht. Dort wurden die kontroversen Ereignisse in einem sehr ausgewogenen, „politisch korrekten“ Ton, gezeigt. Dort habe ich mit zwei Frauen gesprochen, die gerade neben mir standen. Als ich sagte, dass ich „aus Bydgoszcz komme“, haben sie geantwortet, dass sie von dieser Stadt „nichts gehört“ haben. Ich habe endlich „Bromberg“ gesagt. Dann sagte eine von ihnen: „Ach, Bromberg! Den Namen kenne ich doch! Das ist die Stadt, wo...“. Das war der beste Unterricht der Geschichte, den ich persönlich erlebt habe. Sie hatten eine ganz andere Vorstellung davon, was in den ersten Tagen des Krieges in Bydgoszcz passiert ist. Die Kontroverse bleibt also nach wie vor bestehen.

Dann habe ich endlich verstanden, dass die Erinnerungen nie objektiv und die Geschichtsbilder nicht nur weiß oder schwarz sein können. Es gibt so viele Geschichten unter den Menschen, die ganz widersprüchlich sind. Deswegen müssen sie immer im historischen Kontext interpretiert werden.

In Bydgoszcz, wie in vielen anderen Städten, „herrschte“ auch die Geschichtspolitik auf den Straßen. Dies betrifft vor allem die Straßennamen. Eine der Hauptstraßen von Bydgoszcz heißt heute „Gdańska“. Gdańsk, das in Deutschland unter dem Namen Danzig bekannt ist, ist heute eine der größten Hafenstädte Polens. Mit dem Straßennamen verhielt es sich aber nicht immer so. Im 19. Jahrhundert hieß sie die Danzigerstraße, dann in der Zwischenkriegszeit Gdańska, die Nazis haben sie in „Adolf-Hitler-Straße“ umgetauft, dann haben die Kommunisten den Namen in „Aleje 1 Maja“ (1. Mai Alleen) umbenannt. Seit 1990 gibt es wieder die Gdańska.

Die Geschichte meiner Familie wurde auch durch den Zweiten Weltkrieg stark geprägt. Die komplizierte Geschichte habe ich auch dank meiner Urgroßmutter Prakseda kennen gelernt. Auch über die umstrittenen Themen, die bis heute so viele Emotionen auf beiden Seiten der Oder auslösen, hat sie mir erzählt. Prakseda, Jahrgang 1906, starb 1997, als ich 18 Jahre alt war. Sie sprach ausgezeichnet Deutsch.

¹ Mehr zum Thema siehe: T. Chinciński, P. Machcewicz (Hrsg.), *Bydgoszcz 3–4 września. Studia i dokumenty*, Warszawa 2008.

Die Lebenserzählungen von meiner Urgroßmutter Prakseda und Großmutter Czesława (gestorben nach einer langen Krankheit 2012 im Alter von 83 Jahren), die zu der so genannten Erlebnisgeneration gehörten, haben einen besonders großen Einfluss auf meine Denkungsart über die deutsch-polnische Geschichte ausgeübt. Die Erzählungen über die „bösen“, aber manchmal auch „guten“ Deutschen waren immer sehr emotionell vorgetragen. Die Vorurteile meiner Großeltern, die sich aus persönlichen Lebenserfahrungen ergaben, betrafen allerdings nicht nur die Deutschen, sondern auch die Ukrainer oder Russen, da ein Teil meiner Familie während des Krieges auch in der Nähe von Lemberg wohnte. Dies betraf auch meine Urgroßmutter. Als sie unseren neuen Wohnblock ansah, der gelb und blau bemalt wurde, hat sie sich an die ukrainischen Farben erinnert. Das zeigt, wie die Kriegserfahrungen tief im Menschen stecken können. Über diese Fragen habe ich auch mit meinem Onkel Walter gesprochen, der in Deutschland lebt.

Mein Interesse an Deutschland beeinflussten auch die Gespräche mit Professor Zbigniew Leszczyński, der mein Lehrer während des Studiums und später mein Doktorvater war. Die mit ihm stundenlang geführten Diskussionen während der Seminare haben in mir noch mehr wissenschaftliche Neugier entfacht und auch mein weiteres berufliches Leben wesentlich beeinflusst. Ich schätze ihn als einen hoch angesehenen Deutschlandkenner und Wissenschaftler, genauso wie die Professoren Józef M. Fiszer, Albert Kotowski und Krzysztof Mischczak. Ähnlich Professor Karol Czejarek, den ich leider erst vor einigen Jahren in Pułtusk kennen gelernt habe. Ich zolle ihm auch allerhöchsten Respekt.

Nach dem Studium war ich auch über vier Jahre lang bei einer deutschen Firma in der Nähe von Bydgoszcz beschäftigt. Ich arbeitete in der Qualitätssicherungsabteilung. Ich war vor allem für die Kontakte mit deutschsprachigen Partnern zuständig. Gleichzeitig arbeitete ich an Wochenenden als Lehrer in einer Oberschule in Bydgoszcz.

Während meines Lebens habe ich viele „polnische und deutsche Geschichten“ kennen gelernt, die zeigen, wie die Vergangenheit kompliziert werden kann. Meine Schwiegermutter Zofia wurde im September 1943 in der Nähe von Włocławek im Dorf Cyprianka geboren (sie starb 2012). Als sie die Lungenentzündung hatte, hat ihr im Winter 1944/45 ein deutscher Arzt das Leben gerettet. Kurz vor der Befreiung ist er vor der russischen Armee geflohen.

Als ich ihre Erzählung gehört habe, dachte ich wieder: Die Menschen, die den Krieg und die deutsche Besatzung erlebt haben, kennen doch die Geschichte viel besser als ich, und sie sollten vor allem ihre Geschichten den nächsten Generationen weitererzählen. Mit historischem Kontext, aber ohne politische Emotionen. Und sie haben das Recht darauf. Im Ge-

gensatz zu vielen Politikern, die auf beiden Seiten der Oder unsere gemeinsame Geschichte zu eigenen politischen Zwecken nutzen. Deshalb bin ich tief davon überzeugt, dass unsere Biographiegespräche auch zur besseren Verständigung beider Völker beitragen.

Krzysztof Garczewski, Doktor der Politikwissenschaften, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fakultät für Politikwissenschaft der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pultusk. Dissertation zum Thema: *Die Aussiedlung der Deutschen aus Polen als Problem der Geschichtspolitik in den deutsch-polnischen Beziehungen in den Jahren 1998–2010*. Forschungsgebiete: gegenwärtiges Deutschland, deutsch-polnische Beziehungen, internationale politische Beziehungen, europäische Integration. Autor von mehreren Texten über gegenwärtige internationale Beziehungen, darunter auch über deutsch-polnische Beziehungen.

Krzysztof Garczewski veröffentlichte u. a. in polnischer Sprache: *Die Geschichtspolitik in heutigen internationalen Beziehungen* (Originaltitel: *Polityka historyczna we współczesnych stosunkach międzynarodowych*), [in:] „Rocznik nauk politycznych“, Nr. 11/2008, s. 149–172; *Die Geschichtspolitik in heutigen deutsch-polnischen Beziehungen* (Originaltitel: *Polityka historyczna we współczesnych stosunkach polsko-niemieckich*), [in:] A. Chlewicka, T. Kawski (Hrsg.), *Kultura pamięci. Studia i szkice*, Bydgoszcz 2013, s. 123–137; *Stiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ als die Antwort der deutschen Bundesregierung auf die Geschichtspolitik des Bundes der Vertriebenen* (Originaltitel: *Fundacja „Uciezka, Wypędzenie, Pojednanie” jako odpowiedź niemieckiego rządu na politykę historyczną Związku Wypędzonych*), [in:] „Myśl Ekonomiczna i Polityczna“, Nr. 2 (41) 2013, s. 157–191. In deutscher Sprache: *Stiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ als politisches Problem in den deutsch-polnischen Beziehungen*, [in:] K. Czejarek, T. Pszczółkowski (Hrsg.), *Polen zwischen Deutschland und Russland – Polska między Niemcami a Rosją*, Pultusk 2011, s. 207–215; *Polnische und deutsche Ostpolitik im Spiegel der heutigen internationalen Beziehungen*, [in:] „Nowa Polityka Wschodnia“, Nr. 2 (3) 2012, s. 29–41. Teilnehmer von mehreren landesweiten und internationalen wissenschaftlichen Konferenzen. Mitglied der Redaktion der polnischen Vierteljahresschrift „Gesellschaft und Politik. Bildungsschrift“ (Originaltitel: „Społeczeństwo i Polityka. Pismo edukacyjne“) im Bereich der neuesten politischen Geschichte. Mitarbeiter des Zentrums für Deutschlandforschung an der Humanistischen Akademie in Pultusk. Mitglied der Polnischen Gesellschaft für Politikwissenschaft. Ehemaliger Mitarbeiter des Portals „e-polityka“.

KATARZYNA GAWOR

Die Deutschen bei sich und nicht nur

Mein erstes Treffen mit den Vertretern unseres westlichen Nachbarn fand am 2. September 1983 statt. Ich war damals acht Jahre alt und gerade begann ich eine deutsche Grundschule in Istanbul, in der Türkei zu besuchen. Ich habe nie erfahren, warum ich am vorigen Tag nicht in der Schule präsent war. Leider wurde ich nicht mit den Süßigkeiten beschenkt, die die deutschen Kinder traditionell am ersten Schultag bekommen. Die erste Person, die ich in der neuen Schule getroffen habe, war Frau Sekretärin, die mich, nachdem Sie erfahren hatte, dass ich Katarzyna heiße, mit dem Namen Katharina beschenkte, den ich die nächsten vier Jahre lang herzlich hasste. Noch bevor wir in die Türkei gefahren waren, wussten meine Eltern, dass ich eine deutsche Schule besuchen werde, und sie unternahmen die ersten wenig geschickten Versuche, mir Deutsch beizubringen. Zur Verfügung stand ihnen eins der wenig damals vorhandenen Lehrwerke, natürlich für Erwachsene. Ich erinnere mich, dass der erste Unterricht die Informationen, die für den Kauf von Rosen und Tulpen in einem Blumengeschäft unentbehrlich waren, enthielt. Mit diesem Wissen ausgerüstet, sollte ich die Ausbildung in einer deutschen Schule anfangen.

Jedoch war ich schon an diesem 2. September längst daran gewöhnt, dass ich keine Ahnung davon habe, was um mich herum gesprochen wird. Seit zwei Monaten wohnte ich in Istanbul und habe bereits enge Kontakte mit den Nachbarskindern angeknüpft, die mehr als erfreulich verliefen. Seit dieser Zeit liebe ich die türkische Nation treu, trotz der Erfahrungen in meinem jetzigen Job, wo ich mit den Türken zusammenarbeiten muss, und sie üben ihre Pflichten, Gott weiß es, wirklich selten korrekt aus. Die

türkischen Kinder waren nett, hilfsbereit und haben sich wirklich schwer bemüht, um mit mir kommunizieren zu können. Da Anfangs keine Verständigung mit mir in Frage kam, haben sie mich Lis Natalia getauft, was mir viel besser als Katharina gefallen hat.

Meine Schulkameraden haben auf mich einen weniger positiven Eindruck gemacht und schnell hat sich die Klasse in zwei Gruppen geteilt. Die typischen Deutschen – die Kinder von den deutschen Diplomaten oder von den Deutschen, die in Istanbul gearbeitet haben, bildeten die erste Gruppe. Und die zweite bestand aus – wie sie einer unserer Schulkameraden mit Humor bezeichnet hatte – „Gemischten“, deren ein Elternteil nicht deutsch war. Mit der zweiten Gruppe war es viel einfacher und angenehmer sich zu verständigen. Unter den „typischen“ Deutschen stand im Vordergrund eine gewisse Petra, an deren Nachnamen ich mich glücklicherweise nicht mehr erinnern kann. Sie war ein außergewöhnlich freches und bösesartiges Gör, das ich nicht leiden konnte. Man muss aber gleich betonen, dass auch in dieser Gruppe manche Personen mild und unschädlich waren, aber gleichzeitig nicht besonders interessant. Vielleicht war meine Wahrnehmung der Klasse damit verbunden, dass ich zwei Jahre älter als der Rest war. In Deutschland fangen die Kinder mit der Schulausbildung mit sechs Jahren an, und ich war noch dazu gezwungen, die bereits in Polen abgeschlossene erste Klasse zu wiederholen, da ich von Deutsch weniger als geringe Kenntnisse hatte.

Jedoch muss ich sagen, dass die vereinzelten negativen Erinnerungen, die ich nach vier Lebensjahren in Istanbul hatte, mit der deutschen Schule verbunden waren. Ohne Zweifel war meine pejorative Wahrnehmung des Ortes durch einen Kontrast zwischen den kühlen Deutschen und den herzlichen und warmherzigen Türken verursacht.

Die in – nennen wir sie – europäischen Enklaven lebenden Schulkameraden kannten nach dem mehrjährigen Aufenthalt in Istanbul Türkisch, das ich nach zwei Jahren schon fließend sprach, weniger als gering. Heute, da ich die Erscheinung aus einer Mutterperspektive beurteile, wundere ich mich, dass die deutschen Eltern die Chance nicht genutzt haben, ihren Kindern solch eine interessante und exotische Sprache beizubringen.

Aber ich habe später eine identische Situation auch in China beobachtet, wo die Polen von der Außenwelt isoliert wohnten und kein Bedürfnis hatten, irgendetwas über das Land, wo sie gelebt haben, zu erfahren.

Nach meinem vierjährigen Aufenthalt in der Türkei war ich schon sicher, dass ich die Deutschen nicht mag. Ich muss ehrlich sagen, dass die an alle möglichen Nationalitäten gewöhnten Lehrer niemanden favorisiert haben. Ich kann mich an eine lustige Situation erinnern, die höchstwahrscheinlich in der ersten Klasse stattfand. Mein Vater kam, frisch nachdem von sei-

ner rechten gebrochenen Hand der Gips entfernt worden war, zu meiner Schule, um mit der Klassenlehrerin zu sprechen. Das war eine massige, energische Frau, die die Hand meines Vaters herzlich und rüstig geschüttelt hat, mein Vater dagegen wurde blass und zischte vor Schmerz.

Am Ende meiner Schulzeit in der deutschen Schule bekam ich von der Klasse ein elegantes Puppentassenservice, das ich nach Polen mitnahm und das leider wegen des ständigen Packens und Auspackens verloren gegangen ist. Das Beschenken der wegfarenden Personen war ein Standard und für diese Schule spezifisch, weil die Kinder sie am meisten nach wenigen Jahren verließen, um in die Heimat zurückzukehren oder in ein anderes Land umzuziehen.

Mein nächstes Treffen mit den Deutschen fand zwar auf ihrem eigenen Boden statt, aber in der Nähe von Frankfurt am Main, einer Stadt, die man wahrscheinlich als die am wenigsten deutsche bezeichnen kann, worin, meiner Meinung nach, ihr ganzer Charme besteht. Als eine frisch verheiratete Hausfrau verbrachte ich dort die sechs langweiligsten Monate meines Lebens. Der totale Mangel an Beschäftigungen, woran ich nicht gewöhnt war, musste einen entscheidenden Einfluss auf meine Beurteilung des Ortes gehabt haben. Ich wohnte in Bad Soden, einem reizenden Städtchen, das aus einer Fußgängerzone, einem Park, einem kleinen Wäldchen und zahlreichen Einfamilienhäusern bestand. Es war ein idealer Platz für Mütter mit Säuglingen und Rentner, die tatsächlich die Hauptbewohner des Ortes waren. Manchmal unternahm ich Ausflüge nach Frankfurt und heute bedaure ich, dass ich die Stadt nicht besser kennen gelernt habe, aber damals war ich ziemlich erschrocken, alleine durch einen fremden Ort zu wandern. Mein damaliger Mann war weder ein geselliger Typ, noch mochte er Unterhaltung, stattdessen war er sparsam und eifersüchtig, und er sah ungern meinen einsamen Eskapaden zu.

Während meiner wenigen Spaziergänge im Zentrum Frankfurts bemerkte ich eine unglaubliche Zahl von Ausländern, die einen deutlich dunkleren Teint als die Einheimischen hatten. Ich muss sagen, dass diese Vielfalt das Einzige gewesen ist, was mich dort entzückt hat. Es war sehr interessant, die verschiedenen Nationalitäten, die so miteinander vermischt lebten, zu beobachten. Ich machte sogar einen Ausflug in den türkische Stadtteil, wo ich mich fast wie zu Hause gefühlt habe, als ich die Schilder auf Türkisch gesehen habe.

Meine Kontakte mit den Deutschen waren auch sehr angenehm. Von Zeit zu Zeit plauderte ich mit meiner Nachbarin, einer jungen Mutter, die ihre siebenmonatige Tochter erzog. Eine nette Frau im Museum verkaufte mir ein Ticket mit 70% Ermäßigung. Genauso nette, ältere Personen ließen

mich in der Schlange bei Aldi, wo ich kleine Einkäufe machte, vor. All das hat aber die Tatsache nicht geändert, dass ich mich während meines Aufenthalts in Deutschland zum Tode gelangweilt habe.

Der Endeffekt meiner Kontakte mit den Deutschen ist einerseits mein definitiver Unwille, irgendwann nach Deutschland umzuziehen, andererseits eine große Sympathie für alle südlichen Nationen und der Mangel an irgendwelchen Einwänden, um eines Tages in der Türkei, in Griechenland oder in Italien zu wohnen. Ich und die Deutschen hatten einfach kein Glück zu einander. Wenn ich die deutsche Schule in Deutschland besucht hätte, wären meine Empfindungen bestimmt ganz anders, und ich meine – viel positiver gewesen. Ich glaube zutiefst, dass man auch unter den Deutschen nette und interessante Personen finden kann. Nicht viele könnten nämlich mit solch charmanten, freundlichen, offenen und hilfsbereiten Menschen wie die Türken konkurrieren.

Katarzyna Gawor, ihr Abenteuer mit der deutschen Sprache und ihr Kontakt mit dieser Kultur fingen früh an und dauern eigentlich ohne Pause seit dreißig Jahren. Nach ihrem vierjährigen Aufenthalt im Ausland und drei folgenden Jahren bis zum Abschluss der Grundschule war ihr Kontakt mit der deutschen Sprache spärlich. Aber schon in der ersten Klasse der Oberschule fing sie an, Deutschkurse zu besuchen, um das früher Erlernte nicht zu vergessen. Mit neunzehn Jahren begann sie selbst Deutsch zu unterrichten, womit sie sich bis heute beschäftigt. Ihr Wissen über die deutschsprachigen Länder und deren Kultur hat sie seitdem gründlich vertieft und tut dies weiter, indem sie sowohl polnische als auch deutschsprachige Publikationen zum Thema mit Vergnügen liest. Ihre Interessen an der deutschen Kultur und Geschichte wurden zur Basis ihrer derzeit entstehenden Doktorarbeit.

MIROSLAW TADEUSZ GÓRNY

Von der Oma Emma bis hin zur Fairplay Towage Reederei

Emma Schulz kam 1910 in Pieruszyce bei Pleszew (dt. Pleschen) zur Welt. Sie war Enkelin eines deutschen Siedlers, der aus der Umgebung von Flensburg stammte; in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen viele Deutsche nach Großpolen. Das gemeinsame Leben mit der lokalen Bevölkerung musste normal gewesen sein, denn Emma verliebte sich 1927 (gegenseitig) in einen jungen polnischen Artilleristen, Władek Górny, der gerade den Wehrdienst in Pleszew ableistete.

Er war Pole und katholisch, sie – Deutsche und evangelisch. Sie heirateten am 21.01.1928 und schlossen zugleich den ersten, in ihrem Leben sehr wichtigen Kompromiss, dass sie ihre künftigen Kinder in der katholischen Religion und Tradition aufziehen, um das geistige Gleichgewicht der in Polen lebenden Familie zu bewahren. Mit der Zeit wurde Emma auch zu einer eifrigen Katholikin.

Kurz nach der Trauung entschlossen sie sich, wie viele ihrer Altersgenossen, aus Polen auszuwandern und Wirtschaftsemigranten zu werden. Ihr Gelobtes Land wurde Belgien, wo Władysław den jungen Edward Gierek, der nach Jahren eine wichtige Rolle in der Geschichte Polens und der Polen spielen sollte, in einem Limburger Bergwerk traf. In Belgien kamen ihre zwei Töchter, Wanda und Łucja zur Welt, und Mitte der dreißiger Jahre, als sie für eine gewisse Zeit nach Pleszew zurückkamen, wurde ihr Sohn Zygmunt geboren. Kurz vor dem Kriegsausbruch reisten sie wieder nach Belgien aus, diesmal nach Marchienne-au-Pont in Wallonien (d. i. eine Vorstadt von Charleroi). Durch die Arbeit von Władysław im Flugzeugwerk in Marchienne überstanden sie die düsteren Jahre der Besatzung relativ

sicher, bis Władysław in der Endphase des Krieges einen Befehl von den Besatzungsbehörden bekam, die Arbeit in einer aus Belgien evakuierten Niederlassung des Flugzeugwerkes Junkerswerke in Kleinschönau bei Zittau im Kreis Görlitz aufzunehmen. Sie fürchteten sich sehr vor der Trennung in dieser unsicheren Zeit, deshalb beschlossen sie, mit der ganzen Familie einige Hundert Kilometer weiter nach Osten umzuziehen. In Kleinschönau landeten sie als „entartetes Element“ (die Ehe einer Deutschen mit einem Polen) vorläufig in einem Arbeitslager – jetzt zusammen mit einer ganzen multinationalen Schar von Zwangsarbeitern. Dort erlebten sie die schrecklichsten Tage, bevor die Front aus dem Osten kam, und das Ende des Krieges, das für sie jedoch nicht mit dem Ende des Kriegstraumas gleichbedeutend war.

In der neuen Lage wurden sie wieder ein „unsicheres und verdächtiges Element“ (in diesem Fall als die Ehe eines Polen mit einer Deutschen) und mussten daher eine Zeitlang noch im Lager bleiben, diesmal zusammen mit der lokalen deutschen Bevölkerung. Da waren sie Zeugen weiterer tragischer Ereignisse, die die Sieger mit dem Roten Stern auf ihren Kappen der zivilen Bevölkerung des ehemaligen Invasors und Okkupanten im Rahmen der „historischen Gerechtigkeit“ bereiteten. Alle Mitglieder der Familie Górny überlebten.

Nachdem die Bombenexplosionen und Schüsse endlich verstummt waren, stellten Emma und Władysław überrascht fest, dass der Ort, wo sie sich befanden, plötzlich Polen wurde. Die nächste polnische Stadt, Bogatynia (Reichenau/Sachsen), lag nur einige Kilometer entfernt, jenseits der Grenze. Obwohl viele nach Westen zogen, beschlossen sie, auf den neuen polnischen Westgebieten zu bleiben; sie waren sich dabei wohl nicht dessen bewusst, welche politischen und die Staatsform betreffenden Änderungen sich bereits vollzogen hatten oder noch im Gange waren. Zuerst lebten sie in Markocice bei Bogatynia, wo Władysław sogar kurz Gemeindevorsteher war, und dann, ab 1946 in der wunderschönen niederschlesischen Stadt Złotoryja (früher Goldberg/Schlesien), die im Mittelalter für Goldbergbau bekannt war. Es war eben Złotoryja, die zur „Goldader“ für den Rest ihres Lebens werden sollte. Dort wohnten sie in einem neuen Haus mit Garten, dort wuchsen ihre Kinder auf, die ihre eigenen Familien gründeten, dort kamen ihre Enkel- und Urenkelkinder zur Welt. In Złotoryja gingen Emma und Władysław in den Ruhestand und feierten ihre goldene Hochzeit (zu ihrer Diamantenhochzeit blieben nur noch 5 Monate, als sie der Tod trennte). Emma stellte ein perfektes Beispiel für eine vollständige Polonisierung innerhalb einer Generation dar. In der Zeit, als ihr Vorname auf den hauptsächlich von den ehemaligen Grenzbewohnern Ostpolens be-

wohnten Gebieten ziemlich fremd klang und bei manchen schmerzhaften Erinnerungen an die Kriegserlebnisse weckte, begann sie ihren Ersatznamen Cecylia zu verwenden.

Ihre Kinder und Enkelkinder zog sie im Geiste eines gesunden Patriotismus, Verantwortungsbewusstseins und kompromissloser moralischer Grundsätze auf. Sie vergaß jedoch nie ihre Herkunft und gab an ihre Nächsten nur die besten und wertvollsten Lehren und Wahrheiten der beiden Kulturen und Traditionen weiter, in denen sie selbst aufgewachsen war. Sie fügte sich schnell in die neue Umgebung ein, war bei den Nachbarn und Bekannten sehr beliebt und hatte praktisch keine Feinde. Das Haus der Familie Górny war gastfreundlich, offen und häufigen Besuchern wohlgesinnt, die u. a. ab den 70er Jahren von jenseits der westlichen Grenze kamen, um ihre verlorene Heimat zu sehen. Gewöhnlich wurden sie von den Nachbarn an die Adresse 11. Listopada 8 weitergeleitet, „denn dort wohnt eine Frau, die Deutsch spricht und Auskunft erteilen kann“. Bei der Frau bekamen sie dann nicht nur Auskunft, sondern auch ein herzliches Wort und sehr oft Bewirtung. Man konnte fühlen, dass Emma Cecylia Górna ein inneres Bedürfnis empfand, wenigstens eine lokale Botschafterin zu sein, die die ersten, schmalen Brücken oder eher Laufbretter zwischen den Ufern von zwei verschiedenen Welten schlägt, in denen die „nun einheimischen“ und die „einst einheimischen“ Menschen lebten, mit denen – mit den ersteren wie mit den letzteren – sie als Teil einer gewissen Gemeinschaft Solidarität empfand. Es lag ihr wohl daran, dass die Gäste aus Deutschland nicht mit dem Gefühl der Fremdheit und Bedrücktheit nach Hause kommen, sondern dass sie sehen, dass die neuen Bewohner von Złotoryja normale, dialogoffene und verständigungsbereite Menschen sind, die ihre Heimat ähnlich wie die deutschen Vertriebenen durch die große Politik verloren hatten, bevor sie nach Niederschlesien kamen.

Es muss wohl nicht hinzugefügt werden, dass die Besuche und Bekanntschaften (insbesondere mit den „schlechteren“ Deutschen aus der BRD) in jener Zeit nicht gut gesehen wurden, weshalb man mit den Górnys diskret gewisse „disziplinierende Gespräche“ immer wieder führte. Dennoch wurden die Kontakte und Besuche nicht aufgegeben und manche entwickelten sich zu wahren Freundschaften, die die Probe der Zeit bestanden und bis heute von den jungen Generationen gepflegt werden.

Und die jungen Generationen ... die jüngeren wie die älteren Nachkommen von Cecylia und Władysław (seit deren Tod nur 20 Jahre vergangen sind) leben heute in einer ganz anderen Welt. Unsere westlichen Nachbarn sind keine dämonischen Revisionisten mehr, die nur darauf warten sollten, den Polen ihre ehemaligen, verlorenen Gebiete wieder wegzunehmen – wie

uns jahrelang eingeredet wurde. Von den Polen werden sie auch nicht mehr für Reiche gehalten, die durch den Wert der D-Mark auf dem Schwarzmarkt das rationale Denken bei vielen Polen ausschalteten. Heute sind Deutsche unsere Partner in Geschäften, Politik, Kultur und vielen anderen Bereichen. Durch das offene Europa sind wir heute vollberechtigte Partner für die meisten europäischen Nationen. Nach einem kurzen Überlegen stimmen viele von uns der These zu, dass uns die Verständigung mit den Deutschen am besten, effektivsten und sinnvollsten gelingt. Dieses gegenseitige Kennenlernen und Verstehen stellt einen riesigen, jahrelang erarbeiteten, gemeinsamen Erfolg dar. Es ist ein Erfolg, der daran erinnert, dass wir nicht nur die schmerzhaften Erfahrungen der letzten über 200 Jahre (mit einer besonderen Berücksichtigung des Zweiten Weltkrieges) gemeinsam teilten, sondern dass die zwei europäischen Nationen Jahrhunderte lang in Frieden und Zusammenarbeit nebeneinander lebten.

Eine wichtige Mission der älteren Generation ist es heute, den jungen Polen und Deutschen neben dem Wissen über die schwierige Geschichte auch Informationen über Erfolge, Errungenschaften, Vorteile und Nutzen der gemeinsamen Nachbarschaft aus vergangenen Jahrhunderten wie aus den letzten Jahren zu vermitteln, die oft sehr persönliche, individuelle Erfahrungen sind. Wissen die heutigen polnischen Jugendlichen zum Beispiel, dass die meisten Pakete mit der humanitären Hilfe in den düsteren 80er Jahren des Kriegszustandes in Polen aus Deutschland kamen? Erinnern daran können sie sich doch nicht. (Personen, die behaupten, dass das ausschließlich die Stimme des Gewissens und der Solidarität mit den Opfern des Krieges und der deutschen Besetzung war, stellen das Thema sehr verflacht dar). Diese riesige, spontane Aktion dürfen wir insbesondere heute nicht vergessen, wenn andere Nationen, die in Not sind, auf ähnliche Herzensregungen der Polen warten.

Es muss noch viel Zeit vergehen, bevor die gemeinsamen deutsch-polnischen Beziehungen völlig frei von Stereotypen, Mythen und gegenseitigen Vorurteilen werden. Änderungen vollziehen sich aber direkt vor unseren Augen. Vor 25 Jahren wären manche von ihnen fast wie Science-Fiction-Visionen gewesen, und heute werden sie von vielen als etwas Natürliches betrachtet. Das alles wäre jedoch nie ohne Wandlungen des Augusts 1980 in Polen, ohne Mauerfall in Berlin oder Europäische Union möglich. Es ist wohl keine Anmaßung, wenn wir feststellen, dass die Oma Emma Cecylia auch ihren kleinen Beitrag dazu geleistet hat.

Die Fairplay Schleppdampfschiffs-Reederei Richard Borchard GmbH ist bereits seit 108 Jahren in den deutschen Häfen und seit 10 Jahren als Fairplay Polen in den polnischen Häfen präsent. Die Firma schenkte 2012 den

deutschen Universitätsbibliotheken die durch die Humanistische Akademie in Pułtusk herausgegebene Publikation *Polen zwischen Deutschland und Russland (Polska między Niemcami a Rosją)* von Professor Karol Czejarek und Professor Tomasz G. Pszczółkowski. Das Schicksal wollte es, dass ein Enkelkind der Oma Emma (das die Worte schreibt) der Geschäftsführer von Fairplay Polen ist.

Könnte jemand ein interessanteres Szenario schreiben?

Und die Oma Emma Cecylia Górna, geb. Schulz ... wenn sie uns von oben sehen kann, quittiert sie wahrscheinlich das Ganze mit einem Lächeln und ihrem Lieblingswort auf Deutsch:

„r i c h t i g ...“

Mirosław Tadeusz Górny, geb. 1960, Kindheit und Jugend bis zum Abitur (1979) in Złotoryja (Goldberg) Niederschlesien, Studium des Seeschiffahrtstransportes an der Technischen Universität Szczecin (Stettin) in den Jahren 1979–1985. 1979–1994 Chorsänger im Akademischen Chor „Jan Szyrocki“ an der Technischen Universität Szczecin, zahlreiche Auftritte weltweit.

1988–1999 tätig bei den Seeschiffahrtfirmen in Szczecin (Polsteam Ocean tramp, Polsteam Asia Singapur). 1994 berufliche Weiterbildung in Oslo (Norwegian Shipping Academy). 2000–2003 – Direktor der Logistik-Firma Porta Żegluga in der Stettiner Werft Porta Holding. Seit 2003 Geschäftsführender Direktor und Vorstandsmitglied der polnischen Niederlassung der bedeutenden europäischen Seeschiffahrtgruppe Fairplay Towage in Hamburg (Fairplay Schleppdampfschiffs-Reederei Richard Borchard).

Seit 2001 ehrenamtlicher Direktor der Seeschiffahrtfirma Seamind Pte. Ltd. in Singapur.

KURT HEIMANN

Fotowanderung durch die alte Heimat

In einer Familie, deren Mitglieder seit Jahrhunderten vorwiegend in der Landwirtschaft Oberschlesiens tätig waren (Landarbeiter, Gärtner, Schäfer, Melker), wurde ich am 3. Mai 1936 in Groß Strehlitz, OT Mokrolona, geboren. Die Vorfahren meines Vaters, Hubert Heimann, sind, bei unterschiedlicher Schreibweise des Familiennamens, bis in das 17. Jahrhundert nachweisbar. Sie müssen, abgeleitet vom Familiennamen, aus den westlichen Gegenden des deutschen Gebietes in der Nähe von Oppeln angesiedelt worden sein. Die Vorfahren meiner Mutter, Marie Kolodziej, waren dagegen offensichtlich in der Mehrzahl Oberschlesier, aber auch Polen sind möglich. Aus den Unterlagen ihrer Geburtsorte ist das zu schließen. Ich betreibe genealogische Studien und kann dies daher aus den erarbeiteten Unterlagen ableiten.

Mein Vater war Melkermeister und verantwortlich für die Rinderherde der gräflichen Domäne „Elisabethhof“ in Mokrolona bei Groß Strehlitz bis Januar 1945. Bis zu diesem Zeitpunkt wohnten wir, meine Eltern, meine zwei Schwestern und ich, ebenfalls dort. Am 18. Januar 1945 flüchtete meine Mutter mit uns drei Kindern, Verwandten und Einwohnern vor der herannahenden Kriegsfront, die Anfang Januar 1945 die Ostgrenze des damaligen „Deutschen Reiches“ erreicht hatte. Nach einer mehrtägigen Zugreise kamen wir in Meißen, Sachsen, an, wo wir eine, wie ich jetzt sagen kann, neue Heimat fanden. Mein Vater musste zurück bleiben und sich um die Rinderherde kümmern. In den letzten Kriegsmonaten wurde er noch eingezogen. Nach dem Krieg fand er uns wieder.

Auf einem Bauernhof in der Nähe von Meißen fand er Arbeit als Melker. Damit war eine bescheidene Existenz unserer fünfköpfigen Familie gesi-

chert. Unsere Mutter war nicht berufstätig. Sie hatte mit uns drei Kindern und den entstandenen Problemen genug zu tun. Sie war außerdem gesundheitlich nicht in der Lage, eine mehrfache Belastung auszuhalten. Nach einem Jahr als Melker nahm mein Vater die Tätigkeit eines Milchleistungsprüfers bis Ende August 1950 auf. Am 1. September 1950 begann er die „künstliche Besamung“ beim Rind in Sachsen, ein fachlich neues Gebiet, mit aufzubauen.

Für mich begann am 1. September 1950 der Besuch der Oberschule Ernst Schneller in Meißen, die ich im Juli 1954 mit dem Abitur abschloss. Auch für mich stand fest, einen landwirtschaftlichen Beruf zu ergreifen. Ein Jahr arbeitete ich als Milchleistungsprüfer, dann besuchte ich zwei Jahre die Fachschule für Landwirtschaft und Gartenbau in Dresden-Pillnitz. Diese Ausbildung schloss ich 1957 als staatlich geprüfter Veterinärtechniker ab. In den folgenden Jahren arbeitete ich bis 1963 im Rahmen des *Programms zur Bekämpfung der Rindertuberkulose* mit. Während dieser Zeit absolvierte ich ein kombiniertes Landwirtschafts-Fernstudium an der Karl-Marx-Universität Leipzig und schloss dieses erfolgreich als Diplomlandwirt ab.

Das bescheidene Einkommen des Vaters und die umsichtigen Handlungen unserer Mutter führten dazu, dass der Umgang in der Familie ruhig und sachlich war. Existenznöte gab es kaum, die Eltern arrangierten sich mit der damaligen Situation. Ich konnte die ca. 8 km entfernte Oberschule in Meißen besuchen. Die Verbindungen zur „alten“ Heimat wurden aufgenommen und gepflegt. Einige Familien, so auch unsere, fungierten sowohl in Polen, als auch in Deutschland, als „Informations- und Anlaufstellen“. Ein Onkel, der jüngste Bruder meiner Mutter, hielt sich nach seiner Entlassung aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft einige Zeit bei uns auf, bis er sich eine eigene Basis geschaffen hatte. In erhalten gebliebenen Briefen des Vaters meiner Mutter aus Strzelce Opolskie (Groß Strehlitz) und einer Schwägerin (Ehefrau eines Bruders meines Vaters, die sich allein mit ihren fünf Kindern nach der Flucht in Bayern aufhielt) wurden die Probleme und Schwierigkeiten, aber auch Erfreuliches, wenn man das in solchen Fällen so sagen kann, gegenseitig mitgeteilt.

In diese Kommunikation wurden wir zwei älteren Kinder (1945 jeweils 9 Jahre und 7 Jahre alt), soweit wir dies begreifen konnten, einbezogen. Dass die Probleme nach so einem gewaltigen Ereignis, wie der Zweite Weltkrieg, nicht gering sein konnten, war den Eltern klar. Einig waren sie sich auch über die Ursachen und Umstände, die zu einem solchen Fiasko geführt hatten. Unqualifizierte Schuldzuweisungen gab es nicht, auch nicht, nachdem bekannt wurde, dass sich beide Seiten (Deutsche und Polen) nicht gerade

zimperlich verhalten hatten. Aber – ein Krieg hat noch nie das Gute befördert.

Das Elend war aus unserer Sicht auch relativ leichter zu ertragen, weil wir vor der Kriegswalze aus unserer Heimat ausgereist waren, und unsere Familie war wieder zusammen. Viele tragische Momente sind uns dadurch erspart geblieben und führten wohl auch dazu, die Gegebenheiten anders, moderater, zu beurteilen. Es war weise von unseren Eltern, uns darauf hinzuweisen, nie zu vergessen, woher wir kamen und welche widrigen Umstände dazu geführt hatten, wo und wie wir damals lebten. Die historischen Zusammenhänge und Dimensionen begriffen wir Kinder natürlich erst später.

Demzufolge war es richtig und wichtig, dass die Verbindung zur alten Heimat in der Familie gepflegt wurde. Wir standen in enger Verbindung, zumal wir väterlicher-, als auch mütterlicherseits, viele Verwandte hatten (die zu Hause geblieben waren) und dort auch noch haben. Bis zum Tode des Vaters meiner Mutter am 19.07.1949 bestand der briefliche Kontakt mit ihm. Im Jahre 1961 fuhren meine Mutter und ich das erste Mal nach Strzelce Opolskie, wie Groß Strehlitz jetzt hieß. Anlaufpunkt war Gertrud(a) Kampczyk, die älteste Schwester meiner Mutter, die in Izbicko, früher Stubendorf, Kreis Groß Strehlitz, wohnte.

Oft fuhren wir in der Folgezeit zu den Verwandten, auch nach dem Tode meiner Mutter am 10.04.1967. Mein persönlicher Höhepunkt dieser Verbindung waren 1997 die zwei Fotoausstellungen mit dem Titel *Fotowanderung durch die alte Heimat (Fotograficzna wędrówka po rodzinnych stronach)* in Strzelce Opolskie und im Sanktuarium des Heiligen Jacek (Św. Jacka) in Kamień Śląski. Ich entsinne mich, dass wir in der Vorbereitung um die Formulierung des Titels der Ausstellung intensiv diskutiert hatten. Es sollten keine falschen Ableitungen über den Sinn der Ausstellung provoziert werden. Im Faltblatt zu dieser Fotoausstellung brachte ich folgende Gedanken zum Ausdruck: „Die Fotos sollen keine große Kunst darstellen, sondern Ansichten zeigen, die man auf Wanderungen sehen und erleben kann. Man erblickt und erkennt die Schönheit und den Reiz der oberschlesischen Landschaft! – Wir sollten alles tun, diese zu erhalten und zu fördern. Die Präsentation fasse ich als Reverenz an die Stadt auf, in der ich geboren wurde. Gleichzeitig soll diese mein bescheidener Beitrag zur Toleranz und Überwindung von Gedankenlosigkeit sein. Der große Humanist, Arzt, Theologe, Musiker und Friedens-Nobelpreisträger Albert Schweitzer sagte: «Die große Not unserer Zeit ist die Gedankenlosigkeit. Wir müssen uns von dem gedankenlosen Dahinleben frei machen»“.

Albert Schweitzers Philosophie der Ehrfurcht vor dem Leben prägte mich frühzeitig. In meiner umfangreichen Artikelsammlung befindet sich

ein Beitrag über Schweitzer aus dem Jahre 1955, da war er 80 Jahre alt. Systematisch beschäftigte ich mich aber mit ihm erst seit dem Beginn der 70er Jahre, als ich in Meißen der Abteilungsleiter der Datenerfassung des VEB Tierzucht Dresden wurde. Das von mir geleitete Arbeitskollektiv erhielt auf meinen Vorschlag hin nach einem kurzen Aufnahmeverfahren den Titel *Albert Schweitzer* vom Albert-Schweitzer-Komitee der DDR zuerkannt, den es bis zur politischen Wende in Deutschland 1989/1990 behielt. Mit der nun einsetzenden Umgestaltung auch in der Landwirtschaft wurde der VEB Tierzucht aufgelöst und damit auch die von mir geleitete Abteilung.

Die Beschäftigung mit Schweitzer führte dazu, dass ich in Verbindung zu polnischen Albert-Schweitzer-Freunden kam. Intensive Kontakte bestehen zur Polnischen Albert-Schweitzer-Gesellschaft in Poznań (Dr. med. Bogusław Stelcer), ebenso zur Albert-Schweitzer-Gesellschaft in Kraków (Prof. Dr. med. Henryk Gaertner). Am 21.11.2009 nahm ich an der Schweitzer-Tagung in Poznań, am 25.05.2011 an dem Albert-Schweitzer-Day in Gliwice als Vertreter des Albert-Schweitzer-Freundeskreises Dresden teil. Diese Tagung wurde von der Evangelischen Gesellschaft für Erziehung (ETE) – (Ewangelickie Towarzystwo Edukacyjne) mit Unterstützung des Hauses für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit in Gliwice (Dom Współpracy Polsko-Niemieckiej) durchgeführt. Themen dieser Tagungen waren die Probleme der Ethik und Toleranz in Bezug auf die heutige Wirklichkeit.

Wie schon erwähnt, habe ich inzwischen viele Verwandte, Bekannte und Freunde mit erfreulichen Verbindungen in ganz Polen. Den größten Teil von ihnen habe ich durch meine Abstammung, den anderen durch die Beschäftigung mit Albert Schweitzer und die deutsch-polnischen Biographiegespräche. Bei den mannigfaltigen Möglichkeiten der Kommunikation und den persönlichen Begegnungen werden automatisch aktuelle und historische Themen und Probleme auf den vielfältigsten Gebieten angesprochen. Oft verlaufen diese Gespräche, z.B. bei den deutsch-polnischen Biographiegesprächen, je nach Thematik kontrovers. Aber immer wird ein Konsens erreicht – die Grundlage jeder vernünftigen positiven Diskussion.

Sehr interessant für meine Frau und mich war eine Reise nach Schlesien, die das Haus der Kirche (Dreikönigskirche) in Dresden vom 20. bis 22.06.2008 unter dem Motto *Schlesien – Stätten der Versöhnung* durchführte. Wenn das Programm nicht unserer Intention entsprochen hätte, wären wir sicherlich nicht dabei gewesen. Die besuchten Orte und die entsprechenden Themen der Vorträge und Gespräche waren signifikant für das Bemühen, die deutsch-polnischen Beziehungen und die beiderseitige Arbeit an der Versöhnung darzustellen.

Um das zu verdeutlichen, führe ich die Orte und Themen an: Görlitz – *Schlesien und seine wechselvolle Geschichte. Annäherungen*; Morawa (Muhrau) bei Strzegom (Striegau), Führung durch die Einrichtung, die als ein besonderes Beispiel für die deutsch-polnische Versöhnungsarbeit gilt; Gespräche unter dem Motto *Von Muhrau nach Morawa*; Trzebnica (Trebnitz), Besichtigung; Wrocław (Breslau), Besichtigung der Altstadt und der Dominsel, Besuch des Willi-Brandt-Zentrums, Gespräch mit dem Direktor Dr. Krzysztof Ruchniewicz zum Thema *Vertreibung – Überlegungen aus polnischer und aus deutscher Sicht*. Das Thema machte deutlich und darüber nachdenklich, dass die polnische Bevölkerung durch den Zweiten Weltkrieg ebenso enormen Belastungen und Leiden durch die Vertreibung aus den Ostgebieten Polens unterworfen war, was durchaus nicht allgemein bekannt ist. Die Begegnung im Willi-Brandt-Zentrum war besonders einprägsam und hat viel zum gegenseitigen Verstehen beigetragen!

Am dritten Tag hatten wir die Gelegenheit, in Świdnica (Schweidnitz) an einem deutsch-polnischen Gottesdienst in der völlig aus Holz erbauten evangelischen Friedenskirche teilzunehmen. Auf der Weiterfahrt konnten wir uns in der internationalen Jugendbegegnungsstätte in Krzyżowa (Kreisau) einen weiteren Ort der Zeitgeschichte ansehen. Der Vortrag *Vergangenheit erinnern – Zukunft gestalten. Gut Kreisau als Beispiel deutsch-polnischer Versöhnungsarbeit* machte deutlich, wie beide Länder sich beharrlich bemühen, die Vergangenheit vorurteilsfrei aufzuarbeiten. Dass diese Arbeit nicht immer reibungslos abläuft, ist sicherlich oft auch der geschichtlichen und gegenwärtigen Situation geschuldet. Es ist offensichtlich auf beiden Seiten schwer, Geschichte und Tatsachen zu verstehen und zu akzeptieren. Schweitzer sagte einmal treffend: „Wenn wir darauf verzichten, Geschichte mit Ideen zu machen, dann erleiden wir die Geschichte“.

Auf meinem Schreibtisch steht das Gebet Friedrich Christoph Oetingers (1702-1782): „Gott gebe mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden“. Ob man nun christlich geprägt ist oder nicht: Diese Zeilen sollten, besonders bei sensiblen Themen, für jeden vernünftigen, objektiv denkenden Menschen gültig sein.

Sehr erfreut war ich über einen längeren, von Angela und Ryszard Szewczyk verfassten Artikel über mich in der polnischen Zeitung „Strzelec Opolski“, Nr. 3 (15.-21.01.2002), unter dem Titel *Ja tu znówu powrócę*.

Kurt Heimann, in Mokrolona/Groß Strehlitz /OS (jetzt Strzelce Opolskie) am 3.05.1936 geboren, verließ er am 18. 01. 1945 mit seiner Mutter, den beiden jüngeren Schwestern und seinem Großvater, der einst Schäfermeister war, die Heimat. Sein Vater blieb als Melkermeister auf dem Elisabethhof in Mokrolona zurück. Seine Mutter, eine geborene Kolodziej, hatte auf der Flucht eine große Verantwortung zu tragen. Die Flucht endete in Meißen (in Sachsen), wo die Familie eine neue Heimat fand.

Sein weiteres Leben verlief unspektakulär: Grund-, Ober- (Abitur) und Fachschule für Landwirtschaft in Pillnitz bei Dresden (Abschluss), danach Studium der Landwirtschaft an der Karl-Marx-Universität Leipzig (Diplom). Nach dem Studium war er in der praktischen Landwirtschaft auf dem Gebiet der Tierzucht tätig und übernahm nach einem Zusatzstudium an der Hochschule für Landwirtschaft in Bernburg 1971 den Aufbau und die Leitung der elektronischen Datenerfassung (EDV) im VEB Tierzucht Dresden/Meißen.

Im Jahre 1968 heiratete er Erika Csincsik. Ihre Eltern stammen aus Ungarn. In der Ehe wurden zwei Jungen, Mario und Torsten, geboren. Die Vereinigung Deutschlands brachte auch für ihn eine Wende – er wurde 1991 in den Vorruhestand versetzt. Er engagierte sich aber weiter.

Bereits seit der Mitte der fünfziger Jahre beschäftigte er sich mit der Philosophie Albert Schweitzers. Seit dem Jahre 1972 bestand seine enge Verbindung zum „Albert-Schweitzer-Komitee“ der damaligen DDR. Im Jahre 1993 wurde er in den Vorstand dieses Komitees gewählt. Das von ihm geleitete Arbeitskollektiv trug den Ehrennamen „Albert Schweitzer“. Bis heute ist er als Obmann des Albert-Schweitzer-Freundeskreises Dresden ehrenamtlich tätig. Seit Jahrzehnten hat er enge Beziehungen zu den polnischen Schweitzer-Freunden. Ebenfalls ehrenamtlich war er in der Gewerkschaft aktiv. Er war im Vorstand eines Bezirksverbandes der Industriegewerkschaft Bauen-Agrar-Umwelt (IG BAU) und leitete den Arbeitskreis Senioren dieses Bezirksverbandes.

Die Verbindung zu seiner alten Heimat hat er nie verloren. Bereits 1961 war er das erste Mal in Strzelce Opolskie und Umgebung bei seiner zahlreichen, auch jetzt noch vorhandenen, Verwandtschaft zu Besuch. Dieser erste Kontakt mit seinen „Wurzeln“ sollte nicht der einzige bleiben.

Kurt Heimann fotografiert leidenschaftlich. Umfangreich ist sein Bildarchiv, in dem sich viele Fotos auch aus seiner ehemaligen Heimat Oberschlesien befinden. Er ist Autor einer Fotoausstellung Fotowanderung durch die alte Heimat (1997 im Kulturhaus in Strzelce Opolskie und im Sanktuarium św. Jacka in Kamień Śląski).

MARKUS HILL

Deutsch-polnische Versöhnung – die heilsame Kraft der Zeit: Eine subjektive Betrachtung

Der Berg kreiste und gebar eine Maus“, so oder ähnlich kann man „gelegentlich die Berichterstattung in etablierten Medien zur Thematik Verbrechen, Flucht und Vertreibung im Zweiten Weltkrieg bewerten. Ob in deutschen oder in polnischen Medien – man weiß nicht wo von öffentlicher oder nur veröffentlichter Meinung die Rede sein kann. Als Fazit wird ab und an noch der Themenkomplex „Versöhnung“ diskutiert. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit, die Geschichte hat ihr Urteil hier schon abschließend gesprochen. Wenn ich an dieser Stelle von Urteil spreche, meine ich dies insbesondere im Rahmen einer moralischen Schuld. Natürlich wandeln viele junge Deutsche nicht mit dem ständigen Bewusstsein der deutschen Geschichte zwischen 1933 und 1945 durch die Welt – wie in anderen Ländern ist in Deutschland ein ausgeprägtes Interesse an Geschichte nicht überall anzutreffen. Der Konsens ist wohl, dass man um diesen Teil der Geschichte weiß und das die Wiederholung ein Verbrechen wäre. Es ist eine Meinung, die ich vertrete, wobei der eine oder andere Vertriebenenfunktionär in Deutschland oder aber auch ein „glühender polnischer Patriot“ vielleicht anderer Meinung sein kann – die Gedanken sind ja bekanntlich frei. Natürlich kann die Spannbreite vom Leugnen bis zur Ausrufung von Erbschuld in alle Ewigkeit erfolgen. Zurück zur aktuellen Berichterstattung zu dem angesprochenen Themenkomplex: Wird dort heute noch so heiß gegessen wie gekocht wird?

Kurze Vorgeschichte zu subjektiven Betrachtungen

Warum schreibe ich als Volkswirt (die Volkswirtschaftslehre eher als eine Variante von Politikstudien) über ein Thema, dass eigentlich einem

studierten Politologen oder Historiker vorbehalten sein könnte? Einfache Gründe sind oft gute Gründe: die Grundlage ist der jahrelange Gedankenaustausch mit Karol Czejarek über Themen, wie z. B. Polen, Deutschland und Geschichte. Erweiternd kann man sagen, dass dieser Austausch noch zusätzlich die Facette hatte, dass ich mich auch mehr mit dem Thema Polen und Russen sowie deren geschichtliche „Verstrickungen“ beschäftigt habe. Dies heißt auch: Man nimmt die Berichterstattung hierüber wesentlich bewusster wahr.

Mein Vater war in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts oft für eine deutsche Bank auf Geschäftsreisen in Polen. Aus den verschiedenen Kontakten hatten sich gute Bekanntschaften und Freundschaften entwickelt – Kontakte die auch nach seiner beruflichen Tätigkeit gepflegt wurden. Er hatte viele Gespräche mit Polen geführt, wobei das Thema der belastenden deutsch-polnischen Beziehungen zumeist außen verblieb. Er selber hat das zum Teil darauf zurückgeführt, dass er noch recht „jugendlich“ für sein Alter aussah. Vielleicht hat man aufgrund dieser „Gnade der späten Geburt“ (Helmut Kohl) zunächst eine Unschuldsvermutung gehabt. Ihm war bekannt, dass manche Polen aufgrund der negativen Kriegserlebnisse älteren Deutschen gegenüber etwas reservierter auftraten, nach dem Motto: Was hat dieser Mensch in den Jahren der Besatzung gemacht?

Als Tomek, einer seiner besten polnischen Freunde, starb, drückte mein Vater sein Beileid schriftlich aus. Die Familie nutzte die Deutschkenntnisse eines Familienangehörigen des Verstorbenen, um sich im Namen der Familie zu bedanken: Karol Czejarek meldete sich und lernte am Telefon meinen Vater kennen. Hintergrund war, dass die Familie von Tomek jemanden benötigte, der Deutsch sprach – Karol war sehr hilfsbereit. Mein Vater erwähnte Karol gegenüber, dass er einen sehr geschichtsinteressierten, kontaktfreudigen Sohn hat, dessen verstorbener Großvater auch Professor der Geschichte war – ein Deutscher, der nach dem Krieg in die USA auswanderte. Karol und ich telefonierten, wir mochten und schätzten uns sehr und betrieben über lange Zeit einen intensiven Gedankenaustausch – ergänzend dazu sollten also diese subjektiven Zeilen über Polen und Deutsche nicht schaden. Dies alles vor dem Hintergrund, dass ich bis heute noch nie in Polen war.

Mythos: „Vertriebenenverbände“

Vor dem Fall des Eisernen Vorhangs wurde das oft ungeschickte öffentliche Gebaren der Vertriebenenverbände der Bundesrepublik Deutschland von polnischer und russischer („sowjetischer“) Seite, sprich Regierungen, gern politisch genutzt, um durch geschicktes Schüren von Ängsten das gemeinsame Bündnis zu beschwören. Ewige Treue, Zusammenhalt von sozi-

alistischen Bruderländern – mit etwas Abstand betrachtet ist das eine interessante Konstellation: Ich entsinne mich einmal gelesen zu haben, dass zwei Wochen nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht 1939 auch die Rote Armee nicht als willkommener Gast in Polen begrüßt wurde.

1945 hatte scheinbar jemand die Geschichtsbücher umgeschrieben, kurz vor den Nürnberger Prozessen, die eigentlich ein sehr begrüßenswertes Präzedenz hätten darstellen können, wenn man konsequent an dieser Etablierung von Gerichtsverfahren gegen verbrecherische Regime festgehalten hätte. Zugegebenermaßen ist das eine andere Baustelle, sie passt aber in den Bereich von redlicher und unredlicher Geschichtsschreibung. Zumindest widerspricht es dem Streben nach wissenschaftlicher Erkenntnis, wenn Tatsachen aus falscher Rücksichtnahme zumindest nicht wertfrei und ergebnisoffen diskutiert werden können. Vielleicht erscheint es naiv, wenn man Geschichtsforschung eher als Mittel zur neutralen Dokumentation von vergangenen Geschehnissen betrachtet. Davon getrennt zu sehen ist die Deutung, Einordnung von Geschehnissen, die vielleicht eindeutig gekennzeichnet sein sollten. Wie bei einer sauberen journalistischen Arbeit: Es ist von Vorteil, wenn man transparent Meinung und Interpretation von Fakten trennt. Man könnte ja sonst vielleicht der Gefahr erliegen, nicht Geschichtsschreibung zu betreiben, sondern den Schwerpunkt auf die Erfindung von Nationalmythen zu legen.

Unredlich wäre es auch, die Verbrechen der Deutschen an den Polen an dieser Stelle zu „relativieren“. Auch wenn man die persönliche Betroffenheit bestimmter deutscher Vertriebener in Rechnung stellt, ist das Faktum der deutschen Schuld, der deutschen Verbrechen aufgrund von Herrenmenschen-Attitüde und Rassismus im letzten Weltkrieg nicht zu leugnen. Systematischer Völkermord ist nicht auf eine Stufe zu stellen mit Vertreibungen. Gegenseitigem Aufrechnen und der Relativierung sollte kein Platz eingeräumt werden. Man betrachtet hier Geschichte, Schuld, Sühne und Schmerz ohne falschen Eifer: „Wer nichts aus der Vergangenheit lernt, wird von der Zukunft bestraft“ (Zarathustra).

In den Vertriebenenverbänden hatten sich gleichermaßen Täter und Opfer versammelt. Natürlich erschien manchem Außenstehenden das Beharren auf Anerkennung der Schuld bei Vertreibungsverbrechen an Zivilisten (oft Frauen, Kinder, Alte) etwas „laut“ und fremd. Zugegebenermaßen konnten sich die meisten Bundesbürger als Nichtbetroffene bequem zurücklehnen und Verständnis bei den vielen von der Vertreibung betroffenen Bundesbürgern einfordern. Vergessen wird dabei häufig, dass die Vertriebenen – individuell schuldig oder nicht schuldig an Verbrechen – sozusagen in Kollektivhaftung für die Taten des Deutschen Reiches genommen wurden. Diese

mussten „die Zeche zahlen“, wie man es so schön sagt. Nach dem Motto: „Seid doch endlich still!“. Ich persönlich kann da schwer meinen Stab über Menschen brechen, die bei der Flucht und Vertreibung umgekommen sind. „Umsiedlung“ klingt irgendwie zu friedlich, auch für die polnischen Vertriebenen aus dem ehemaligen Ostpolen, die auch zwangsweise „umgesiedelt“ wurden. Ein guter polnischer Freund sagte mir, dass auch dieses Kapitel der russisch-polnischer Geschichte einer intensiven Diskussion bedarf, dieses Fass werde ich aber an dieser Stelle nicht öffnen, bloß berichterstatterisch erwähnen. Deutsche – Polen – Russen: Scheinbar ist das eine fatale Verstrickung, die sich mit Zeitabstand zu lockern scheint.

Leider hat es wohl nie valide Zahlen darüber gegeben, wie viele der vertriebenen Ostdeutschen aktiv in Verbrechen des Nazi-Regimes verwickelt waren. Sollten überproportional viele Frauen, Kinder und Alte bei der Vertreibung ums Leben gekommen sein, gehe ich im Zweifelsfalle eher davon aus, dass viele unschuldige Menschen umgebracht wurden. (Die Frage, wer das persönliche Recht hat, Rache zu nehmen und über schuldige und unschuldige Menschen zu richten, will ich an dieser Stelle nicht diskutieren). Ob die Hand zum Hitlergruss gestreckt wurde oder ob die Wahl der NSDAP 1933 oder später durch die Mehrheit der damaligen deutschen Staatsbürger erfolgt sein sollte – es stellt sich immer noch die Frage, auf welcher Rechtsgrundlage Zivilisten getötet wurden. Schuld gibt es nicht im Kollektiv, den betroffenen Familien der Vertriebenen sei ihre persönliche Trauer zugestanden. Vor einiger Zeit habe ich einen Artikel über die Minderheitenpolitik in Osteuropa der Zwischenkriegsjahre gelesen. Polen, Tschechen, Slowaken, Ukrainer und andere Minderheiten diskutieren, neben den Deutschen, teilweise ähnliche Themen.

Da man von Individuen ausgehen kann, sollte man die vielen Frauen, Kinder und Alten nicht als Haftungsmasse für zweifellos begangene nationalsozialistische Verbrechen betrachten. Diese Betrachtung auf Individualebene scheint wohl mit zeitlichem Abstand mehr Raum in der öffentlichen Diskussion zu gewinnen. Auch in Ungarn und Tschechien wird in letzter Zeit dieses Thema differenziert diskutiert. Ebenso wird in der länderübergreifenden Diskussion in Europa aufgrund der Erfahrung mit dem ehemaligen Jugoslawien eine eher umfassendere Perspektive bezüglich des Themas Vertreibung („Ethnische Säuberung“) eingenommen. Viele Völker in Europa verspüren wohl gegenseitig aufgrund bestimmter geschichtlicher Gemeinsamkeiten Diskussionsbedarf – aufarbeitend, entspannt und ohne gegenseitige Vorwürfe.

Kurzum erscheint der Schmerz bei den Betroffenen verständlich. Menschen sind Menschen, am Schluss fühlen sie Schmerz – Parteien, Länder,

Bündnisse erscheinen da eher als sehr abstrakte Kategorien. Der geschichtliche Kontext von Kriegsschuld und Nazi-Verbrechen ist dabei keineswegs vergessen, auch nicht das Leiden der Polen und der Völkermord unter der deutschen Besatzung. Vielen Vertriebenen fehlte hier vielleicht oft Empathie für die polnische Seite. Wie oft auf polnischer Seite aufgrund der eigenen Erfahrung mit den Deutschen verständlicherweise auch nur verhaltenes Mitgefühl vorhanden war. Bei Gesprächen mit jungen Polen und jungen Deutschen ist mir aufgefallen, dass das Thema mit großem Abstand betrachtet wird. Fast so, als würden die Ereignisse 200 Jahre in Vergangenheit liegen. Mein Eindruck kann täuschen – vielleicht rede ich ja mit den „falschen“ Leuten. Lange Rede, kurzer Sinn: Das alles war damals nichts Bedrohliches und ist es auch heute nicht – polnischen Freunden kann man immer wieder nur sagen: Kein Deutscher hat Interesse daran, morgen in Schlesien einzumarschieren!

Mythos: „Wahrhaftigkeit“ in der Geschichtsschreibung versus Gelassenheit

Versöhnen können sich eigentlich nur die von den jeweiligen Verbrechen betroffenen Parteien. Natürlich können da auch die Angehörigen von Familien sein, die im Zweiten Weltkrieg stark gelitten haben. Das wird in der Diskussion oft vergessen. Bei einem „jungen“ Deutschen oder Polen kann vielmehr das Gefühl vorherrschen, dass beide Länder eine gemeinsame tragische, brutale, aber auch interessante Geschichte haben. Unterstellt man, dass Adolf Hitler nicht letztendlich noch dadurch gewonnen hat, dass nationalsozialistische Blut-und-Boden-Lehre, Zuschreibung von völkischen Eigenschaften und Sippenhaft aufgrund von Abstammung alle Einfluss in den Bereich der internationalen Rechtsprechung gefunden haben – dann (!) kann man zu dem Schluss kommen, dass Deutsche und Polen heute viel mehr Gemeinsames als Trennendes aneinander wahrnehmen. Zwar schafft sich wohl jedes Land nationale Mythen („Alle Deutschen sind Nazis!“, „Alle Polen sind immer Opfer!“), in der täglichen Begegnung wundert man sich, wie wenig Gewicht diese Zuschreibungen beim persönlichen Kontakt mit dem jeweiligen Gegenüber besitzen. Geschichte ist Geschichte, man kann und soll ihrer gedenken. Jede Seite wird bei der Interpretation andere Schwerpunkte setzen, und dieser Sachverhalt ändert sich prozessartig. Wie eingangs erwähnt – solange Fakten, Gefühle und Deutungen transparent diskutiert werden, nähert man sich vielleicht mehr und mehr einer wahren Erkenntnis, die dann oft auch zu Milde, Weisheit und Klarsicht führen kann – zur Versöhnung ohne Vorbehalt.

Der Revisionismus im Bereich der Geschichte ist als Begriff umstritten, eigentlich sollte er nur bedeuten: Nach neuer Faktenlage sollte man auch zu neuen Interpretationen kommen. Der zeitliche Abstand zum Zweiten Weltkrieg zeigt, dass die Zeit viele Wunden heilt, nun weiß man nicht, ob man die Tatsache, dass mit dem Abstand zu den Geschehnissen die Wunden geheilt werden, als traurig, nötig oder vielleicht begrüßenswert bezeichnen soll.

Wohlgemerkt – weiß man das auch zwischen den Betroffenen nicht. Bei den neuen Generationen in Deutschland und Polen muss man noch nicht einmal von Versöhnung sprechen, da beide Seiten sich persönlich nichts angetan haben. Hier ist der aktuelle Trend vielmehr: Faszination, Interesse und Gelassenheit im gegenseitigen Umgang. Westeuropa und Osteuropa – um in Abwandlung die versöhnlichen Worte von Willy Brandt, dem ehemaligen Bundeskanzler von Deutschland, zu benutzen: „Es wächst zusammen, was zusammengehört!“.

Faszination im Verhältnis zu Polen bedeutet auch, dass ein Blatt langsam stärker beschrieben wird. Frankreich als westlicher Partner ist vielen Deutschen gut bekannt. Osteuropa erscheint immer noch etwas „entfernt“, nicht fremd. Wenn man über die gemeinsame Geschichte spricht und liest, wird einem bewusst, wie viele Dinge den Kontinent verbinden. Kultur, Geschichte, Austausch – alle diese Dinge lagen aufgrund des Kalten Krieges zwischen den beiden Europas brach. Eine Wiederbelebung findet statt, unbestritten. Die jungen Deutschen haben es nicht zuletzt den Polen, deren Mut und deren Widerstandsgeist, zu verdanken, dass sie wieder in einem vereinten Deutschland leben können. Die Polen haben die erste Brücke gebaut – nun bauen beide Völker gemeinsam am europäischen Haus – der Kontinent wächst weiter zusammen und: Wir alle lieben es, von netten, interessanten Nachbarn umgeben zu sein!

Markus Hill, ist Konsultant und Publizist im Bereich Asset Management in Frankfurt am Main. Als studierter Volkswirt betrachtet er das Zusammenspiel von Wirtschaft, Politik, Geschichte und Philosophie mit großem Interesse. Aus diesen nur scheinbar verschiedenen Gebieten erhält er häufig Anregungen für eigene Fachkommentare und für Vorträge und Moderation auf nationaler und internationaler Ebene.

WALTER HUNGER

Meine Familie und Polen

Meine Familie, der Vater wie die Mutter, stammt aus Zabrze/Hindenburg/Oberschlesien und meine Mutter flüchtete, hochschwanger mit mir, Ende Januar 1945 vor den russischen Truppen. Die ersten fünf Jahre lebten wir in Dresden, zusammen mit ihrer Halbschwester Agnes und der Gräfin Rosalie von Hohenlohe, der sie trotz Zerfall der alten Ordnung als Gesellschaftsdame diente.

Nach zwei gescheiterten Versuchen gelang meiner Mutter im Herbst 1950 die Flucht in den Westen. Wir landeten in Paderborn bei einem ihrer Brüder. Das Verhältnis zu dem Land Polen und seinen Menschen, den Polen, habe ich von Anfang an als widersprüchlich erlebt. Das lag an meiner Erziehung und Sozialisation. Meine Mutter nahm mich regelmäßig zu Veranstaltungen der Vertriebenen mit, sonntäglichen Heiligen Messen mit den Liedern aus der Heimat und Geistlichen aus der Heimat, Maiandachten, Wallfahrten nach Werl, Feiern wie dem Barbara-Fest Anfang Dezember. Was ich als Kind von den Gesprächen der Erwachsenen mitbekam, war nicht polenfreundlich.

Das zwiespältige Verhältnis gegenüber Polen zeigte sich aber auch an der Geschichte meiner Familie. Mein Vater, 1904 geboren, nahm an den Kämpfen am Annaberg anlässlich der Abstimmung in Oberschlesien 1921 teil. Er war damals 17 Jahre alt und stand noch vor dem Abschluss seiner Ausbildung. Das den Oberschlesiern in ihren Augen durch Polen angetane Unrecht bei der Abstimmung war ein Dauerthema meiner Kindheit und Jugend bei den Familientreffen zu Weihnachten und Ostern.

Hinzu kamen Ereignisse, die das Selbstbild meiner Großfamilie, meine Mutter hatte zu ihren 10 leiblichen Brüdern noch mehrere Halbgeschwister, deutlich in Frage stellten. So entschied sich einer ihrer Brüder im Sommer

1945, schon an der Oder und im Begriff, Polen zu verlassen, aus Liebe zu seiner Frau, die polnischer Herkunft war, zu ihr nach Hindenburg zurück-zukehren.

Es gab einen weiteren Mythos in der Familie, der das Freund/Feind-Schema gegenüber Polen zum Glück verhinderte. Einer meiner Cousins war nach dem Ersten Weltkrieg in den später polnischen Teil Oberschlesiens gezogen und arbeitete dort in Diensten eines polnischen Hoteliers in dessen Hotel. Als im Zusammenhang mit der Abstimmung die Ausschreitungen zwischen „Deutschen“ und „Polen“¹ zunahmen, wurde er von ihm unbekannten Personen erschlagen, weil er, groß und blond, „zu deutsch aussah“.

Um dem Bild von der gebrochenen Wahrnehmung des polnischen Nachbarn in unserer Familie einen bunten Tupfer hinzuzufügen: Zu Weihnachten wurden nach den deutschen Weihnachtsliedern die polnischen gesungen, mit feuchten Augen, und natürlich auf Polnisch.

Und heute? Die Nachkommen meiner Cousine aus Zabrze wachsen zweisprachig im Ruhrgebiet auf und pendeln zwischen Deutschland und Polen.

Zagwiździe

Meine erste Begegnung mit dem Land Polen hatte ich im Frühjahr 1973. Drei Wochen lang fuhr ich mit einigen Erwachsenen und einem Bus voller Studierender, die sich alle in der KSJ² engagierten. Von Posen über Krakau, Tschenstochau, Warschau, Danzig, Kolberg, Görlitz machten wir eine Rundfahrt durch West- und Mittelpolen. Das war eine Studienfahrt mit vielen Stadtführungen, persönlichen Begegnungen und einer beeindruckenden Landschaft, unvergesslich bis heute.

Einer unserer Studenten hatte Verwandtschaft in einem kleinen Dorf nördlich von Oppeln, Zagwiździe. Es bestand aus einer Hauptstraße, der Straße für den Durchgangsverkehr, und einigen Seitenwegen sowie einer relativ großen Kirche. Die Verwandten begrüßten ihn herzlich, und auch der Pfarrer war informiert – er begrüßte uns vor seiner Kirche und lud uns zu einer Besichtigung ein. Er sprach Deutsch mit uns, schon auf dem

¹ Damit ist ein für Oberschlesien schwieriges Kapitel angesprochen. Die Nationalitätenfrage spielte eine geringere Rolle vor der Abstimmung, da die Menschen in der Region sich über ihre Rolle als Bergmann/Górnik verständigten. Oberschlesiens Lage zwischen der damals berühmten Universitätsstadt Breslau und dem ländlichen Polen führte dazu, dass vom Westen aus gesehen der in Oberschlesien gesprochene Dialekt, das sog. Wasserpolnisch, nicht als Kultursprache Deutsch angesehen wurde, vom Osten aus gesehen aber ebenso wenig als Kultursprache Polnisch.

² KSJ – Katholische Studierende Jugend, eine im positiven Sinn elitär-orientierte kirchliche Erneuerungsbewegung.

Kirchvorplatz. Gerade in diesem Teil Polens war der Gebrauch der deutschen Sprache in der Öffentlichkeit verboten, also auch und gerade in der Kirche. Seit 1956 lockerte sich das Verbot, obwohl es offiziell viel länger galt. Als wir Tage später auf unserer Weiterfahrt an der Weichsel vor Danzig eine Rast einlegten, erfuhren wir von einem jungen Fischer, der uns auf Deutsch angesprochen hatte, dass er Deutsch in der Schule gelernt hatte, in den 50er Jahren.

Lebhaft und engagiert stellte uns der Pfarrer seine Kirche vor und ihre Besonderheiten samt einem Blick auf die Entstehungszeit Zagwiǳdzies als preußische Gründung „Friedrichsthal“.

Da „brach“ plötzlich unser polnischer Pilot³, dem die ganze Veranstaltung in der Kirche und dazu auf Deutsch offensichtlich nicht passte, „zusammen“ und musste auf einer Kirchenbank gelagert werden. Trotzdem setzte der Pfarrer seinen Rundgang auf Deutsch und mit einem Gebet zum Abschluss fort.

Anschließend lud er uns ins Pfarrhaus ein, zu Keksen und Tee mit Rum. Sehr rasch fand unser Pilot seine Lebensgeister wieder, als ihm der verführerische Duft in die Nase stieg.

Die regelmäßigen Besuche in Zagwiǳdzie waren für unsere jeweiligen Piloten eine neuartige Erfahrung: Ein polnisches Dorf in Westpolen, in dem offen Deutsch gesprochen wurde, mit nach bäuerlich-deutscher Tradition angelegten Gärten und gepflegten Häusern. Und auf dem zentralen Dorfplatz konnte man unbesorgt Pakete abstellen, die dann später von denen, für die sie bestimmt waren, abgeholt wurden. Spätestens bei dem reichhaltigen Essen in den jeweiligen Familien taute jeder Pilot auf. Es hatte sich die Gewohnheit herausgebildet, dass jede deutsche Familie einige wenige Gäste bei sich aufnahm und überaus reichlich bewirtete, geleitet von dem in Polen wie Oberschlesien befolgten Sprichwort „Gast im Haus – Gott im Haus“.

Ein intensiver Kontakt entwickelte sich aus diesen Begegnungen mit den deutschen Familien auch mit einem polnischen Kindergarten. Als uns in der Kriegsrechtzeit, nach dem 13. Dezember 1981, die Nachricht erreichte, dem Kindergarten fehle so ziemlich alles, was er für die Erfüllung seines Bildungsauftrages brauchte, packten wir bei der nächsten Fahrt den Bus voll mit Schreibpapier, Malblöcken, Schreibzeug, Buntstiften, Toilettenpapier und vielen Geschenken für die Kinder und die Kindergärtnerinnen und hatten viel Glück an der Grenze, dass wir nicht kontrolliert wurden. Gerade Papier in solchen Mengen und alles, was der Vervielfältigung dienen konnte,

³ Der Pilot – die Pflichtbegleitung für jede deutsche Reisegruppe, die unkontrollierte Unternehmen der jeweiligen Gruppe verhindern sollte.

war für die Einfuhr untersagt: Es hätte der Gewerkschaft Solidarność zu Gute kommen können, die verboten war.

Zum Schluss möchte ich eine kleine Anekdote erzählen: Zwei Mädchen aus dem Dorf waren Anfang der 80er Jahre nach einer Reise in der BRD geblieben, offenbar recht spontan. Sie brauchten ihre Zeugnisse, Urkunden etc., um mit den deutschen Behörden klarzukommen. Also nahmen wir beim nächsten Besuch in Zagwizdzie die nötigen Unterlagen mit und legten sie vorn im Bus unter lauter Landkarten, um sie zu verstecken. Die Frontscheibe des Busses schmückten das Bild des Nobelpreisträgers Lech Wałęsa und eine Karte mit dem Bild der Schwarzen Madonna aus Tschenstochau. Wir wurden nur oberflächlich kontrolliert.

Begegnungen in Polen 1973–2001

Meine Erfahrungen und Begegnungen in Polen: Die herbstlichen Landschaften, da die meisten Fahrten im Herbst jedes Jahres stattfanden; der Wiederaufbau historischer Bauten, wie z.B. der des Königlichen Schlosses in Warschau, die Opern- und Theaterbesuche in Warschau und Krakau, die öffentlichen Konzerte der Musik von Chopin im Park von Łazienki Palast, die Aufführungen geistlicher Musik in der Marienkirche zu Krakau – das alles hat sich in bleibende Erinnerungen verwandelt und mein Leben bereichert. Aber stärker noch haben mich die Begegnungen mit Menschen beeindruckt. Einige von ihnen möchte ich darstellen. Ich habe die gewählt, bei denen neben dem Anekdotischen immer auch die Wandlungen der Mentalitäten, die politischen, die geschichtlichen Implikationen greifbar werden.

Beginnen möchte ich mit einer Szene aus dem Frühjahr 1973. Unser Bus rollte durch Oppeln/Opole. Es war früher Nachmittag und wir passierten gerade eine kleine Einheit der polnischen Soldaten in Marschordnung. Die sehr jungen Männer blickten verstohlen zu uns hoch, als seien sie sich ihres unmilitärischen Verhaltens bewusst, als einer unserer jungen Männer ausrief: „Und auf die sollen wir im Ernstfall schießen?“ Sein Ausruf blieb unkommentiert.

Sehr früh haben wir Kontakte mit Vertretern von PAX aufgenommen, und über die Jahre der Austausch hinweg stellte sich das als Vorteil für unsere Unternehmungen heraus. Aber die erste Begegnung empfanden wir alle als unmittelbare Konfrontation mit Hardlinern des gewesenen Stalinismus. Das begann schon damit, dass uns in dem zwar geheizten, aber unpersönlich gestalteten Raum die Plätze zugewiesen wurden. So konnten wir alle aus verschiedenen Schwinkeln von unseren Gastgebern beobachtet werden. Der erste Teil des Gesprächs verlief außerordentlich schleppend, da jeder deutscher Beitrag erst ins Polnische übersetzt wurde. Dann blick-

ten sich unsere Gastgeber an, als überlegten sie, wer antworten sollte, dann folgte die Antwort auf Polnisch und wurde wieder ins Deutsche übersetzt, aber nicht von unserem Piloten, sondern von einem ihrer Leute. Das zog sich eine knappe Stunde hin. In der Pause bekamen wir etwas zum Trinken, ich glaube, Kaffee und Mineralwasser.

Nach der Pause änderte sich die Atmosphäre: Es stellte sich heraus, dass alle PAX-Leute ausgezeichnet Deutsch verstanden und sprechen konnten. Der „Dialog“ blieb zwar immer noch eher frostig, aber es ergaben sich doch Perspektiven für die spätere Zusammenarbeit. Ihre Undurchschaubarkeit hat die PAX-Gruppe bis heute für mich nicht verloren.

Anfangs der 80er Jahre, also in der Kriegsrechtzeit, hatte ich eine Erfahrung zu machen, die ein bezeichnendes Licht auf die damalige wirtschaftliche Lage werfen kann.

Einer unserer Schüler hatte sich mit Scherben an der Hand verletzt und die Hand blutete stark. Ich fuhr mit ihm in die Notaufnahme einer Warschauer Klinik, wo sich ein Arzt seiner annahm. Der Arzt stammte aus Wien und arbeitete als Oberarzt. Als er die Wunde versorgt hatte, ging es ans Bezahlen. Er nahm aus einer Schublade eine maschinell geschriebene Liste, die nach der jeweiligen Maßnahme eine Reihe von Zahlen aufwies, alle bis auf die letzte durchgestrichen. „Ja“, sagte er, er sprach gut Deutsch, „das ist die Inflation. Manchmal müssen wir zweimal am Tag die Kosten nach oben korrigieren!“

Im Juni 1985 fuhren wir mit einer Gruppe Erwachsener bis nach Süd-Ostpolen, und die Hochweiden in der Bieszczady faszinierten uns. Für mich unvergesslich bleibt aber von jener Fahrt der 17. Juni, der damals noch ein Feiertag der BRD war, der „Tag der deutschen Einheit“. Wir wanderten die Schneekoppe, Śnieżka (bereits in den Sudeten, im Süd-Westpolen) hinauf, und es fiel Schnee, nicht viel, aber die Landschaft war bald wie überzuckert. Oben angekommen fiel unser Blick auf die Bauden, eine Radarstation und einen hübsch asphaltierten Weg, der sich „Polnisch-tschechoslowakischer Freundschaftsweg“ nannte und zugleich die Grenze der beiden Staaten bildete. Da ich in der „Tschechei“ geboren bin, wollte ich die Chance nutzen, wenigstens mit einem Bein in meinem Geburtsland gewesen zu sein. Also setzte ich den rechten Fuß außerhalb des polnischen Staatsgebietes, und noch ein paar andere aus der Gruppe taten es mir nach. Der polnische Grenzsoldat, der uns bisher nur beobachtet hatte, rief zu uns etwas auf Polnisch und entsicherte seine Maschinenpistole. Gleichzeitig stürzte eine Gruppe von Grenzsoldaten im Laufschrift auf uns zu, ihre MPs im Anschlag. Es war ihnen Ernst. Ganz schnell zogen wir unser rechtes Bein aus dem Nachbarland zurück und verließen den Grenzweg, was die Situation

entspannte. Wir mussten uns dann noch eine Belehrung auf Polnisch anhören, was wir, uns entsprechend schuldbewusst gebend, auch über uns ergehen ließen.

Im Herbst 1995, zehn Jahre später, war ich mit einer Gruppe von Schülerinnen und Schülern in Orawka untergebracht, in einem wunderbar gelegenen Ferienhaus von PAX. Wir wollten eine Wanderung auf den Kasprowy Wierch machen, aber es war so neblig, dass man die Hand nicht vor den Augen sah. Mit der Seilbahn erreichten wir die Station unterhalb des Gipfels und gingen vorsichtig in der Landschaft umher. Plötzlich stand ich an der Grenze zu Slowakei: Ein Holzpfehl mit den slowakischen Farben an der Spitze markierte den Übergang von Polska und Slovenska. Auch hier gab es einen polnischen Grenzsoldaten, aber eher zufällig, und wir erfuhren, dass die Grenzmarkierung unscheinbar wirken sollte und es keine Rolle spiele, auf welcher Seite des Postens wir uns befänden.

Noch einmal zurück ins Jahr 1985. Im Herbst des Jahres waren wir wieder mit einer Schülergruppe auf Studienfahrt und übernachteten in Karpacz/Krummhübel. Als mein Kollege und ich noch einen abendlichen Gang durch die Ferienhaussiedlung machten, stießen wir auf eine Gruppe junger Erwachsenen, die um ein Lagerfeuer herum saßen. Wir kamen ins Gespräch, und es stellte sich heraus, dass es sich um junge Leute aus der DDR handelte, alle aus der Landwirtschaft. Sie luden uns ein, uns dazuzusetzen, was wir gerne annahmen. Als wir uns gegenseitig vorstellten, es waren auch FDJ-Funktionäre unter ihnen, zeigten sie sich überrascht, dass wir u. a. als Religionslehrer in einer öffentlichen Schule arbeiteten. Obwohl wir alle uns bemühten, kontroverse Themen auszublenden, ergab sich keine gezwungene Atmosphäre. Vielmehr besprachen wir recht locker unsere jeweilige Lebenssituation. Das war das erste Mal, dass wir in Polen mit unseren „Brüdern und Schwestern von drüben“, also aus der DDR, so unkompliziert reden konnten. Im Nachhinein kann man leicht sagen, dass das vielleicht eine Ahnung von 1989 war, aber daran dachte damals niemand.

Wenn ich unsere lange Zeit des Schüleraustausches und der Fahrten mit den Erwachsenengruppen bewerte, so muss ich sagen, dass mir erst im Laufe der Zeit bewusst geworden ist, in welchem Stadium der europäischen Geschichte wir uns damals befanden.

Das Polen von 1973 trug immer noch die Spuren von 1956, die Spuren eines kleinen Aufbruches, diesmal unter Gierek, es gab eine Opposition im Sejm unter Stanislaus Stomma, und dann gab es auch den Aufbruch der Solidarność. Aus der heutigen Perspektive gesehen war das eine fast schon revolutionäre Entwicklung, die es im damaligen Ostblock so nur in Polen gab. Und es gab natürlich den Papst aus Polen.

Für unsere Schüler waren immer nur Ausschnitte aus diesem Prozess erlebbar. Aber im Moment des Erlebens waren es für sie Schlüsselerlebnisse: Ein Europa jenseits der Oder, gemeinsame europäische Traditionen, eine Kultur, die seit Jahrhunderten eng mit Italien, mit Frankreich, natürlich auch mit Russland und auf schmerzhaft Weise mit Deutschland verbunden war. Diese Erfahrungen vollzogen sich in den Begegnungen mit Gleichaltrigen, mit Zeitzeugen der polnischen Geschichte, mit Zeitzeugen der jüdischen Traditionen in Osteuropa, mit Überlebenden aus Auschwitz, mit dem polnischen Alltag und dem Alltag in den Familien. Ich war damals überzeugt, wie übrigens auch viele Andere in der Bundesrepublik, dass nur auf diesen vielen kleinen Wegen die großen Grenzen zu überwinden sind. Dass wir unseren Schülern die Begegnung mit diesem Abschnitt der europäischen Geschichte auf der persönlichen Ebene ermöglichen konnten, darauf bin ich ein wenig stolz.

Walter Hunger, geboren am 4. Februar 1945 in Censka Kamenice, damals Böhmisches Kamnitz, Kr. Bodenbach; 1956 Abitur am Gymnasium Theodorianum Paderborn; 1965–1971 Studium der kath. Theologie, Philosophie, Pädagogik und Germanistik in Freiburg/Breisgau, München, Münster; 1971 Erstes Staatsexamen in Münster; 1972 Zweites Staatsexamen in Paderborn; in den Jahren 1972–2009 Lehrer am Gymnasium für die Fächer Deutsch, Kath. Religionslehre, Biologie und Musik; 1980 zusätzlich Aufgaben in der Lehrerbildung bis 1999. 1999–2009 Leiter des Christian-Dietrich-Grabbe-Gymnasiums Detmold.

Seine Eltern stammen aus Zabrze/Hindenburg/Oberschlesien; 1945 nach der Flucht vor den russischen Truppen lebten sie fünf Jahre lang in Dresden, dann in Paderborn.

Veranstalter zahlreicher Kontakte zwischen deutscher und polnischer Jugend im Rahmen des Schüleraustausches.

RENATA KACZKOWSKA

In zwei, drei Jahren ...

Ich überlegte sehr lange, ob ich es schreiben sollte. Ich kam aber endlich zur Erkenntnis, dass ich es den Menschen, die ich in den letzten Jahren kennen lernte und mit denen ich in Kontakt trat, schuldig bin. Ich bin keine große Erzählerin und ich hoffe, dass ich Sie nicht zu sehr langweilen werde.

Meine Lebensgeschichte ist nicht außergewöhnlich. Ich begegnete auf meinem Weg vielen Menschen, die genauso wie ich aus verschiedenen Gründen ins Ausland fuhren. Bevor ich nach Deutschland fuhr, arbeitete ich in der polnischen Sozialversicherungsanstalt, in Polen ZUS genannt. Ich entschied mich diese Firma zu verlassen, weil ich sehr wenig Geld verdiente (meine Familie konnte mir finanziell auch nicht helfen) und mein Freund (heute mein Mann) bereits in Deutschland war. Ich wollte endlich von meinen Eltern unabhängig werden und von zu Hause ausziehen, also nahm ich ein halbes Jahr unbezahlten Urlaub und begab mich auf die Reise ins Blaue.

Ich fuhr nach Frankfurt am Main mit dem Zug, und da ich kein Wort auf Deutsch verstand, machte ich mir Sorgen, ob ich nicht zu weit fahre. Alles klappte aber sehr gut und am Bahnsteig wartete auf mich mein Freund. Wir fuhren nach Hause in Offenbach. Das Einzimmerappartement teilten wir mit drei weiteren Personen. Ich musste dringend eine Arbeit suchen, weil ich wenig Geld mitnahm. Wir fuhren am Sonntag zur Kirche und versuchten dort jemanden zu treffen, der mir gegen Entgelt eine Arbeitsstelle vermitteln konnte. Zum Glück fanden wir jemanden. Zu meiner Enttäuschung war meine erste Stelle eine türkische Kneipe. Ich wollte diese Arbeit nicht verrichten, weil ich davor Angst hatte. Mich schreckten die vielen Männer ab und ich wusste nicht, wie ich mich dort verständigen sollte. Es war aber

nicht so schlimm, weil der Besitzer etwas Polnisch verstand und ich fleißig Deutsch lernte. Meine Aufgabe war, Getränke vorzubereiten und sie an eine Person weiterzureichen, die sie servierte und dafür Geld verlangte.

Während der Zeit, in der wir in Offenbach wohnten, lernte ich ein Mädchen kennen, mit dem ich ins Gespräch kam. Sie ermutigte mich einen Deutschkurs zu besuchen. Ich meldete mich zu einem Kurs für Anfänger bei der VHS in Frankfurt. Am Nordring wohnten wir nicht lange, denn manche Mitbewohner störte es, dass ich von der Arbeit etwas später zurückkam. Fünf Personen in einem Zimmer waren außerdem etwas zu viel. Wir fingen also mit meinem Freund an zu recherchieren, wohin wir ausziehen könnten. Wir fanden ein Zimmer in einer Dreizimmerwohnung in Frankfurt. Es passte uns sehr gut, weil ich gerade meine Arbeit in Offenbach verlor. Angeblich ging dieses Restaurant Pleite, hoffentlich nicht meinerwegen. Ich prüfte dies nie. Ehrlich gesagt, war ich deswegen froh, da ich mich dort nicht wohl fühlte.

In Frankfurt musste ich erneut eine neue Arbeitsstelle suchen. Ich fand zwei Stellen als Raumpflegerin (d.h. Putzfrau). Die eine war eine Pension, die fast ausschließlich von Arabern bewohnt wurde, und die andere eine private Wohnung. In der Pension musste ich zuerst einige Sachen lernen, zum Beispiel wie man eine Mangel benutzt, aber auch etwas von der Kultur der Araber erfahren, um in keine Schwierigkeiten zu geraten. Die Lehre war sehr nützlich, denn nach wenigen Tagen meiner Arbeit wurden mir von manchen Männern Bonbons angeboten, die ich nicht annahm. In Polen hätte ich sie normalerweise aus Höflichkeit angenommen. In der arabischen Kultur lädt man auf diese Weise Frauen ins Bett ein. In der Pension verdiente ich nicht so toll, aber im Sommer arbeitete ich viele Stunden und so konnte ich am Anfang über die Runden kommen. Im Winter stellte ich dort sogar eine Art von Gardinen für Mercedes her, die der Mann meiner Arbeitgeberin mit Hilfe eines Polen, der gerade in den Urlaub nach Polen fuhr, produzierte und in die arabischen Länder exportierte. Ich kann mich erinnern, dass ich da zum ersten Mal Mangos probiert habe. Damals gab es in meiner Heimatstadt solche exotischen Früchte noch nicht.

In der zweiten Arbeitsstelle passierte etwas Lustiges. Eine Frau, die mir diese Stelle vermittelte, sagte, dass eine nette Dame Hilfe brauche, weil sie schwanger sei. Sie wohnte genau in derselben Straße wie ich und mein Freund. Er rief sie übrigens an, weil ich mich noch nicht so gut verständigen konnte. Als ich bei dieser Familie zu arbeiten anfang, beobachtete ich sie genauer. Ich konnte keine Spuren von der Schwangerschaft entdecken, aber ich wartete geduldig. Sie fuhr auch regelmäßig zum Arzt, was auch dazu passte. Sie hatte keinen Bauch, war schlank, aber ich dachte, dass es die

ersten Monate waren, also ich wartete, bis sie etwas runder wird. Dazu kam es nie. Später, als wir uns besser kennen lernten und meine Sprachkenntnisse das erlaubten, fragte ich sie danach. Ich erfuhr, dass sie genau im Alter meiner Mutter (damals über 60) war und dass sie sich einer Operation unterziehen musste. Die Dame, die mir diese Stelle anbot, konnte auch nicht gut Deutsch sprechen und hatte ihre Bekannte, wie es sich zeigte, etwas falsch verstanden. Wir lachten mit Frau Eckardt herzlich darüber. Übrigens sieht sie auch heute noch toll aus.

Mit der Zeit konnte ich immer besser Deutsch sprechen und wurde als Putzhilfe weiter empfohlen. Nach einem Jahr hatte ich so viele Putzstellen, dass ich die Arbeit in der Pension aufgeben konnte. Meine Sprachkenntnisse wurden immer besser. Abends nach der Arbeit lernte ich fleißig, besuchte regelmäßig Deutschkurse für Ausländer. Die Personen, für die ich arbeitete, freuten sich darüber und unterstützten mich dabei. Manche sogar zu sehr. Einmal, als ich meine Hausaufgaben meinem Lehrer zum Korrigieren abgab, bekam ich eine Note mit der Bemerkung: „Sehr schön, aber wer hat das geschrieben!“. Ich versuchte meine Hausaufgaben allein zu machen, aber sie waren für mich nicht einfach und ich brauchte Hilfe. Frau Eckardt löste sie für mich, aber zu gut für mein Sprachniveau. Tja, einfach Pech gehabt.

Jede freie Minute lernte ich Deutsch. Mich ärgerte es sehr, dass ich vieles nicht verstand. Am schlimmsten waren die Durchsagen in der U-Bahn oder in der S-Bahn, wenn wir aussteigen mussten, weil es irgendwelche Störungen gab. Ich wusste nicht, was ich machen sollte, und ahmte die Menschen nach. Ich hatte fast immer einen Zettel in der hinteren Tasche dabei, auf dem ich mir Wörter zum Lernen aufschrieb. Den hessischen Dialekt fand ich nicht einfach. Später, als ich den bayrischen im Fernsehen hörte und kein Wort verstehen konnte, war ich froh, den für mich verständlicheren sprechen zu müssen. Manchmal, wenn ich meine deutschen Bekannten nach einem archaischen Wort fragte, dessen ich mir damals nicht bewusst war, hörte ich: „Renata, du stellst aber Fragen!“

Was mir sehr beim Erlernen der deutschen Sprache half, war das Fernsehen. In der Wohnung hatten wir nur deutsche Sender. Unsere polnischen Bekannten konnten nicht begreifen, warum wir keine Satellitenschüssel haben, um unsere heimischen Sendungen zu empfangen. Komisch, aber diesen Bedarf haben wir bis heute nicht. Zu Hause in Polen sehen wir auch nur auf Deutsch.

Die Menschen, für die ich arbeitete, waren sehr nett und hilfsbereit. Sie unterstützten mich bei vielen Sachen. Sie halfen mir unüberlegte Verträge rückgängig zu machen, Probleme mit dem Rechner zu lösen, sie verbes-

serten meine Sprache und waren einfach für mich da. Besonders einer Familie verdanke ich sehr viel. Sie vermietete uns eine Wohnung in der Schlossstraße, in der wir zehn Jahre lang wohnten. Diese Wohnung war klein, aber sehr gemütlich. Die Familie, bei der ich arbeitete, sorgte dafür, dass die Wohnung etwas renoviert wurde. Sie half uns auch ein Konto zu eröffnen, damit ich problemlos alle Wohnungsrechnungen bezahlen konnte. Ich arbeitete bei dieser Familie zwei Mal in der Woche. Ich putzte und Frau Eckardt kochte für uns (natürlich auch für ihren Mann) zu Mittag wunderbare Gerichte. Sie korrigierte mich, wenn ich Fehler beging, das macht sie übrigens bis heute. Immer wenn ich sie nach etwas frage, erklärt sie es mir ausführlich. Das sind oft Feinheiten der Sprache, die ich als Ausländerin nie beherrschen werde. Zum Schluss, als ich mich endlich entschied, nach Polen zurückzukehren, wohnte ich bei ihr, damit ich mehr Geld sparen konnte und keine Probleme bei der Wohnungsübergabe hatte. Dank ihr bekam ich die Kaution zurück. Mit Frau Eckardt bleibe ich bis heute in Kontakt. Wir telefonieren miteinander und haben uns immer sehr viel zu erzählen.

Es fiel mir schwer die Entscheidung zu treffen, nach Hause zurückzukehren. Ich verschob sie ständig von Jahr zu Jahr. Meine Bekannten in Polen lachten und behaupteten, dass ich nie wiederkehren würde. Jedes Mal, wenn sie mich fragten, wann ich zurückkehren würde, antwortete ich: „In zwei, drei Jahren“. Ich fühlte mich in Deutschland sehr wohl. Während meines Aufenthalts in diesem Land traf ich wenige Menschen, die mir gegenüber unhöflich oder ausländerfeindlich waren. Manche hatten Vorurteile oder erzählten Klischees über Polen. Dieses Generalisieren störte mich manchmal, aber es war mir bewusst, dass wir alle so sind, denn jede Nation verbreitet Stereotype über andere Länder. Ich kann mich erinnern, dass mir eines Tages auffiel, dass viele über Polen sprechen. Als ich es wieder auf der Arbeit hörte, fragte ich danach. Ich lachte, als ich erfuhr, dass nicht von Polen, sondern von Pollen die Rede war. Ich hatte auch andere Pannen mit deutschen Wörtern wegen meiner falschen Aussprache oder deswegen, weil mir die übertragene Bedeutung mancher Sprüche nicht bewusst war.

Dank der Personen, bei denen ich arbeitete, lernte ich sehr viel, nicht nur die Sprache. Ich glaube, dass sich durch den Aufenthalt in Deutschland mein Charakter veränderte. Ich sehe viele Sachen anders als früher. Es hat mit Sicherheit etwas mit dem Alter zu tun, aber auch mit den Menschen, mit denen ich in den letzten Jahren in Kontakt trat. Manche von ihnen starben, was mir schrecklich leid tut, einige erkrankten schwer, aber schafften es zum Glück, die Krankheit zu besiegen.

Ich schätze oft andere Sachen als meine Bekannten in Polen, ich weiß, dass vieles nicht vom Himmel herunterfällt, wie manchen Menschen es

scheint. Ich bereute es nie, dass ich meine alte Arbeitsstelle in Polen aufgegeben hatte und nach Deutschland ausgewandert war. Was ich nur bedaure, ist die Tatsache, dass ich während all dieser Jahre zu wenig Deutschland besucht hatte.

Mit der Wohnungsübergabe war es soweit und ich buchte mein Ticket für den ersten April. Für meine Bekannten in Polen war es der nächste Grund zum Lachen, denn in Polen darf man an diesem Tag andere Menschen belügen und meine Bekannten dachten, ich wollte sie auf den Arm nehmen. Aber es war wirklich soweit. Ich wurde dieses Mal schon von meinem Mann und einer kleinen zwei Wochen alten Hündin vom Flughafen abgeholt. Die ersten Monate in Polen waren nicht einfach. Nach zwölf Jahren in Deutschland schmeckten mir manche unserer Produkte nicht. Ich kann mich bis heute an unseren Käse nicht gewöhnen und kann nicht begreifen, dass manche Produkte, geschweige denn die guten deutschen Weine, in kleineren Städten nicht zu bekommen sind. Viele meiner polnischen Bekanntschaften sind durch meine lange Abwesenheit im Heimatland kaputt gegangen. Früher hätte ich „Freundschaften“ geschrieben, aber den großen Unterschied zwischen Bekanntschaft und Freundschaft begriff ich erst in Deutschland. Diese Bekanntschaften bestanden die Zeitprobe nicht.

In Polen traf ich auch auf andere Schwierigkeiten. Ich hoffte, mit meinen Sprachdiplomen KDS und GDS, die ich in Deutschland machte, eine Arbeit zu finden. Für die Arbeit in größeren Firmen hatte ich zu wenig Vitamin B. Um als Lehrerin an einer Schule einen Platz zu bekommen, brauchte ich aber zu meinen Diplomen eine pädagogische Ausbildung, die ich in einem einjährigen Kurs erwerben konnte. Das Problem lag aber etwas tiefer. Um diesen Kurs besuchen zu können, musste ich ein Praktikum in der Schule absolviert haben und da lag der Hund begraben.

Ich entschied mich also das Fremdsprachenlehrerkolleg zu besuchen, das sich bei uns in der Stadt befand. Das Studium dauerte drei Jahre. In dieser Zeit bekam ich ein Kind, einen Sohn, den ich Piotr nannte. Nach dem Kolleg wollte ich weiterstudieren und nach langem Überlegen und Zögern entschied ich mich für die Humanistische Akademie in Pułtusk, wo ich zwei Jahre Fremdsprachendidaktik studierte, die ich dieses Jahr absolvierte. Dort lernte ich viele tolle Menschen kennen. Unter ihnen war mein Literatur-, Deutschkunde- und Glottodidaktikprofessor, dank dem ich über meine Erlebnisse aus Deutschland schreiben konnte.

Vor einem Jahr besuchte ich Frankfurt wieder. Diesmal flog ich dorthin mit meinem dreijährigen Sohn. Mich lud meine polnische Freundin ein, die mit einem Deutschen verheiratet ist. Sie hat auch ein Kind, Adrian ist jetzt zweieinhalb Jahre alt. Sie kommt aus derselben Stadt wie ich. Wir

haben ähnliche Probleme mit unseren Kindern – eins davon ist: Sie möchte ihrem Sohn Polnisch beibringen, ich meinem Deutsch. Mal sehen, was daraus wird. In Frankfurt schaffte ich es nicht, meinen ganzen Bekanntenkreis zu besuchen. Diejenigen aber, die ich wieder traf, freuten sich meiner Meinung nach herzlich darüber. Manche von meinen Bekannten erfuhren später zufällig, dass ich in Deutschland war und waren traurig, dass ich nicht bei ihnen vorbeigeschaut hatte. Ich hoffe, dass ich sie nächstes Mal sehen werde, denn die Personen habe ich ins Herz geschlossen, genau wie die Stadt, in der ich mich wie zu Hause fühle.

Renata Kaczkowska, Absolventin der Fremdsprachendidaktik an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“; 41 Jahre alt, geboren in Ostrołęka; Jugendzeit in Frankfurt am Main, wo sie sich bis heute wie zu Hause fühlt und wo sie viele wunderbare Menschen kennen gelernt hat, mit denen sie bis heute in engem Kontakt bleibt. Mutter eines vierjährigen Sohnes, den sie mit ihrer Sympathie sowohl zur deutschen Sprache als auch zum Land anzu-stecken versucht. Seit zwei Jahren als Deutschlehrerin im Janusz Kusociński Gymnasium in Ostrołęka und in einem Gymnasium in Ołdaki tätig.

DIETER KALKA

Das Ende der Welt¹

Selbst die exakte geografische Bestimmung der Koordinaten würde kein Ergebnis liefern. Inzwischen bin ich mir sicher, dass es sich um ein Phänomen handelt, so etwas wie ein Zeitfenster, eine Fata Morgana oder etwas Ähnliches wie das Bermuda-Dreieck. Vielleicht auch nur eine ungelöste Gleichung, der ein Beweis fehlt oder ein nicht überführter Täter. Also durchaus etwas, das im Laufe der Jahrhunderte lösbar wäre. Es sind eben Phänomene, auf die wir abfahren, auflaufen, die über uns lauern mit Sinnestäuschungen und anderem Schnickschnack.

Dass das Ende der Welt Koordinaten hat, ist schon ein wahres Wunder und dass es in Polen liegt, ein zweites. Aber nach oder hinter dem Weltende, ob nun zeitlich oder räumlich betrachtet, noch etwas messtechnisch bestimmen zu wollen, ist doch reiner Irrsinn. Von vornherein. Ich musste also scheitern. Manchmal ist Scheitern durchaus etwas Wohltuendes. Obwohl ich mir sicher bin, dort gewesen zu sein. So werde ich aus meinem Gedächtnis Zeit, Ort und Begebenheit erwecken und diese einem papiernen Zeugen anheim geben.

Auf diesem nicht auffindbaren Bahnhofsgebäude, bewohnt von einer Mutter, einem Vater und einem Kinde, die zu einer außergewöhnlichen Party einluden, gelangte ich auf dem Fußweg. Aber schon hier spalten sich die Erinnerungen. Ein Teil des Gedächtnisses will mir weismachen, ich sei mit dem Zug gefahren. Der andere hält einen Fußweg parat, auf einer staubigen Straße, die bis zu einer Wendeschleife führte. Danach ging es bergauf, immer den Gleisen folgend, mit Steigungen und sehr kurvenreich, manchmal so eng, dass, käme der Zug, kein Entrinnen möglich gewesen wäre. Das Schnaufen konnte im Wald durchaus verebben durch das Meer

¹ Das Ende der Welt – die geographische Bezeichnung zweier Höfe in der Nähe von Cisna – wo die beschriebene Party am ehemaligen Bahnhof stattfand.

der Bäume und Hügel, es hätte in der letzten Kurve vor uns auftauchen können – ja, uns? Mit mir war Leszek unterwegs, der verschlagene Leszek mit seinem immerwährenden Grinsen, als würde er damit allem Irdischsein einen Denkkzettel verpassen, seine Frau Teresa, die Ikonenmalerin, die den Part der Frömmigkeit für ihn gleich mit übernahm, die lebenslustige Pinselkünstlerin und Pferdenärrin aus dem Ort Cisna am Fuße der Berge. Und Agnieszka.

Diesen Weg, die Wendeschleife, ein sich windendes Gleis – das ist auf dem Satellitenbild gut zu erkennen. Nahezu ein Beweis. Aber auch die Fahrt, vor allem, wie ich ausstieg, unsicher, ob ich denn richtig sei, beides ist richtig. Obwohl ich die Fahrkarte nicht mehr vorzeigen kann. Sicher ist, dass ich nur einmal dort war.

Der Zeitpunkt: ein Anfangjuniwochenende, ein Samstag um die Jahrtausendwende. Gut gewählt für solche Aufstiege in die Unendlichkeit. Es war das Jahr, bevor es brannte. Es war das Jahr der Pechvögel. Denn keiner hatte auch nur die Ahnung einer Versicherung.

Der andere Teil macht mir weis, dass ich mit Schlafsack und Gitarre auf der Zwischenstation der Schmalspurbahn ausstieg. Als einziger. Kinder mit ihren Müttern und Vätern fuhren weiter, die Waggonen wurden von zwei kleinen Lokomotiven namens Janusz und Małgorzata, also Hänsel und Gretel gezogen.

In einer kleinen Küche gab es etwas Suppe, unter dem Tisch knurrte ein Hund, vor dem Haus hörte man das Geheul eines angeketteten Wolfes. Kinder streichelten das wilde Tier. Hinter den Gleisen war schon die Slowakei, ohne dass ein Grenzschild darauf hingewiesen hätte, wo inzwischen die Bären Großstädte heimsuchten und Mülltonnen plünderten.

Vor dem Haus gab es eine Wiese mit Feuerstelle, am Waldrand eine überdachte Sitzgelegenheit, die den Regen abhielt. Die Wiese füllte sich. Kinder tobten. Hunde bellten. Wolfshunde heulten. Der Zug des Tages hat sein Gleis abgefahren. Mit einer Draisine ist nicht zu rechnen. Nicht einmal mit einer Grenzstreife. Vier Jahre vor dem EU-Beitritt Polens, der die Koordinaten des Versteckes nicht erhellen wird. Ein wodkaeliger Abend. Eine sternenklare Nacht. Teresa sang huzulische Weisen. Leszek sang boikische Liedlein. Eins herzerreißender als das andere. Als Gast wurde mir die Gitarre gereicht. Weit nach Mitternacht. Nach der ersten Runde Absinth. Absinth, dunkelgrün wie die Wälder. Nachdem die Wölfe in den Gesang einstimmten. Im Rudel.

Noch heute kann ich dasitzen, berauscht vom Blätterrascheln, vom Wellenaufschlag, ich kann Vogelschwärmen lauschen, Wind in mich aufnehmen, die verspielten Brechungen des Wassers, das Gurgeln, Plätschern,

Tröpfeln aufsaugen, als wäre ich durstig. Ich spüre nicht das Vergehen, nur das Sein. Als wäre ich es selber. Ich bin vergessen worden von mir selbst. Am Rand der Töne. An der Grenze zur Musik. Sie verliert sich im Irgendwo des Raumes, aber ich habe sie gefangen. Ich greife und weiß – sie wird mir entschlüpfen wie Springfrösche, junge Vögel oder Eidechsen mit der List, die ihnen die Natur vorprogrammiert hat.

Manchmal habe ich mich gefragt, ob ich noch Kind sei. In diesen Augenblicken. Wo es herrührt, dieses Verlangen. Ein Ton verklingt unwiederbringlich. Er ist vorbei. In weniger als einem Augenblick.

Vielleicht reicht das als Faszination aus. Bis ins mittlere Alter. Gar ins hohe. Inzwischen meide ich öffentliche Konzerte. Man redet, als hätte man der Musik etwas hinzuzusetzen. Man kommentiert, als wäre man Kritikerpapst. Zuhörer, notenunkundig, sicher kennen sie nicht einmal den Unterschied von Moll und Dur. Mit der Arroganz des Unvermögens entwerthen sie das Gebilde, als vor ihnen entsteht – der Dom einer Sinfonie, das Charisma eines Liedes, die Magie einer Improvisation. Gleichgültig wo, ob rustikale Blasmusik in den Bergen, Jazztage in Leipzig auf dem Markt, nicht einmal das Gewandhaus ist sicher. So weit hat es die Demokratie gebracht. Der Gedanke der Gleichheit. Wo jeder gleich viel kaputtmachen darf. Und sich gleichsam einbringt mit seiner Nichtigkeit.

Jene Schichten, die seinerzeit keinen Zugang hatten zur Musik, die in verschlossenen Kammern zelebriert wurde wie in Geheimbünden, zerstören mit Handytönen, Kindergekreisch, Banalkommunikation und, je nachdem, wie tief man zu sinken bereit ist, mit einem Rülps oder Furz. Nicht in den polnischen Bergen. Hinterm Ende der Welt. Als hätte sich der aristokratische Gedanke dort erhalten. Als Würde und Ehrfurcht. Vor den Bergen. Dem Geschrei wilder Tiere. Dem Raunen des Waldes. Dem Flüstern der Bäche.

Ich habe ein trauriges Lied, sagte ich.

Wir lieben traurige Lieder!

Ich sang vom Lubliner Stetl, das verschwunden ist seit einem halben Jahrhundert:

„Semdel und Milgraum versteckn den Plet
Fier de einikl aus Wolhinien,
Während ejn Nebechinker voribergeht
Und se de Besitzlosen mimen.
Noch ist das Quorum nicht erfüllt –
Auf der Brikn stejn nur ihrer sieben.
Sie staunen und sin gor aufgewielt:
Wo ist unser Stetl gebliebn?“

Ich musste es noch einmal singen. Am Geheul der Wölfe vorbei. In die Wälder hinein, die bereit waren, alle Schwärze dieser Welt zu schlucken. In die unschuldigen Seelen hinein, die Wodkaseelen, die Weltendeseelen. In die Orthodoxie des Landstrichs. Das Feuer glimmte lautlos dazu, als wäre ihm Stille verordnet. Kein Ast knackte. Kein Vogel sang. So ist Stille in den polnischen Wäldern. Stille und Ehrfurcht. Als wäre es gelungen, den Schöpfungsakt zu wiederholen. Als würde Lazarus alsbald aufstehen aus einem Hügelgrab um die Ecke. Und sich wortlos dazusetzen. Noch ist ein Schluck in der Flasche. Ein fast letzter. Der nie zu Ende gehen wird, weil es eine sich selbst füllende Flasche ist. Sein müsste. Ein Schluck, der in sich ertrinken würde, wäre er kein Schluck.

Wie sich die Flammen eines Feuers vereinigen, wenn sie ineinander greifen, so schwebte das gute Dutzend Seelen über der Wiese. In ihnen war das wilde Geheul der Tiere gefangen, die ihrer Natur gehorchten wie wir Gott gehorchten. Unserem Gott: dem orthodoxen, dem protestantischen, dem katholischen, dem jiddischen und dem atheistischen. Selten, dass Götter so vereint und die Seelen, welche ihnen gehorchten, so verwoben waren im Glauben an ... Das Ende der Welt. Das gleich dem Anfang wäre. In ein schwarzes Loch mündete. Aus einem heraus käme. Muttermund Vattermund Brudermord. Schwesterchen Brüderchen. Mütterchen. Es hat nie eine Hexe gegeben. In diesem Wald. Nie einen Teufel. Nicht hier – am Ende der Welt, wo alles zusammenfließt wie Honig und Teer. Der Brei der Existenz als ein Strom Neutrinos, schneller als Licht. Auf ihrer Reise bis zum Zerfall in wenigen Minuten, zwei Runden durchs Universum. In dieser Zeit wurden zwei Lieder gesungen. Vom Stetl, das nicht mehr steht. In Lublin. Zwei Lieder, die sich gleichen wie ein Ei dem andern.

Am Morgen wachte ich auf einer Matratze etwas abschüssig der Feuerstelle auf. Der Duft von schmorendem Fichtenholz. Die Klarheit des Sonnenaufgangs. Im Osten, der im Osten etwas näher scheint als im Westen, wohin ich zurückfahren werde. Es war der Absinth, der mich auf die Matratze warf. Zwei Schluck. Zwei Lieder. Zwei Runden. Zwei Länder. Zwei Enden. Weltende. Nachtende. Polen. Slowakei. Stetl und Stetl.

Das Leben erwachte, wie jeden Morgen, zum Leben. Laut und geschäftig. Geschirr plärrte. Kaffeekannen wurden gereicht. Eine letzte Flasche wurde entdeckt. Zwischen zwei Steinen am Feuer. Vier Männer saßen ums Feuer. Schweigend kreiste das sich selbst füllende Glasbehältnis. Vier Männer saßen wie Könige am Feuer. Könige der Wiederauferstehung. Nach der Schlacht. Nach dem Gelage. Es gab nichts zu sagen. Schweigen war beredter als Worte. Schweigen erfüllte die Tiefe bis zum Erdgrund. Schweigen reichte zurück bis zum Anbeginn.

In Polen war ich ein König. Könnte ich schreiben.
 In Polen war ich ein König. Schreibe ich. Für eine Stunde.
 Also war ich ein Pole.
 Bin.

So kam ich unter die Slawen oder Zwischen Kretschmer und Kretschmar

Der IC „Konstanty Ildefons Gałczyński“ aus Lublin fuhr pünktlich und ohne jeglichen ironischen Seitenschlenker um 10.40 Uhr in Warszawa Centralna ein, nachdem er ins hauptstädtische Maulwurfssystem hineingekrochen war und sich blindlings im Dunkel durch die Schwarzröhren bis in die City vorgearbeitet hatte.

Ein Mann, wie er es in seiner E-Mail angekündigt hatte, stand mit Melone, grauem Anzug und Computertasche am Bahnsteig und wartete auf den Neuankömmling. Wieder einer, der von der Stadt erbarmungslos verschluckt wird – hinein in die wohltuende Anonymität. Karol Czejarek, mein Gastgeber – ein Multitalent: einstiger Leistungssportler, Professor und Übersetzer. Wir unterhalten uns darüber, wie man all die vielen Dinge in einem so kurzen Leben erledigen kann. Eine Stunde später wird er mir zwei laufende Meter Bücher zeigen, die er aus meiner Muttersprache übersetzt hat, zwanzigtausend Seiten und ich weiß, wie mühsam es ist, auch nur eine vernünftige Zeile aufs Pergament zu kritzeln. Seine Berliner Enkel werden sich hinterm Sofa verstecken, seine Frau Magda ein Mehrgangmenü servieren und ich werde hoch erhoben an der Hauptschlagader der Stadt sitzen, deren Puls weit über normal ist.

Karol fuhr, nachdem wir die Tabak- und Leckermäulchenläden, Zeitungskioske, Kleinjuweliere und Informationsstände passiert hatten, einmal um den Bahnhof, wies auf den Zuckerbau des Kulturpalastes hin: Sie wollten ihn abreißen. Jetzt haben sie ihn umstellt.

Aus dem Warschau, das ich vor zwölf Jahren das letzte Mal sah, ist ein New York des Ostens geworden. Stolz, gläsern, himmelschreiend und schwindelerregend.

– Wie bist du nach Polen gekommen, fragte mich Karol.

Der erste Pole in meinem damals noch sehr jungen Leben war Onkel Witold. Wir besuchten ihn von Zeit zu Zeit in seiner engen, dunklen, staubigen Bergarbeiterwohnung in Zipsendorf. Seine große hagere Gestalt hat mich ob seines Humors und seiner Erscheinung beeindruckt. Ich habe später eine Geschichte über ihn geschrieben, wie er von einer Westreise als Schießbudenfigur und Hagestolz angescheußelt zurückkehrte und seine eigene Frau

ihn auf dem Bahnsteig nicht erkannte. Er besaß speziell diesen kruden Humor, der zu seinem unausrottbarem Asthma passte, und ich liebte ihn, weil er uns ungehobelte sächsische Rotzlöffel so nahm wie wir waren.

Dann zog eine polnische Familie mit zwei Burschen in den Wohnblock der Arbeiterwohngemeinschaft, zwischen uns nur zwei Zufahrtsstraßen und nur zwei Wäschewiesen mit Spielplatz. Sie waren schon älter und prügelten sich mit jedem, gnadenlos, bis auf die Knochen, so wie ihr eigener Vater von der Größe eines Reservenapoleons sie wöchentlich einmal übers Knie legte. Ohne Grund. Das gehörte zur Erziehung.

Onkel Witold starb just in der Zeit, als in Polen die Streiks begannen und ich gern die Sprache von ihm lernen wollte. Den beiden Nachbarsjungen war längst aus dem Gedächtnis verschwunden, je in Polen gelebt zu haben. So ist das mit dem Vergessen. Und dem Erinnern. In den fünfzig Jahren meines Lebens werde ich scheibchenweise begreifen, und das auch nur durch oftmaliges Nachfragen: Auch ich habe Wurzeln in diesem Land.

Meine Mutter kam aus den Karlsbader Wäldern als schlesische Umsiedlerin und so hatte bei uns das Thema *Fremdheit* seine Sphäre gefunden, überdies waren meine Großeltern schon mit ihren Süddialekten, dem Bergdeutsch, zwei sehr prägnante Persönlichkeiten. Manchmal schroff und halsstarrig, aber eigentlich in ihrer Kombination von Fliegen- und Steinpilz ein Wunder an sich.

Heute nehme ich an, dass ich zu fünfzig Prozent slawische Gene in mir trage.

Schaue ich mich aber um in meinem Land zwischen Elbe, Saale und Oder, so entdecke ich, dass die Ortschaften slawisch vor sich hinzischen in ihren germanisierten Namensvarianten und keiner fragt wieso. Auch den Familiennamen unterliegt ein fremdartiges Vogelgezwitscher mit viel „tsch“ und „tch“ und „tz“.

Mit neunzehn war ich als der Älteste mit meinem Bruder und einer Gruppe Halbwüchsiger unterwegs über Danzig und Warschau nach Süden. Eine abenteuerliche Tramproute über die Hohe Tatra nach Brno zum jährlichen Motorradrennen. Einer von den Jungs spielte Trompete. Kaum blies er eine Polka, hielt auch schon ein Auto, das unsere ganze Bande einlud und in die nächste größere Stadt vor eine Herberge kutscherte. Meistens erließ man uns dort die „Übernachtungsmaut“. Ohne unseren „kleinen Trompeter“ hätte uns wohl ein Lindendach ausreichen müssen.

Später zur Jazz-Jamboree lernten wir, selbst hungrig nach Freiheit, die polnische Zivilcourage schätzen. Schon deswegen, weil hier nicht alles so kleinkariert zugging. Die Polen lebten. Sie kontrollierten nicht. Wir hatten Auslauf im Ausland. Als ich in einer Galerie von einem malenden Philoso-

phen mit den Worten „hier darfst du all das sagen, was du willst“ eingeladen wurde, bildete ich mir ein, das hätte ich schon immer getan. Aber ein seltsames Gefühl des Ertapptwerdens belehrte mich eines Besseren. Eine Sehnsucht keimte in mir auf – über etwas reden zu wollen. Über alles.

Und ich sah auch, welchen Preis die Freiheit hatte.

Mein Kommilitone zerrte mich nach einigen Stunden aus der Galerie. Obwohl ich mir die Örtlichkeit genau eingepägt hatte – am nächsten Tag fand ich sie nicht wieder. Vielleicht gut so. Wer weiß, was aus meiner Sehnsucht geworden wäre.

Schon über zwanzig Jahre mit dem Namen „Kalka“ im Rucksack unterwegs, ahnte ich noch immer nichts. Es musste noch viel passieren. Auch wenn ich von Zeit zu Zeit nachfragte, wie das mit dem polnischen Onkel bestellt war. Ich erfuhr ungefähr so viel, dass er nicht viel älter als siebzehn im Kriege nach Polen zurückkehrte und in die polnische Armee einberufen wurde, und mein etwa gleichaltriger Vater tat auf der anderen Seite der Front seinen Dienst. Und dass Witold nach dem Kriege zurückkehrte. Mit einer Frau. Und zwei Buben. Ins Braunkohlenrevier. In das Land der eben zum Feind Gewordenen. Mit dem man erst mal wieder Frieden schloss. Um das nächste tausendjährige Reich zu errichten. Das zum Glück nur vierzig Jahre bestand.

Alle in meiner Familie, die ich fragte, ob sie im Krieg gewesen seien, geschossen oder jemanden umgebracht hätten, verneinten. Offenbar zu Recht. Wie ich heute weiß. Dennoch, es wäre mir lieber gewesen, wenigstens einer von ihnen hätte aus eigener Anschauung berichtet, wie es war. So wuchs ich auf als schuldig Gewordener, ein Deutscher, umgeben von der reinen Unschuld.

Mein Vater hat es mir kurz vor seinem Tode noch erzählt. Ein Jahr vor Kriegsende noch einberufen, wurde er wegen eines eiternden Mittelfingers ins Lazarett eingeliefert. Eine Bagatellwunde, die man eigentlich nur verband, um den Drückeberger gleich an die Front zurückzuschicken. Mein Vater wurde eingewiesen. Ins Lazarett. Und lag dort, bis das Lazarett geschlossen wurde. Ausgestattet mit einem Krankenbefehl, der ihn in die nächste Krankenstation verwies, irrte er zwischen den Marschkolonnen der Todgeweihten auf der Suche nach einem Bett, das ihm eigentlich nicht zustand. Auch der zweite Lazarettarzt brachte es nicht fertig, diesen jungen Mann, der mein Vater werden sollte, zurück an die Front zu schicken. Wie viel Engel ihn auch beschützt haben mögen, wie viel menschliches Mitgefühl noch übrig geblieben sein musste, damit so etwas möglich wurde, so etwas gibt es nur einmal im Leben und das auch nur für die Wenigsten. Als das dritte Lazarett aufgelöst wurde, erhielt er einen Marschbefehl gen

Osten. Unterwegs, mehr per pedes als motorisiert, kam er an, als der Krieg vorbei war. Mit einem eiternden Stinkfinger.

Mein bescheidener slawischer Vater, der Deutsche, erzählte an sich nicht viel. Und von sich selber noch weniger.

Die Kindheit, ausgefüllt mit böhmischen Knödeln, halb und halb, roh oder süß, endete immerhin mit der Entdeckung, dass die Freiheit in einer anderen Himmelsrichtung zu finden war. So spontan wie die Sehnsucht nach dem gelobten Land des offenen Wortes auch begann, so abrupt endete sie. Die Grenze nach Polen wurde geschlossen.

Dass dieses Land etwas mit meiner Familie zu tun haben wird, lag noch in einer fernen Zukunft. Die 80er Jahre ziehen sich wie Bleifäden durch meine Erinnerung. Eine Zeit, die sauer war wie Kartoffelsuppe in der Sonne. Freunde besorgten sich Einladungen nach Polen. Verena erzählte von Danzig, direkt aus der Solidarność-Zentrale. Volker von Lublin. Für einen Studentenklub hatten sie Karten für eine Stripshow ergattert: Sie fiel aber aus. Das Land im Osten lockte auf jede nur erdenkliche Weise. Aber ich fuhr nicht hin.

Bewegung geriet in die Sache, als 1993 jener, aus unserer Poetenboheme nach Osten emigrierte Herbert Ulrich bei mir vorbeikam und mich nach Lublin einlud, auch noch zu einem Auftritt an der KUL. Ich verbrachte drei Wochen in der Stadt, obwohl ich eigentlich vorhatte, nach Tallinn zu reisen. Man erzählte Horrorgeschichten, dass Leute monatelang auf russischen Bahnhöfen schlafen würden, um früh eine Fahrkarte Richtung Westen zu ergattern. Inzwischen hatte Herbert über die Auslandspolen in Litauen einen Reisebus ausfindig gemacht, der immerhin bis Vilnius fuhr. Tags zuvor machte mir „der Bibelgeneral“ seine Aufwartung und steckte mir drei litauische Heilige Schriften zu. Noch zwei Kilo mehr im Gepäck. „Was soll ich damit?“ – fragte ich erstaunt. „Mitnehmen“, und das war ein Befehl, den ich zwar nicht verstand, aber befolgte. „In Russland werden seit der Oktoberrevolution keine Bibeln gedruckt. Wir helfen ...“ Dann war er auch schon verschwunden.

Ich stapfte mit Rucksack durchs noch winterliche Lublin meinem unausweichlichen Schicksal entgegen. Herbert zerrte mich plötzlich in einen „Sklep“ und packte fünf Kilo Zucker in mein Reisegepäck. „Dort gibt es keinen“, erwähnte er beiläufig. „Wo soll ich das abgeben“, fragte ich blass. „Egal. Hauptsache es kommt an“. Herbert wurde wortkarg. War ich mitten in einem ominösen Schmugglerring gelandet? Die Bibeln auf Hanfpapier gedruckt, und im Zucker – eine Walhalla-Sibirien-Ecstasy-Mischung? Als dann kurz vor der Abfahrt Schnee fiel und weitere Horrorgeschichten über das Land hinter dem inzwischen gen Osten vorgerückten eisernen Vorhang verbreitet wurden, machte ich kehrt.

Lublin war ein Kessel voller mystischer Geschichten, die ich mir anhörte, wie z. B. die vom Bibelgeneral, den wir dann besuchten. Er schmuggelte tatsächlich dreißig Jahre lang das Wort Gottes ins Land des heimlichen Theologen Stalin. Das KGB wusste davon, aber sie konnten nichts beweisen, sie fanden bei Hausdurchsuchungen nicht mal ein Gesangsbuch, nahmen sich aber seine Winterschuhe als Unterpfand mit, in weiser Voraussicht, barfuß würde er nie und nimmer über die Grenze kommen. Inzwischen hatte sich der Beschuldigte selbst befördert. Vom einfachen Stabsfeldwebel, der mit seiner Frau so ziemlich alle Drecksarbeit selber machte, zum Hauptmann über eine Studentenkompanie, die im Sommer ins bibelfreie Sowjetreich einfiel, zum Obersten und nun zum Bibelgeneral, der nur noch die Strategie ausheckte.

Herbert zeigte mir die Stadt und jene Spiegelcafés, in denen Sonettpoeten residierten, und von allen Blickrichtungen her schwemmte Neugier an. Im März fand dann ein Schulschwänzertag statt: Bunt kostümierte Schüler eroberten die City mit Lachen, Tänzen und Schabernack.

Mit diesem Karneval im Gepäck fuhr ich nach Hause und schrieb einen Essay über diesen poetischen Ort, der bei der Frau eines Universitätsdozenten landete. Die Odyssee eines Manuskriptes: Sie, die Vizepräsidentin der deutsch-polnischen Gesellschaft, gab das abgescheuerte Manuskript weiter an einen Herrn vom Bildungswerk Sachsen und konstatierte: Da müssen wir hin!

Es war mehr ein Befehl als ein Vorschlag und der arme Dr. Frey konnte sich nicht erwehren. So fuhr ein Jahr später ein Tross sächsischer Künstler mit dem Boss vom VS im Express über Warschau nach Lublin. Ich hatte die Ehre, meine Freunde von der Poetenboheme einladen zu dürfen. Wir vom literarischen Untergrund schritten zur Tat und machten den Liegewagen zu einer nächtlichen Dauerhappinesslounge.

Der Boss vom VS entblätterte seinen bis zur Ankunft in Lublin strengst geheim gehaltenen „Polenplan“, entwarf ein Gewirr von Lesungen jenseits der Oder, Übersetzungen aus der Sprache Mickiewiczs in die Sprache Hölderlins und schwärmte von der geistigen Vereinigung beider Kulturen. Seit dieser Reise hatte ich sie auf dem Hals. All diese Caféhausliteraten waren aufgesprungen, munter geworden und die Stadt wimmelte plötzlich nur so davon.

Einer hatte einen Plan. Einer musste die Arbeit machen. Da ich aus der Arbeiterklasse stammte, fiel dieser Part mir zu.

Völlig unvorbereitet, wie man eine Westmark bei einer Stiftung lockermacht, wie man einen Text übersetzt, nachdichtet oder gar druckt, kam ich zu dieser Sache wie eine Jungfrau zu Drillingen.

Plötzlich flossen viele Westmark aufs VS-Konto, zehn Riesen zu viel, so dass kein Mangel herrschte. Jedoch am Tag der Abrechnung dieser Gelder durfte ich nicht dabei sein. Danach war das Projekt beendet, und im Verband sprach mich diesbezüglich nie wieder einer an. So dass ich meinen Verbleib in dieser Organisation irgendwann für überflüssig hielt.

Aber ich hatte die Bande mit Versen, Refrains, Raunen und Reimen, Weltflucht- und Weltveränderungsideen immer noch auf dem Hals. Ich erinnere mich an die Umarmungen beim Abschied, an die Nächte voller ineinander übergehender Sprachen, an unsere Reisen nach Tübingen, Starkenberg und Weimar, an den Żubrówka im Schiller-Café mit Krzysztof Paczuski. In meinem Zimmer lagerte ein Schuhkarton voller Übersetzungen, die ich mich nach und nach an den Mann zu bringen gezwungen sah wie jemand, der seine Aufgabe immer noch nicht erfüllt hat. Obwohl das Projekt längst abgerechnet war. Und keine weitere müde Mark mehr wird mich je erreichen. Aber die Texte wurden gedruckt – in Dresden, Viersen, Berlin, bis auch das letzte Stück Papier aus dem Karton verschwunden war.

Es erschien dann – allen Unkenrufen des VS-Vorstandes zum Trotz – doch noch „unsere Anthologie“ *Lubliner Lift/ Lubelska winda* mit den damals beteiligten Autoren, drei Jahre später zwar, aber noch im letzten Jahrtausend. Sogar (mit Einschränkungen) dreisprachig: Polnisch – Deutsch – Sorbisch.

Nach und nach kleckerte ein Büchlein hinterher: Lyrik von Anna Janko und Urszula Benka, Prosa von Marek Śnieciński. Manche davon fielen ins neue Jahrtausend hinein wie Pulverschnee.

Was meine polnische Familie betraf, hatte ich immer noch nichts begriffen. Ich hatte alle vier Hände voll zu tun, zwei Köpfe wechselten sich Tag und Nacht ab. Ich wurde zu einem Drachen, der anstatt Feuer Literatur ausspie – Literatur einer fremden Nation.

Reisen im Zickzack eines Schnittmusterbogens über die polnische Landkarte, Kennenlernen anderer, die sich ebenfalls dem Slawismus verschrieben hatten, die darüber nachdachten, wieso sie gefangen waren vom Slawenwahn. Spätestens dort, auf dem Poetendampfer, wo mindestens die Hälfte der Goethedeutsch sprechenden Passagiere ihre Wurzeln jenseits der Oder statuierten, dort hätte ich mich selber fragen müssen: Wieso du eigentlich?

Noch nicht einmal, als mir ein Passagier des Poetendampfers ein A4-Päckchen mit der Aufschrift meines Familiennamens überreichte, ein Hunderter-Pack Blaupause, auf Polnisch „Kalka“, dämmerte es. Wie oft muss ein Mensch nur stolpern, sich überarbeiten, verirren, wie oft verjagt, bedroht, geliebt,

betrogen werden, ehe er auch nur ein bisschen versteht? Vom Leben. Vom Sterben. Vom Lieben. Oder von der Herkunft. Und seiner Bestimmung.

Ich mache es kurz. Auf dem Poetendampfer lernte ich eine Frau kennen, die ich bald darauf heiratete. Sie war Polin. Agnieszka und ich kauften ein Stück Land an der Ostsee und luden im Sommer die Unseren ein. Remigiusz, ein Bildhauer aus Oświęcim, sagte beiläufig zu ihr: „On już jest spolonizowany“. „Er ist schon polonisiert“.

Ich habe es gehört und mich gefragt, ob es stimmt. Dabei war es egal, ob nun polonisiert, germanisiert, blauäugig blond, mit schiefer Nase oder Rechtsscheitel.

Polen war längst zu meiner Heimat geworden und Remigiusz hatte es auf diese Weise ausgesprochen. Auch wenn die Dorftrottel in Gardna Wielka regelmäßig unsere Holzbauten während unserer Abwesenheit mit dem Hinweis *das-gehört-doch-nur-dem-Deutschen* zerstörten. Es war meine Heimat geworden, in der ich mich wohler fühlte als im Land meiner Eltern, das auch nicht das Land meiner Eltern war, sondern es hatte sie hierher verschlagen wie es mich dorthin verschlug. Eine Laune des Schicksals, ein Raunen der Rune, vorhergesagt vor zigtausend Jahren, wenn man dran glaubt, oder einfach nur Zufall, oder gar Menschenwille?

Wie kann man das beschreiben? Es geht nicht. Oder doch? Wozu schreibt man dann, wenn dieses einfache Gefühl, was Heimat ausmacht, nicht in Sprache zu bringen sein soll? Aber jedes Wort wird nach dem Hinklecksen banal. Es gibt nicht wieder, was Heimat ist. So wie man Gott nicht in Worte fassen kann, nur mit dem Wort Gott. Und auch nur für jene, die verstehen wollen.

Ja, ich war germanisiert. Nun bin ich polonisiert.

„Bin ich Jude? Bin ich Pole?“, schrieb Paczuski in einem seiner Gedichte. Er schrieb es, bevor ihm seine Mutter seine wahre Herkunft eröffnete. Mich haben diese Verse, die ich seinerzeit übersetzt hatte, wie Lautsprecher magneten angezogen. In meinen Konzerten, zwischen meinen Liedern auf brechtsche Weise, wie die Polen oft sagten, habe ich sie immer wieder rezitiert. Nicht wissend, warum. Wohl ahnend, dass mich ein ähnliches Schicksal an ihn bindet:

Bin ich Deutscher? Bin ich Pole?

Vielleicht ein Europäer, wie er jetzt gebraucht wird in einer Europäischen Union wirtschaftlicher Interessen. In einem Konglomerat der Uneinigkeit. In einem Moloch, den die gemeinsame Währung zusammenhält wie Pech. Im Sparwahn der deutschen Kulturnation, der zuallererst Künstler trifft.

Als ich das erste Mal aus Lublin, der alten Lady mit dem Marktplatz aus dem elften Jahrhundert, zurückkehrte, unterhielt ich mich mit einem

Schrebergärtner. Nach dem üblichen Blabla über Kompost und Malvenrost erzählte ich von meiner Polenreise: „Was willst bei denen?“, war die eindeutige Antwort. Die ganze Schuldfrage, das gesamte schlechte Gewissen meiner Nation schlug mir in dieser Frage entgegen. Es war ja nun lange her. Man musste nie wieder drüber reden. Man konnte sich sogar über die Polen lustig machen: „Die sind faul. Die streiken. Das hammse vom Streik. S gibt nich ma Butta. Se klaun eenen de Räder während de Fahrt ...“

Nun fuhr einer von uns wieder da hin. Ein Fastverräter. Noch war ich Deutscher. Und fühlte mich unter Meinesgleichen, wie es Hölderlin beschrieb: „So kam ich unter die Deutschen. Ich forderte nicht viel und war gefasst, noch weniger zu finden“.

Mein Vater wird Gründe gehabt haben, seine Familiengeschichte nicht zu erzählen. Selbst nach dem Zusammenbruch, den er überlebt hat. Wie Paczuskis Mutter Gründe hatte, ihm nicht zu sagen, dass er Jude sei. Nicht in den 60ern, nicht in den 70ern.

Ich werde meinen Vater noch einige Male fragen müssen, bis ich das alles erfahren werde. Inzwischen werde ich vom Labyrinth der polnischen Liebenswürdigkeit angezogen und nicht mehr heraus finden, denn niemand hat mir einen Ariadnefaden gelegt.

Meinem bescheidenen Vater überbrachte ich die Nachricht von der Hochzeit seines Sohnes mit einer Slawin folgendermaßen: „Der Brautvater sorgt fürs Essen, der Vater des Bräutigams für die Getränke. Das wären dann 8 Fass Altenburger Pils, zwei Fass Klaren. Am besten kommst du mit einem LKW“.

Er ließ sich nicht lumpen. Nur fürs traditionelle Wetttrinken (nach neuer Rechtschreibung mit drei „t“) fühlte er sich in seinem Alter nicht mehr zuständig.

Nun endlich ist unsere Familie von ihrer eigenen Geschichte eingeholt worden. Es endete, wo alles begann. Aber es dauerte noch zehn Jahre, bis ich herausbekam, wie das zusammenhängt.

Das Leben verläuft eben scheibchenweise. Ein Scheibchen Kinderwagen, ein Scheibchen Nuckel, ein Scheibchen Sandkasten, ein Scheibchen Schulschnitte.

Weit war ich noch nicht gekommen. Gerade mal dabei, ein guter Spießbürger werden zu können. Verheiratet. Wenn auch nicht ganz Katholik, so wenigstens Bahai². Ein Scheibchen Ehe.

Ein Drittel des Jahres in Polen. Urlaub. Recherchen. Auftritte. Reisen. Immer brummte der Schädel. Immer in einer fremden Sprache quer denken. Immer ein winziges Stück Anderssein. Das kam mir auf einmal so groß vor. In Polen habe ich gemerkt, dass ich deutsch bin. Bis in die

² Anhänger der Baheireligion.

Knochen. Es war dazu nötig, polonisiert zu werden, um zu begreifen, dass man deutsch bleibt.

Agnieszka hat sich im Land, wo ihre beiden Großeltern interniert waren, auch wenn sie es beide überlebt hatten, nie so heimisch gefühlt wie ich mich auf der anderen Seite der Oder. Obwohl ich in Leipzig mit ihr Polnisch sprach, obwohl sie von allen gemocht wurde, sagte sie: „Meine Freunde sind in Zielona Góra. Nicht hier“. So kehrte sie zurück in ihr Land, während ich, inzwischen polonisiert, mich zurückzog ins Land „der Deutschen“. Wo du „Handwerker siehst (...), aber keine Menschen. Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen ...“ (Hölderlin).

Von da an war der Weg nicht mehr weit, zu verstehen, was sich im letzten Jahrhundert an verborgenen Geschichten ereignet hat, die aus vielerlei Gründen nicht erzählt werden durften. Dabei hing kaum ein Makel daran. Keine Schuld. Sicher, Scham über alle Maßen.

Tausende Kilometer bin ich gereist, sieben mal nach Lublin zu Herbert und Bogusław, nach Puławy zu Bogdan, über Warschau zu Karol, acht mal nach Ustrzyki Górne über Jasło zu Irenas Schwester und Hoszowczyk zum Haus von Agnieszkas Großmutter, die Auschwitz überlebt hat, weiter nach Cisna zu Teresa der Ikonenmalerin, zu Gabriela und Grzegorz nach Krakau mit Blick aus dem Fenster zum Wawel, weiter nach Zakopane auf die Berge mit Zwischenstation in Bielsko Biała und Żywiec, wo Agnieszkas Tante Liköre kreierte, irgendwann Krynica Zdrój mit dem Krakauer Schriftstellerverband und der Entdeckung des Malers Nikifor, einmal Poznań zu *Ostry naurót dekadencji* und ein Dutzend mal Gardna Wielka über Szczecin und Stolp auf unsere Wiese, von Danzig nach Masuren, nach Olsztyn, Galizien bis Zamość zum Theaterfestival *Fortalicje* und Przemyśl, nach Schlesien, Oppeln, Kattowitz, und natürlich in Breslau zu Marek und Jolanta, die Oder rauf und runter auf dem Wasserweg, Zgorzelec gar nicht mitgezählt, Wałbrzych bis Kłodzko und immer wieder Neusalz und Zielona Góra zu Agnieszkas Familie, Jacek, ihrem Bruder und Irena und all den liebenswerten Graphomanen vom *Verein der noch lebenden Poeten!* Mehrere Erdumrundungen. Drei Autos verschlissen. Kein gestohlener Reifen. Nicht einmal eine Kassette fehlte oder ein Taschentuch. Nie bestohlen. Nie betrogen in irgendeiner Kaschemme. Auch nicht im Hotel. Sie waren nett, offen, einladend. Ich musste mittrinken. Mit essen.

War ich im falschen Land? Im falschen Film? War ich die falsche Figur? Nur ein einziges Mal ein Betrunkener in Żywiec, gleich in der Nähe der Brauerei an einer Bushaltestelle: Er belästigte eine Dame. Als ich dazwischen ging, verfluchte er mich und fiel um.

Und nach einem Begräbnis, bei Leichenschmaus, machte ein alter Mann einen schlechten Witz, so was wie „Marsch, Marsch“. Aber die „Babcias“, die Babuschkas nahmen ihn Maß.

Ein Land, das uns Vieles voraus hat. Vor allem das Erinnern. Das Mitgefühl. Ein Stück Menschlichkeit, die uns in der letzten Katastrophe verloren gegangen ist. Oder schon vorher. „Priester sah ich aber keine Menschen, Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber keine Menschen“ (Hölderlin).

Immer wieder reisen. Immer wieder sehen. Immer dasselbe andere, neue, alte.

Der Weg zur Erkenntnis führte mich in die Stadt meiner Geburt, wo das miserable Altenburger Bier gebraut und der Altenburger Klare gebrannt wird, an den ich mich nie gewöhnen konnte. Mein Vater wohnte inzwischen dort und ihn lud ich zu einer Fahrt ein. Einer kurzen Fahrt. Vielleicht fünfundzwanzig Kilometer. Innerhalb dieser Strecke lagen alle Geheimnisse verstreut, ungeordnet, nicht benannt und vielleicht noch nicht einmal verarbeitet. Mein Vater war sechsundsiebzig. Auf der hügeligen Landstraße nach Mehna fragte ich ihn nach den Umständen, wie er meine Mutter kennen gelernt hatte. Auf der Rückbank polterte seine zweite Frau: „Nun sag's ihm doch endlich!“

Es war kein großes Geheimnis. Eine Dorfkirmes. Eine laue Sommernacht, wo man sich im Allgemeinen verliebt. In Mehna zeigte er mir das Haus, in welchem ich meine ersten beiden Jahre verbrachte. Die Beschreibungen von dem über den Türrahmen auf die andere Seite des Zimmers gelegten Ofenrohr, das im Winter glühte, weil die Fußkälte immer nach oben kroch und es nie warm wurde, war so deutlich, dass ich heute glaube, im Haus gewesen zu sein. Vielleicht habe ich es geträumt. Jedenfalls habe ich hier in einer Wiege gelegen, mir die Lunge herausgeschrien. Hier komme ich her. Aus diesem versteckten winzigen Häuslein. Ich trage das Bild in mir. Von einem wohnlichen Häuschen. Aber die Erinnerung betrügt uns auf vielerlei Weise: mit Schein, Harmonie und anderen schönen Dingen.

Keine hundert Meter weiter waren wir später immer wieder zu Besuch: bei Großmutter.

Von diesem Haus war die ganze Kindheit über nie die Rede bis zu jenem Tag, als ich mit meinem Vater unterwegs war.

Meine erste bewusste Erinnerung: Ich sitze im Bett in der neuen Wohnung in Meuschwitz, im eben errichteten Neubau, vierzehn Jahre nach dem schrecklichsten aller Kriege. Ich bin zwei Jahre und drei Monate alt, an der Decke baumelt eine grell leuchtende Glühbirne an einem grauen

Kabel. Mutter und Vater wünschen mir eine gute Nacht und löschen das Licht aus.

Noch habe ich keine Albträume. Noch schlafe ich nachts und schreie nicht gottserbärmlich. Auch diese Zeit wird kommen. Ich werde einen Traum haben: Schulden. Milliarden. Ich fragte meinen Vater nach dieser Zahl. Diese müsste ich zurückzahlen. Die Zahl war so unermesslich groß, dass ich die Episode nie vergessen werde. Vielleicht waren es all die Kilometer, welche ich zu fahren hatte. Das war mehr Vergnügen als Rückzahlung einer Schuld. Oder eine Ahnung der Euro-Krise des folgenden Jahrtausends?

Man wird schuldig geboren. Offenbar hat mich nicht einmal die Taufe von dieser Erbschuld befreit.

Von Mehna aus fahren wir eine Handvoll Kilometer über Misselwitz, Kreutzen nach Kostitz. Im Rittergut hatte jene Kalkasippe gesiedelt. Nach dem Krieg. Dort sitzt sie bis heute. Gegenüber war die Annahmestelle für Milch und Eier, ein winziges Lädchen, das Großmutter einmal betrieb.

Plötzlich wurde mein Vater redselig. In Kostitz. Zwischen Rittergut und ehemaligem Milchlädchen.

Mein richtiger Großvater, des Vaters Vater, nach dem ich so oft fragte, sei unbekannt. Kein Name. Kein Ort. Er wüsste nur, dass er in Bremen am Kanalbau mitgearbeitet hätte. Und dass er aus Polen gekommen sei. Zur Arbeit. Hierher. Wie viele Polen immer wieder nachkamen in die arbeiterverschlingenden Braunkohlereviere.

Das Rittergut wurde nach der Enteignung von einfachen Leuten übernommen und bewirtschaftet. Die Großmutter traf er hier.

Der Vater arbeitete in der Meuselwitzer Gießerei. Stolz saß er auf dem Sattel seines Mottorads (Jawa 250), man hörte das Knattern, wenn er heimkam, und wie er um die Kurve bog – das konnte nur Helmuth sein. Der Junge mit dem hellen Mut, der aus dem Krieg mit dem eiternden Stinkfinger kam, dem drei Ärzte das Leben geschenkt hatten. Immer wieder neu. Jeden Tag. Mit jedem Rezept. Mit jeder Überweisung. Mit jedem Marschbefehl.

Dieses Motorrad hat er sein Leben lang gehütet wie seinen Augapfel. Erst verstellte es jahrelang den Platz in der Laube, später in der Garage und als wir Halbwüchsigen, inzwischen etwas mit Technik vertraut, das Gefährt in Gang zu setzen vermochten und durch die Wälder mit zwölf Pferdestärken und einem endlosen Rauchschwaden aus dem Doppelauspuff rasten, hatte mein alter Vater nicht einmal was dagegen. Einmal fuhr es noch. Welch ein Fest! Der Vater – einer der ersten echten Rocker, noch lange, bevor Heavy Metal erfunden wurde.

1957 wurde ich geboren. In einem Altenburger Krankenhaus. Nach dreieinhalb Tagen Wehen. Früh um sechs an einem Dienstag kurz nach Sonnenwende. Im Land ging es aufwärts. Immerhin so weit, dass wir bald in einem Neubau wohnen sollten, mit einem Kühlschrank und einer Küchenmaschine als Beigabe für die Mitglieder der Arbeiterwohngenossenschaft. Wir schrieben noch nicht einmal das Jahr 1960. Es war erst 1959. Die Mauer wird erst in zwei Jahren gebaut.

Von Kostitz ging es acht Kilometer über Kriebitzsch nach Pflichtendorf. Dort wohnt meine inzwischen 90-jährige Tante Paula. Die mit dem unaussprechlichen polnischen Vornamen. Selbst ich habe ihn wieder vergessen. Nennen wir sie, wie sie, seitdem ich sie kenne, genannt wurde: Paula.

Ihr Trabbi, der letzte dieser Art, stand vor dem Haus. „Die Batterie“, sagte sie, „hat schlapp gemacht. Nu is aber auch Schluss mit Auto fahrn“.

So lange ich Paula kannte, fuhr sie mit ihren Trabbis zwischen Kostitz und Meuselwitz hin und her, nach Rositz, Tegkwitz, Dobitzschen, in die andere Richtung über Würchwitz, Geußnitz, Tröglitz bis Theißen, von Nonnewitz bis Hohenmölsen, zurück nach Elstertrebnitz, Rüssen-Kleinstorkwitz, sie legte die Ariadnefäden aus zwischen den Mitgliedern der Sippe, den sieben Brüdern und Schwestern meiner Großmutter, und ihren eigenen Geschwistern, die wie alte Eichen auf ihren Sesseln harften und Zigarren rauchten, die mehr qualmten als die Schlote der Brikettfabriken.

Paula, die ihren Mann frühzeitig, wegen Krebs, verlor, Paula, die Zigarren wickelte in Heimarbeit, Paula, die schon seit Jahren sterben wollte, aber der Tod mochte sie immer noch nicht leiden. Sie wird über 95 werden und jeden Tag fluchen auf den Herrgott, der solche Spielchen mit ihr treibt.

Als sie mittlerweile neunzig war, waren ihre Zipperlein erträglich. Auto fuhr sie nicht mehr. Das stand fest. Sie legte mir den Ariadnefaden. So dass ich endlich aus dem Labyrinth herauskomme konnte.

Mein Vater ist das uneheliche Kind eines unbekannten Kanalbauers. Das hatten wir schon. Seine Mutter, Dora Josefiak, heiratete jenen berüchtigten Kalka, dem ich meinen scheinbar polnischen Namen verdanke. Inzwischen weiß ich jedoch, dass er auf hunnische Vorfahren verweist.

Letztlich bin ich mit der Kalka-Sippe nicht einmal blutsverwandt. Aber ein Name prägt sich ein wie ein Stempel und es ist besser, ihn zu akzeptieren als mit dem Schicksal Revolte zu spielen.

Kalka – das war meines Vaters Vater, eigentlich sein Stiefvater. Mehr Väter wird mein Vater nicht bekommen. Einige Jahre, dann verließ der Stiefvater seine Ehefrau wegen einer Jüngerin. Mein Vater wird ihn nie wieder sehen. Jener Kalka war ein Bruder von Tante Paula, die den Ariadnefaden zu unserer Sippe weiter spann.

Hergekommen sind sie im Jahr 1900. Aus Posen. Zwei Brüder. Die Kal-ka-Brüder. Sie siedelten in Schnauderhainichen, zogen für den alten Gott, das neue Vaterland und den letzten deutschen Kaiser in den Krieg, aus dem sie nicht heimkehrten.

Die inzwischen geborenen Kinder, darunter auch Paula, und die allein gelassenen Frauen zogen nach Kostitz um, als ihr Haus der Braunkohle zum Opfer fiel. Auf dem Rückweg über Meuselwitz hat mir mein Vater die Stelle gezeigt, wo es stand. Gleich hinter der Straße, wo ich tausendmal vorbei fuhr, zum Gitarrenunterricht nach Wintersdorf mit dem Fahrrad, mit dem Bus zu Paula, später zur Disco. Und der Vater zeigte mir auch, wie es ausschaute. Auf der Dorfstraße standen noch Häuser dieses Typus, mehr oder weniger verändert durch Renovierungen.

Das waren sie nun – all die gut gehüteten Mysterien, und ich könnte rätseln, wieso sie so lange Geheimnis blieben. Plötzlich war der Vater redselig und wollte den Rest der Sippe besuchen. Er stand vor Häusern und läutete. Keiner da. Als hätten sie sich verabredet. Als wären sie geflohen. Gemeinsam. Als hätten sie sich gegen meinen alten Vater verschworen. Sollte ich es ihnen verübeln? Es sind im letzten Jahrhundert so viele Übel geschehen! Überlassen wir die Kleinigkeiten dem Vergessen.

Natürlich waren weitere Ausflüge geplant. Dazu kam es nicht. Der Vater starb nach einer Operation. Ein Vierteljahr später. Die Narkosegifte hatten ihm mehr zugesetzt als das lange Arbeitsleben in der Gießerei, wo es stank, sprühte, krachte, wo man hätte taub werden müssen und wo ihm immer mal etwas Geschmolzenes in die Stiefel rutsche. Die Operation hätte er auch ohne Narkose überstanden, sagte ich der Stationsärztin. Als ich ihn das letzte Mal sah, bat er mich stumm und inständig mit Augen und Gesten, das Zeug von seinen Armen und Venen abzureißen. Wie hätte ich das tun können? Er wäre gestorben. So hatte er noch einen einzigen Tag. Einen langen Erdentag. Mit dem Gefummel am Arm, den Maschinen um sich herum, mit Schmerz und Elend, vielleicht sogar mit etwas irdischer Freude.

Paula habe ich nie wieder gesehen. Sie war schon lange des Lebens überdrüssig geworden. Einmal noch habe ich mit ihr telefoniert. Zu ihrem Geburtstag. Sie fluchte auf ihren Schöpfer, der sie nicht zu sich nehmen wollte.

Und die anderen? Großmutter's Brüder sind schon lange unter der Erde. Jener Stiefgroßvater auch. Die anderen? Paul – gestorben. Seine Frau lebte offensichtlich noch, als ich meinen Vater auf seiner letzten Reise begleitete. Ihr Name stand am Klingelbrett. Die Siermanns, Knoblochs, sie alle verschwanden nach und nach, machten sich still und heimlich davon.

Meist kam nicht einmal eine Todesnachricht. Ich erfuhr es irgendwann. Viel später.

Paula lebte noch über fünf Jahre. Gesegnete 97. Für sie ein Fluch!

Nur Inge, die Schwester meines Vaters und leibliche Tochter meines Stiefgroßvaters, den ich nie kennen gelernt hatte, lebt noch. Kurz hinter Schlauditz: in Monstab.

Nun bin ich zurück im Land meines Vaters. Dem Land der Sorben, die hier siedeln seit dem 6. Jahrhundert: zwischen Elbe und Saale bis hoch in die Gebirge im Süden. Die erobert wurden von einem wahnsinnig rasenden Otto vor über tausend Jahren. Ein Schlachten, nicht weniger grausam als im letzten Krieg.

Die Ortsnamen weisen mehr als augenscheinlich darauf hin. Zeitz, 967 urkundlich als Cici erwähnt, erinnert an Cica, die slawische Göttin der Nahrung. Man lasse sich die Ortsnamen auf der Zunge zergehen: Rositz, Podelwitz, Tschadraß. Zu tausenden. Ein slawisches Ortsnamengericht, ein bunter Salatteller frühmittelalterlicher Siedlungsgeschichte. Die Familiennamen auch: Hier wohnen, gut vermischt, die Kretschmers und Kretschmars, der traditionell sorbische Gastwirt, die Gentschs, Stasiaks und der Boxer Kostrzewa, den wir Kuscher nannten wegen der Unaussprechlichkeit seines Namens. Übersetzt heißt das Steppengras. Die hier siedelnden Sorben waren Bauern und Schafhirten. Später Weber. Da sind die Kroks und Kropps, Mischkes und Meschkes in Zipsendorf, Milczarek und Milczynski, die Kupczok-Brüder, Kratzchs an allen Ecken und, wie kann er fehlen – der slawische Schmied: Kowal. Auch der Neue fehlt nicht, der Nowak und der demütige Pokorny ist auch hier. Sogar Popelka, das Aschenbrödel hat sich erhalten. Pittlik in Frohburg. Nuschke in Weißenfels. Spitzmaus-Reschke in Zwenkau. Sogar ein Papst in Leipzig namens Bamsch. Man hat seine Freude am dechiffrieren. Ein Birkenpilz-Bresan in Zeitz. Dudas, Duddas, Dudiks und Duddes – haufenweise Einfallspinsel. Selbst Dupkas und Dupkes. Das übersetzen wir nicht.

Meine erste Liebe hieß Quaas. Sauerbrei. Allerdings war sie mehr süß als sauer. Das slawische Leben hier geht weiter. Unter deutscher Fahne. Auf der Rückfahrt zum Warszawa Centralna wieder eine Runde um den Bahnhof. Diesmal die andere Richtung. Ich habe die Hundertgeschosser aus allen möglichen Richtungen bestaunt: postmoderne Bob-Architektur, ein Hauch Dekonstruktivismus und Parametrismus. Auf jeden Fall „Hightech & supermodern“. Hineingestellt in den Raum unseres neuen Jahrtausends.

– Schreib mir das auf, sagte Karol zum Abschied.

Und komm wieder.

Dieter Kalka, geboren 1957 in Altenburg/Thüringen, aufgewachsen im Braunkohlerevier Meuselwitz, Abitur dort, danach Wehrdienst, Studium der Informatik in Ilmenau, aus politischen Gründen abgebrochen. Wechselnde Jobs, ab Mitte der 80er Jahre freiberuflich als Liedermacher. Nach der Wende Studium der Germanistik, Psychologie und Logopädie in Leipzig und Zürich. Tätigkeit als Schriftsteller, Literaturmanager sowie in verschiedenen Projekten, u. a. im Osteuropaprojekt zuständig für das Land Polen, seit 2006 betreibt er eine eigene Logopädische Parxis in Leipzig.

Publikationen: 5 Liedprogramme, TV und Radiosendungen, Auftritte in Ungarn, Tschechien, Polen, Schweiz, Dänemark, Österreich, Belarus und Deutschland. Fünf Bücher (drei davon auf Polnisch: *Wszystko to tylko teatr*, OBSERWATOR-Verlag; *Podwójne i potrójne*, Bydgoszcz 1999; *Lubliner Lift/ Lubelska winda. Niemiecko-polska antologia*, TEST-Verlag Lublin). Ein Theaterstück sowie eine Folko-per wurde aufgeführt. Dieter Kalka lebt in Leipzig.

KRYSTYNA KAMIŃSKA

Das Verwischen der Spuren

Meine Kindheit – im Gegensatz zum Leben meiner Mutter – wurde nicht durch die Kriegsjahre gekennzeichnet. Für sie endete die unbekümmerte Kinderzeit mit dem blitzschnellen Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Plötzlich hat ihre zweisprachige, harmonische Welt (wie durch eine Schicksalsfügung wurde sie vor dem Krieg in einer deutsch-polnischen Familie großgezogen) mit Halbgeschwistern deutscher Herkunft nicht nur zu existieren aufgehört, sondern ihre Familienbande wurden für ein 9-jähriges Mädchen im besetzten Warschau zu einer enormen Belastung. Die älteren Geschwister meiner Mutter, insbesondere die deutschen, haben nach dem Einmarsch der Deutschen ihr Polentum stark zu manifestieren versucht. Zu Hause sprachen sie auf einmal kein Deutsch mehr. Die Mutter als die jüngste in der Familie wusste sehr genau, warum alle so hastig ihr Polentum zeigten und das Deutschtum verwarfen. Sie selbst ließ sich auch durch diese Verstimmungen gegenüber allem Deutschen beherrschen.

Ein exzellentes Beispiel der ambivalenten Beziehung unserer Familie zu den Deutschen bildet eine familiäre Anekdote über ein sonntägliches Mittagessen während der Kriegszeit. Wegen eines unerwarteten „Besuches“ eines deutschen Offiziers (ihm wurde eine gewöhnliche, nachbarschaftliche Anzeige erstattet) kam es zu einer spezifischen Bewirtung. Der anfängliche Eingriff wechselte später in einen Erinnerungsnachmittag über Deutschland. Der Offizier blieb ein paar Stunden in der Wohnung meiner Großeltern, ihm wurde natürlich das Mittagessen aufgetafelt. Nach seiner Verabschiedung hat die Großmutter dem Großvater eine Szene gemacht, deren Sinn sich mit einem Satz umschreiben lässt: „Der Schwabe¹ hat mir das Sonntagsschnitzel aufgefressen“. Auch wenn man den großen Stress

¹ So die polnische volkstümliche Bezeichnung für die Deutschen in Polen, Anm. d. Hg.

berücksichtigt, der mit dieser Visite verbunden war, zeigt die ganze Situation eine neue, verwandelte Beziehung zu den Deutschen nach dem Ausbruch des Krieges.

Die Kriegserlebnisse und das Engagement meiner ganzen Familie in die Aktivitäten der Heimatarmee AK – es wirkten dabei auch die „deutschen“ Familienmitglieder mit – sowie die Teilnahme mancher von ihnen an dem Warschauer Aufstand begünstigten nach dem Krieg die Aufklärung der wahren Geschichte unserer Familie kaum. Durch viele Jahre hindurch hat keiner von uns über diese Geschichte selbst unter den Nächsten gesprochen. Die einzige Spur unseres „Deutschseins“ war die Benutzung von einem typischen deutschen Vornamen des Halbbruders meiner Mutter in täglichen Kontakten. Er selbst änderte diesen Namen in den amtlichen Dokumenten in einen unauffälligen polnischen um. Die Mehrheit der Familie wusste aber sehr lange nichts davon.

Nach Jahren sehe ich deutlich die Bemühungen meiner Mutter, die dem Verwischen aller deutschen Spuren in ihrer deutsch-polnischen Vergangenheit sowie in ihrer Erziehung an der Schwelle zwischen zwei Kulturen dienen sollten. Immer wenn sie an ihre Kindheit dachte oder über das Haus der Großeltern erzählte, selektierte sie mehr oder weniger bewusst alle Informationen. Meistens konzentrierte sie ihr Interesse auf die Fakten, die sich eindeutig auf Polen bezogen, sowohl in geschichtlicher wie auch gegenwärtiger Hinsicht. Sie sprach nur ungern und selten über den Krieg und ihre traumatischen Erlebnisse. Diese Distanz zum Zeitabschnitt der deutschen Besatzung charakterisierte auch ihre Geschwister. Wenn bei Familientreffen das Thema des Krieges unerwartet aufkam, lachten alle über diverse Makel der Deutschen, ihren Geiz und ihre geistige Beschränktheit, die nicht selten zum Vorschein kam. Sie identifizierten sich gar nicht mit dieser Nation, und ihre deutsche Herkunft wurde zwar nicht aus der Erinnerung verbannt, aber vor den Kindern strikt verheimlicht.

Das Verwischen von diesen deutschen Spuren erwies sich als sehr erfolgreich, da ich und meine Cousins nur wenig über die Lebensfäden unserer Familie wissen. Nach sehr vielen Jahren wollte meine Mutter weiterhin keine intensiveren Kontakte mit den Deutschen aufnehmen. Und kam es zufällig zu irgendwelchen Beziehungen mit ihnen, so blieb sie dann sehr zurückhaltend.

Während der familiären Aufenthalte in Ungarn sprach nur mein Vater Deutsch, der diese Sprache zurzeit der Zwangsarbeit in den Jahren des Zweiten Weltkrieges in Deutschland erlernte (er kannte viele Worte, sprach aber grammatisch inkorrekt).

In den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts fuhr die ganze Familie nur einmal nach Berlin. Mit Aufmerksamkeit beobachteten wir das seltsame Benehmen unserer Mutter. Sie war unruhig, verängstigt, und zugleich war sie nicht in der Lage, in der großen Menschenmenge ihre Abneigung den Deutschen gegenüber zu verhüllen. Nach der Rückkehr nach Hause legte sich alles. Das bewusste Ausradieren der familiären Beziehungen zu den Deutschen aus der Lebensgeschichte unserer Familie hat dazu geführt, dass ich durch die Jahre hindurch nicht wusste, dass meine Mutter Deutsch kann. Ziemlich spät und durch einen Zufall erfuhr ich, dass sie dieser Sprache mächtig war, ich sah nämlich ihr Abiturzeugnis mit einer sehr guten Note in Deutsch. Ihre Sprachkenntnisse bestätigten dann auch Dritte, die sich erinnerten, dass sie noch vor dem Kriege nicht nur gut Deutsch sprechen konnte, sondern auch die deutsche Poesie im Original las. Sie kannte auch andere Fremdsprachen, sie war einfach sprachbegabt. Sie sprach sehr gut Französisch, obwohl sie diese Sprache erst im Erwachsenenalter erlernte. Über zehn Jahre lang übersetzte sie aus dem Französischen für eine polnische Branchenzeitschrift. Bei schwierigeren Abschnitten der Übersetzung half sie sich mit dem Englischen und Latein, aber nie mit Deutsch. Die Abneigung unserer Mutter zu dieser Sprache war so groß, dass sie sich sehr bemühte, uns das Erlernen des Deutschen zu erschweren. Sie wollte unser Interesse an dieser Sprache nicht wecken, und wir, vielleicht unbewusst, haben sie daran nicht gehindert. Ich hatte immer den Eindruck, dass der Klang dieser Sprache sie ärgerte.

Der Widerwille unserer Mutter gegen alles Deutsche wurde auch auf mich übertragen. Ich wohnte einige Jahre in Bonn und verspürte zu dieser Zeit eine irrationale Angst vor den Deutschen, obwohl meine Kontakte mit ihnen immer sehr angenehm waren. Ehrlich gesagt, waren manche Personen einnehmend herzlich und zuvorkommend, obschon ich kaum Deutsch konnte und mein Polentum deutlich akzentuierte. Eine große Rolle bei der Abneigung zu allen Erscheinungen des Deutschtums spielten in unserer Familie immer die Einflüsse der französischen Kultur, die bewusst von meiner Mutter in meiner Kindheit und Jugend gestärkt wurden. Die frankophonen Vorlieben meiner Eltern haben unser Leben dominiert. Für die Symptome des Deutschtums gab es da keinen Platz. Ihre Abneigung gegen die Deutschen hat meine Mutter indirekt auf die deutsche Kultur übertragen. Sie mochte die deutsche Kunst nicht, schaute sich keine deutschen Filme oder Theaterstücke an. In meinen Kinderjahren habe ich sie nie Deutsch sprechen gehört. Es kam sogar vor, dass sie meinem Vater nie half, wenn ihm im Gespräch ein deutscher Ausdruck fehlte oder wenn er sich ungrammatisch äußerte. In unserer Familienbibliothek fanden sich nur selten Bücher

deutscher Autoren, und an Exemplaren im Original fehlte es völlig, ähnlich wie an einem deutsch-polnischen Wörterbuch, obwohl ich mich erinnere, dass mein Vater Deutsch lernte, indem er Sprachkurse besuchte. Jedoch die Fremdsprache, die meine ganze Familie sprach, war immer das Französische.

Man muss betonen, dass meine Mutter das Erlernen der Fremdsprachen hoch schätzte und sowohl mir wie auch meinem Bruder dies (außer von dem Erlernen des Deutschen) ermöglichte. Ähnlich verhielt sie sich auch in Bezug auf ihre Enkelkinder. Als mein Sohn nach ein paar Jahren des Deutschlandsaufenthaltes seiner Großmutter (der deutschen Fäden in der Familiengeschichte völlig unbewusst) seine guten Deutschkenntnisse beweisen wollte, war meine Mutter gänzlich überrascht und empört. Dieser Vorfall hatte zur Folge, dass mein Sohn später darauf achtete, ähnliche Spannungen in Kontakten mit der Großmutter zu meiden. Früher war sie auch nicht geneigt, meinem Sohn die deutsche Sprache beizubringen. Vor der Ausreise nach Deutschland musste ich nach einer Lehrerein suchen, die ihm die Grundzüge des Deutschen hätte vermitteln können, so dass er ohne Schwierigkeiten dort die Schule besuchen konnte.

Erst am Ende ihres Lebens, als eines ihrer Enkelkinder Probleme mit der deutschen Sprache in der Schule hatte, hat sie ihre Hilfe angeboten (die ganze Familie war sehr überrascht).

Diese großmütterliche Nachhilfe war jedoch von kurzer Dauer. Als die Enkelin ihre Leistungen verbesserte, hörte die Unterstützung sofort auf. Die älteren Enkel, obschon sie anfänglich überrascht waren, dass die Großmutter Deutsch kann, haben dies wieder schnell vergessen. Eben dieses kleine Exempel zeigt am besten, wie schwer im Zuge einer Jahre andauernden Verdrängung des Deutschen die deutsch-polnischen Beziehungen sind und wie groß das Trauma der Polen ist. Insbesondere bezieht sich das Trauma auf diejenige Polen, die in zwei Kulturen und zwei Sprachen aufgewachsen sind. Der Krieg hat verursacht, dass einem gezielten Vergessen nicht nur die Familiengeschichte (in Bezug auf die deutschen Ahnen) zum Opfer fiel, sondern auch die Tradition, d. h. Überlieferung, Erbe und Erinnerung vernichtet wurden. Es blieben lediglich sehr gespannte Beziehungen Wir – Sie. Das Verwischen der Spuren trägt nicht zur natürlichen Trennung zwischen Gegenwart und Vergangenheit bei. Paradoxerweise bedeutet „vergessen“ nicht das Gleiche wie „sich nicht erinnern“.

Obwohl bereits die nächste vom Krieg unversehrte Generation heranwächst, wurden auch ihre Repräsentanten mit nicht den ihnen eigenen Erlebnissen beladen. In diesem Zusammenhang wird durch das Verwischen der Spuren evident das Problem der Erinnerung zugespitzt, und mit ihm

wächst der ungewollte Konfrontationsprozess, der sich um die Identität fokussiert und der aus der Perspektive der Sünde betrachtet wird.

Es entsteht zugleich die Frage, wie lange und auf welche Art und Weise die unreduzierbaren Lebenserfahrungen einer Generation – die infolge der geschichtlichen Begebenheiten nur für eine von den beiden Kulturen plädieren musste, anstatt in zwei Kulturen aufzuwachsen und aus der Zweisprachigkeit zu schöpfen – auf die Nachfahren im sog. entfernten Horizont der Generationenerinnerung einwirken werden. Als Resultat solcher Ereignisse erscheint jedoch eine Verarmung ihrer multikulturellen Tradition, die eigentlich die Persönlichkeit der betroffenen Menschen nur bereichern sollte.

(Übers. Anna Warakomska)

Krystyna Kamińska, Doktor der Humanwissenschaften, absolvierte die Pädagogische Fakultät an der Warschauer Universität und die Kulturwissenschaft an der Universität Wrocławski. Zurzeit als Hochschullehrerin an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk tätig. Früher, über 15 Jahre lang, Adjunkt im Katheder der Frühpädagogik der Fakultät der Erziehungswissenschaften an der Universität Łódzki.

In den Jahren 1998–2001 Präsidentin des Polnischen Komitees der Internationalen Organisation für Vorschulerziehung (OMEP). Seit 2002 Mitglied des Redaktionsbeirates „Wychowanie w Przedszkolu“ („Erziehung im Kindergarten“), einer Zeitschrift für Lehrer der Vorschulerziehung, die seit 1984 erscheint.

Autorin von mehreren Artikeln und Publikationen aus dem Bereich Frühpädagogik, darunter auch der Bücher: *Nauka czytania dzieci w wieku przedszkolnym* (4 Auflagen: 1999, 2002, 2004, 2005) und *Samorządy lokalne wobec wdrożenia obowiązku edukacyjnego sześciolatków* (2004), sowie aus dem Bereich der interkulturellen Erziehung, z. B.: *W stronę wielokulturowości w edukacji przedszkolnej* (2005), *Nauczyciel wychowania przedszkolnego wobec wielokulturowości* (2007). Sie ist ferner Autorin eines Buches für Lehrer der Frühpädagogik: *Jesteśmy tacy sami* (2009) und eines Lehrbuches: *Liczę sam – jakie to proste* – das die Sechsjährigen in die Welt der Mathematik einführt und das 1994 von WSiP (damals dem wichtigsten Verleger für die Lehrbücher) in einem Wettbewerb ausgezeichnet wurde.

ROLF KARBAUM

Biographischer Abriss

Geboren wurde ich in jenem Teil von Görlitz, der heute Zgorzelec heißt. Die Bezeichnung der Görlitzer für diesen Teil der Stadt lautete schlicht „Die Oststadt“. Nach dem Tode meiner Mutter im Jahr 2000 bin ich in ihrem Nachlass auf ein Bündel alter Briefe gestoßen, die sie mir zu ihren Lebzeiten nie gezeigt hatte. Es waren die Briefe meiner Eltern von 1939 bis 1945, also in der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Mein Vater war 1939 eingezogen worden und fiel eine Woche vor Kriegsende am 30. April 1945. Aus diesem Schriftverkehr habe ich erfahren, dass meine Mutter lange Zeit eine andere Wohnung gesucht hatte. Wir wohnten damals in der Götzenstraße, heute ul. Czachowskiego. Das Haus befand sich am Ende der Straße, und unsere Wohnung lag an der Außenseite. Sie war zu klein und vor allem zu kalt, und Kohlen gab es nur wenige. So kam es 1944 nach einer langen Suche zum Umzug in die „Südstadt“ in Görlitz. Ich bin also kein Vertriebener oder – nach Diktion der Kommunisten – kein „Umsiedler“. Durch diesen Umstand hatte meine Mutter am Kriegsende für ihre beiden Kinder und sich selbst wenigstens die Wohnung mit den Möbeln behalten, während unsere Wohnungs-Tauschpartner alles verloren hatten.

Und so wuchs ich in einer geteilten Stadt auf, deren Westseite deutsch und deren Ostseite polnisch war, beide Teile getrennt durch die (Lausitzer) Neiße. Diese Grenze wurde im Görlitzer Abkommen vom 6. Juli 1950 (Cyrankiewicz, Grotewohl) zur „Oder-Neiße-Friedensgrenze“ erklärt. (Ich habe übrigens bis heute nicht verstanden, warum dieses Abkommen in der deutschsprachigen Literatur nicht Abkommen von Zgorzelec heißt; die Unterzeichnung fand jedenfalls in Zgorzelec im heutigen Dom Kultury statt, wo auch der Tisch, an dem die Dokumente unterzeichnet wurden, noch existiert). Die Grenze inmitten der Stadt war in den Nachkriegsjahren das

beherrschende Thema. Menschen standen am Ufer der Neiße und schauten über sie hinweg nach Osten in die alte Heimat mit der Hoffnung, bald wieder zurückkommen zu können. Sie weinten und trauerten um die erlittenen Verluste und konnten nicht begreifen und verstehen, was am Ende des Krieges geschehen war. In meiner Erinnerung gibt es in dieser Zeit viele Tränen. Immer, wenn Erwachsene zusammenkamen, beklagten und beweinten sie den Verlust ihrer Angehörigen im Krieg und den Verlust ihrer Heimat und ihrer gesamten Habe. Durch Görlitz wälzten sich die Ströme der Vertriebenen, und die Stadt war nicht annähernd in der Lage, diese Menschen unterzubringen oder zu ernähren.

Das Grenzregime an der „Friedensgrenze“ zwischen den beiden sozialistischen Bruderländern war streng und absurd. Auf der polnischen Seite zog sich ein breiter Streifen hin, der täglich geharkt wurde, um die Spuren von Grenzverletzern verfolgen zu können. Im Abstand von ca. 100 m standen hohe Türme für die Grenzposten. Bei Einbruch der Dunkelheit war das Benutzen der Wege beiderseits entlang der Neiße verboten. Streifen der Grenzorgane patrouillierten regelmäßig entlang des Flusses. Auf Grenzverletzer wurde auch gelegentlich geschossen. So war zunächst diese Grenze zwischen den „Bruderländern“ hermetisch abriegelt.

Auf der polnischen Seite sah man in den ersten Nachkriegsjahren nur wenige Menschen. Viele Häuser verfielen, und das so genannte „Maler-viertel“ am Ufer der Neiße wurde schließlich in den fünfziger Jahren abgerissen. Auch ich stand oft am Neißeufer und schaute nach „drüben“. Ich war vor allem neugierig und hätte gern gewusst, was für Menschen auf der anderen Seite des Flusses leben, wie die polnische Sprache klingt, was diese Menschen tun oder was sie denken. Dass es zum größten Teil auch Vertriebene aus den polnischen Ostgebieten waren, wussten wir damals nicht. Jährlich am Jahrestag der Unterzeichnung des Görlitzer Abkommens zog eine deutsche Delegation nach Zgorzelec, wo offiziell der „Bruderbund“ der beiden Nachbarländer gefeiert wurde. Die Mitglieder dieser Delegation waren handverlesene Kader der Partei, der Freien Deutschen Jugend (FDJ) und der Jungen Pioniere. Ich gehörte nie dazu und beneidete immer diejenigen, die daran teilnehmen durften. Ich wäre zu gern einmal im Ausland gewesen, doch daraus wurde zunächst nichts. Übrigens wurde dieses Zeremoniell bis zum Jahre 1989 beibehalten. Seit 1972 arbeitete ich an der Ingenieurschule Görlitz, die direkt am Grenzübergang Stadtbrücke lag. Am 6. Juli jedes Jahres mussten Studenten und Lehrkräfte und natürlich die Belegschaften der Betriebe ein Spalier bilden, um diesem Aufmarsch einen „würdigen“ Rahmen zu geben. Am 6. Juli 1989 führte übrigens Egon Krenz die Delegation an. Wegen dieses hohen Staatsbesuches wurde die Vorder-

seite der auf der einen Straßenseite gelegenen Stadthalle instand gesetzt und gestrichen, ganz im Sinne der Potemkinschen Dörfer sozialistischer Staaten!

Als ich in die Schule gekommen war, musste ich dort lernen, dass es seit Hunderten von Jahren (Görlitz ist 1071 erstmals urkundlich erwähnt) zwei Städte am Ufer der Neiße gibt: das westlich gelegene Görlitz und das östlich gelegene Zgorzelec. Dies ist nur ein, aber ein sehr markantes und entlarvendes Beispiel für sozialistische Geschichts-Fälschung. Mein großer Wunsch, einmal in das Nachbarland zu fahren und Land und Leute kennen zu lernen, erfüllte sich erst im Jahr 1966, und zwar auf unserer Hochzeitsreise. Mein Schwiegervater war Zahnarzt, und er hatte auch gelegentlich polnische Patienten. Über diese Verbindung wurden wir nach Leśna (Mar-klissa) auf einen Bauernhof eingeladen. Ein langes und umständliches Genehmigungsverfahren war zunächst zu durchlaufen, doch wir hatten alles weit im Voraus geplant, und so konnten wir uns nach unserer Hochzeit auf meinen Motorroller setzen und voller Erwartungen starten. Aus heutiger Sicht war es eine vollkommen unspektakuläre Reise, doch damals war alles für uns neu und aufregend. Von Leśna aus unternahmen wir Ausflüge in das nahe gelegene Riesengebirge und lernten viele der Orte kennen, von denen Eltern, Verwandte und Bekannte während unserer ganzen Kindheit erzählt hatten. Und wir fuhren auch nach Wrocław, das damals noch mitten im Wiederaufbau war, das wir aber bestaunten und bewunderten. Natürlich durchstreiften wir auch Zgorzelec, das inzwischen dicht bevölkert und belebt war, und so erfüllte sich endlich mein Traum, einmal durch diese Stadt zu laufen.

Und dann kam der 1. Januar 1972 – der Tag der Grenzöffnung für den kleinen Grenzverkehr in unserer Stadt! Es war ein sonniger Frosttag, und wir waren natürlich an diesem Tag in unserer Nachbarstadt. Vor dem Dom Kultury entstand ein Foto mit unserem inzwischen zweijährigen Sohn im Kinderwagen. Die Menschen freuten sich über diese Grenzöffnung, doch aus der anfänglichen Freude wurden leider schnell Ablehnung, neues Misstrauen und sogar Hass. Die Ursache dafür war die mangelhafte Versorgung der Bevölkerung in den benachbarten sozialistischen Staaten, die beide mehr oder weniger recht und schlecht den Mangel verwalteten. Heerscharen von Deutschen drängten sich auf den polnischen Trödelmärkten entlang der Neiße, und Heerscharen von Polen drängten in die deutschen Geschäfte. An manchen Wochenenden kamen in Görlitz über 100.000 Menschen aus der ganzen DDR über die Grenze – also mehr, als Görlitz Einwohner hatte. Gewaltige Menschen- und Fahrzeugstaus quer durch die ganze Stadt waren die Folge. Damals gab es an der Ingenieurschule auch sonnabends noch

Lehrveranstaltungen, und ich konnte mitunter mit dem Auto mein Ziel am Grenzübergang überhaupt nicht erreichen. In entgegen gesetzter Richtung drängten die Polen nach Görlitz. Im Laufe der nächsten Jahre konnte man Schuh- oder Textilgeschäfte in Görlitz nicht mehr betreten, ohne sich in einer gewaltigen Mensentraube anzustellen. Nun wäre ja ein derartiges Kaufverhalten durchaus erfreulich, wenn es nur genügend Waren gäbe. Aber genau das war nicht der Fall, und so rissen sich die Menschen die wenigen Waren buchstäblich aus den Händen. Die deutsche Bevölkerung wurde immer unzufriedener. In der Weihnachtszeit der nächsten Jahre wurden schließlich Sonderverkäufe in Betriebskantinen für die Belegschaften organisiert, getrennt also von dem unhaltbaren öffentlichen Verkaufsgeschehen. Von der Ingenieurschule aus konnten wir das Treiben am Grenzübergang täglich beobachten. Am Morgen zogen Menschenströme von Ost nach West und von West nach Ost. Am späten Vormittag begann der Verkehr zurückzufluten. Deutsche kamen aus Polen, fast alle bekleidet mit einer schwarzen Lederjacke, die sie gerade erstanden hatten, die meisten mit Korbmöbeln unter dem Arm, und an manchen (guten!) Tagen noch mit einem flachen Karton. In dem befand sich oft eine elektrische Bohrmaschine – heiß begehrt und nur ganz schwer zu bekommen in der DDR. Polen kamen aus Deutschland mit so genannten Luftkoffern (karierte Koffer mit Kunststoffumrandung), mit Wasserkesseln („Pfeifkesseln“) und mit Bündeln bunter Besenstiele. Ganz Polen muss noch heute mit diesen Besenstielen versorgt sein! Diese an sich unterhaltsame Geschichte hatte aber eine Kehrseite: Da es zu wenig Versorgungsgüter gab, entstanden alsbald Spannungen und Streitigkeiten in den Geschäften, und alte Klischees lebten wieder auf. Da war alsbald die Rede vom „faulen Polacken“ und umgekehrt beschimpfte man die Deutschen schnell als Faschisten.

So war diese Zeit durchaus zwiespältig. Zwar konnte man Land und Leute kennen lernen, doch Vertrauen und Zuneigung entstanden leider nicht. Und als sich dieses Jahrzehnt seinem Ende zuneigte, begann in der Volksrepublik Polen die Solidarność-Bewegung, die wir mit großer Aufmerksamkeit und Sympathie verfolgten. 1980 wurde die Grenze deshalb wieder geschlossen, und der Traum von der größeren Bewegungsfreiheit an der Grenze war vorbei. Ein Jahrzehnt der wiederum strikten Trennung verging. Als im Jahr 1989 die Fluchtbewegungen der Menschen in der DDR einsetzten, wurde der Weg an der Neiße in Görlitz wieder streng bewacht, denn viele DDR-Bürger versuchten, über die Neiße nach Warschau in die Deutsche Botschaft zu gelangen, um so ihre Ausreise in den Westen zu erzwingen. Als ich im September 1989 eines Morgens im Sonnenschein an der Neiße zur Arbeit ging, sprangen plötzlich und völlig unerwartet zwei

deutsche Grenzsoldaten hinter einem Gebüsch hervor und kontrollierten mich eingehend. Auch diese Begebenheit gehört in das Kapitel der Erinnerung an die Beziehungen zwischen den sozialistischen Bruderländern. Doch schließlich kam die große Wende, die wir zu einem wesentlichen Teil jener zehn Jahre zuvor eingeläuteten Solidarność-Bewegung in Polen verdanken. Die Grenze wurde für den pass- und visumsfreien Verkehr noch im Spätherbst 1989 wieder geöffnet.

Und plötzlich standen sich die Menschen unter völlig veränderten gesellschaftlichen Beziehungen einander gegenüber. Mit vielen Vorbehalten und Vorurteilen passierten sie den Grenzübergang um zu sehen, was sich im letzten Jahrzehnt beim Nachbarn verändert hatte, wie er inzwischen lebte. Beide Städte waren verfallen und düster, heruntergewirtschaftet, grau und ungepflegt. Wieder belebten sich die Geschäfte mit Menschen von der jeweils anderen Seite des Flusses, und noch immer waren Missgunst und Neid im Spiel. Man beobachtete sich genau und erinnerte sich an die Jahre und Erfahrungen zuvor. Jetzt aber gab es alsbald auf der deutschen Seite alle Waren im Überfluss. Anstatt den polnischen Kunden dankbar zu hofieren, da er ja in nicht unwesentlichem Maße den Umsatz steigerte, tauchten alsbald Schilder in den deutschen Läden auf, die in polnischer Sprache verkündeten, dass Ladendiebstähle polizeilich verfolgt würden. Der Weg zu einem vertrauten und normalen Umgang miteinander war noch weit und beschwerlich.

Doch schon bald erkannten Menschen auf beiden Seiten des Flusses die Chancen der neuen Zeit und fanden Wege zueinander. In Kirchen, Vereinen, Verbänden, Schulen, Kindergärten, im Sport und in der Kultur knüpfte man vorsichtig erste Kontakte, lud sich gegenseitig zu Veranstaltungen ein, besuchte die Stadtfeste auf der anderen Seite des Flusses und kam sich so ganz allmählich und vorsichtig immer näher. Ich erinnere mich gern an ein Konzert in einer neuen großen Kirche in Zgorzelec, das Mitte der neunziger Jahre stattfand. Zur Aufführung gelangte die IX. Sinfonie von Ludwig van Beethoven. Sonderbusse brachten die deutschen Besucher zur Kirche „Św. Barbary i św. Józefa“. Diese Busse passierten die Grenze ohne Passkontrolle, und zum ersten Mal in meinem Leben durfte ich das erleben. Und in der überfüllten Kirche saßen Polen und Deutsche bunt gemischt in der gleichen Kirchenbank. Beides hat mich sehr stark beeindruckt und nachdenklich darüber gemacht, wie es vielleicht einmal für immer in der Zukunft sein könnte. Doch noch konnte sich das niemand vorstellen.

Am Europatag im Mai 1998 – nur knapp acht Jahre nach der Wende – proklamierten deutsche und polnische Politiker die Europastadt Görlitz-Zgorzelec. Daran kann man ermessen, wie schnell sich gegenseitiges Annä-

hern und die Suche nach einem Miteinander in der Zukunft entwickelten. Natürlich war diese Proklamation nicht der Abschluss einer vollzogenen Entwicklung; sie war vielmehr ein Programm für den Weg in die Zukunft, geprägt von gegenseitiger Achtung, von Vertrauen und Offenheit.

Im gleichen Jahr wurde ich zum Oberbürgermeister der Stadt Görlitz gewählt. Damit erhielt ich die Möglichkeit, die Beziehungen zwischen unseren beiden Städten maßgeblich zu beeinflussen und zu gestalten. Für mich war das Miteinander in der Europastadt von Anfang an die wichtigste und die entscheidende Seite meiner Arbeit, denn wesentliche andere Alleinstellungsmerkmale haben beide Städte nicht. Aber die Besonderheit einer Stadt mit zwei Nationen in dieser Größenordnung von damals insgesamt ca. 90.000 Bewohnern war eine große Chance und weltweit einzigartige Gegebenheit. Eine so genannte „Koordinierungskommission“ gab es zu diesem Zeitpunkt bereits. Sie tagt bis heute monatlich. Alle für die Stadtpolitik wesentlichen Abstimmungen werden dort miteinander besprochen und abgeglichen, so dass neben den alltäglichen Erfordernissen im Stadtgeschehen auch weit in die Zukunft reichende Planungen abgestimmt werden können. Zudem gab es fortan mindestens zwei gemeinsame Stadtratssitzungen in jedem Jahr, in denen die beide Städte betreffenden Entschlüsse gefasst wurden.

Doch das alles funktioniert nur, wenn man in Augenhöhe auf der Basis gegenseitigen Vertrauens miteinander umgehen kann. In meinem Amtsbruder, dem Bürgermeister Mirosław Fiedorowicz, hatte ich einen zuverlässigen und vertrauten Partner. Wir konnten uns aufeinander verlassen, hatten keinerlei Berührungsängste und konnten auch unterschiedliche Auffassungen miteinander besprechen und diskutieren. Wir lebten die deutsch-polnischen Beziehungen buchstäblich vor, denn wir trafen uns mit unseren Familien auch zu besonderen Anlässen, gingen miteinander essen oder zu Sport- und anderen Veranstaltungen. Diese Beziehungen, die bis in die Familie reichten, entstanden sehr rasch in vielfältiger Weise in unseren Städten. Ich hatte die Möglichkeit, eine Zeitlang auch Trauungen durchführen zu können. Dabei habe ich auch mehrere deutsch-polnische Eheschließungen vollziehen dürfen, was für mich immer ein ganz besonderes Erlebnis war, nicht zuletzt wegen der immer bemerkenswert schönen polnischen Bräute.

In den Jahren nach der Wende konnte man eine Erscheinung beobachten, die völlig neu war und die ich in meinem Leben bisher nicht wahrgenommen hatte. Polnische Kinder – inzwischen etwa die dritte Nachkriegsgeneration – entwickelten Heimatgefühle und interessierten sich für die Geschichte unserer gemeinsamen Stadt, für Sagen, Erzählungen, Lieder, besuchten unsere Museen und sprachen von ihrer Heimat – gleichgültig, ob

das nun Görlitz oder Zgorzelec war. Die Nachkommen der Vertriebenen des Zweiten Weltkrieges hatten Fuß gefasst und ihre neue Heimat endgültig angenommen.

Mit meinem Kollegen Fiedorowicz unternahm ich viele gemeinsame Reisen, auf denen wir für unsere Europastadt warben. Wir waren oft gemeinsam in Brüssel und luden in Rom den Papst in unsere Stadt ein. Wir nahmen gemeinsam an einem Empfang der schwedischen Königin Silvia in Rom teil und trafen dort auch auf Lech Wałęsa. Wir besuchten die deutsche Partnerstadt von Görlitz, Wiesbaden, und hoben dort im Beisein von Ministerpräsidenten Professor Biedenkopf den „Zipfelbund“ aus der Taufe, ein Bündnis der nördlichsten, westlichsten, östlichsten und südlichsten Gemeinden Deutschlands. Wir empfingen stets unsere Gäste gemeinsam. Noch heute sehe ich das Erstaunen in den Augen von Bundeskanzler Schröder, von Bundespräsidenten Rau, von Bundestagspräsidenten Thierse und vieler anderer namhafter Gäste, wenn sie bei ihrer Ankunft von zwei Bürgermeistern begrüßt wurden. Einer der Höhepunkte war für uns eine Reise nach Belgrad, wo wir in einer Konferenz von Bürgermeistern aus dem ehemaligen Jugoslawien darüber berichten durften, wie man gemeinsam und vor allem friedlich einen Weg in die gemeinsame Zukunft findet. Wir verliehen zahlreichen Persönlichkeiten gemeinsam den „Brückepreis“ der Europastadt Görlitz-Zgorzelec, darunter Freya von Moltke, Arno Lustiger, Kardinal Vlk und Władysław Bartoszewski. Wir reisten gemeinsam nach Berlin und Dresden, nach Wrocław und Warschau, um unsere Anliegen vorzutragen und gegenseitig zu untermauern. Wir traten stets gemeinsam in den Gremien unserer Euroregion auf, nie als Konkurrenten, immer um uns zu unterstützen.

Und so kam der Jahreswechsel 1999/2000, an dem wir uns zur Mitternacht mit unseren Familien auf der Stadtbrücke trafen und unter einem gewaltigen Feuerwerk über der Neiße Glück für die Zukunft unserer Städte wünschten. Das war für uns beide sehr bewegend, denn wir dachten in diesen Minuten an die schrecklichen Jahre der Vertreibung, der Nachkriegszeit und an das, was uns ein halbes Leben lang getrennt hatte. Ich werde diesen Jahreswechsel nie vergessen.

Im Jahre 2001 wurde mein erster Enkel geboren, und drei Jahre später wurde es Zeit, ihn in einen Kindergarten zu schicken. Seine Eltern entschlossen sich, ihn in Zgorzelec in einem Kindergarten unterzubringen. Sie wollten die besonderen Chancen nutzen, die eine Grenzstadt bietet. Sie wählten nicht den offiziellen polnisch-deutschen Kindergarten, sondern den dem Grenzübergang nächstgelegenen polnischen Kindergarten. Dort sprach niemand ein Wort deutsch, doch das war auch gar nicht nötig. Als bald erlernte

Samuel die für ihn wichtigsten polnischen Worte und Redewendungen und kam glänzend mit seinen polnischen Gefährten zurecht. Gern wird in unserer Familie die Geschichte erzählt, die sich eines Tages ereignete, als wir ihn vom Kindergarten abholten. Samuel hielt am Kontrollpunkt seinen Kinderausweis in die Höhe, und die polnische Beamtin winkte ihn durch. Doch das konnte er nicht sehen, da er viel zu klein war und nicht in den Schalter hineinblicken konnte. Plötzlich sagte er: „Dein Häuschen wird auch bald abgerissen!“ Und damit sollte er Recht behalten!

Auch sein Bruder folgte ihm bald in den gleichen Kindergarten, und auch hier geschah das Wunder, dass wir nach drei Jahren ein weiteres gut polnisch sprechendes Kind unter uns hatten. In dieser Zeit erfolgte der EU-Beitritt Polens. Wieder traf ich meinen Kollegen Fiedorowicz auf der Brücke, die damals als die einzige unsere Städte verband. In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai 2004 konnten wir uns aber nur mit großer Mühe einander nähern, denn Hunderte begeisterte Menschen drängten von beiden Seiten des Flusses aufeinander zu, jubelten, sangen, fielen sich in die Arme. Vor allem junge Menschen waren es, die sich hier in großer Zahl versammelt hatten und dieses Ereignis feierten. Alle empfanden die Besonderheit dieses Augenblickes, und wir waren dem Ziel, wieder eine Stadt zu werden, erneut einen großen Schritt näher gekommen. Doch noch gab es Pass- und Zollkontrollen inmitten unserer Europastadt, an die man sich zwar gewöhnte, die aber trennend und abgrenzend wirkten.

Seit 2001 hatten sich Görlitz und Zgorzelec gemeinsam als Kulturhauptstadt Europas für das Jahr 2010 beworben. Ausrichter für dieses Jahr war Deutschland, und die Bewerbung einer deutschen Stadt gemeinsam mit ihrer polnischen Nachbarstadt erregte viel Aufmerksamkeit in Deutschland und in Polen, viel Zustimmung, aber natürlich auch Skepsis. Niemand räumte uns zunächst eine Chance ein. Wir hatten uns im ersten Anlauf gegen fünfzehn deutsche Mitbewerber durchzusetzen, später waren es nur noch zehn. Und dann schafften wir den Sprung unter die letzten zwei – ein sensationeller Erfolg, der uns noch heute mit Stolz und Freude erfüllt. Dass es am Ende nicht zum Sieg gereicht hat, schreibe ich den Juroren in Brüssel zu. Sie haben die wahrhaft europäische Dimension dieser Bewerbung nicht erfasst, sondern nach den ihnen aus ihrer Vergangenheit bekannten Mustern entschieden. Aus der Rückschau betrachtet war diese Bewerbung dennoch ein großer Erfolg für beide Städte. Insbesondere Zgorzelec wertete sein Image im eigenen Land erheblich auf. Alle Rundfunk- und Fernsehstationen Deutschlands und Polens berichteten für längere Zeit aus unserer Europastadt und machten sie als Vorbild für grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Herzen Europas weithin bekannt.

Mit meinem Kollegen Fiedorowicz war ich einige Male in Kehl und Straßburg, den beiden Städten Deutschlands und Frankreichs, die sich am Rhein gegenüber liegen. Wir konnten von der damals (2002) vierzigjährigen deutsch-französischen Zusammenarbeit viel lernen. Stolz waren wir, als wir von unseren Erfahrungen und Erfolgen der gerade einmal zwölfjährigen gemeinsamen Arbeit berichten durften und Anregungen und eigene Ergebnisse vorstellen konnten, die hohe Anerkennung fanden. Vor allem die damals gerade fertig gestellte Studie für eine grenzüberschreitende Straßenbahnverbindung zwischen Görlitz und Zgorzelec erregte viel Aufmerksamkeit, denn in Straßburg und Kehl gab es seit langem ähnliche Überlegungen. Übrigens scheiterte dieses Projekt in unserer Europastadt bisher an der Finanzierung, doch es wird gerade wieder darüber diskutiert. Vielleicht erfüllt sich auch dieser Traum eines Tages, und ich steige in Görlitz in die Straßenbahn und fahre mit ihr nach Zgorzelec – so, wie die damaligen beiden Stadtteile bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges auch schon einmal miteinander verbunden waren. Warum sollte das in unserem Europa nicht gelingen? Das setzt natürlich eine noch viel engere Zusammenarbeit auf vielen Gebieten innerhalb unserer Europastadt voraus.

Meine Vorstellung ist, dass es eines Tages nur noch eine Verwaltung und einen Oberbürgermeister gibt. Scharen von Journalisten haben mich darüber ausgefragt. Ihre erste Standardfrage lautete stets: „Wann ist dieser Traum realisiert?“ Ich denke, das ist eine Aufgabe für Generationen, weil viele komplexe Probleme – vor allem auch zwischenstaatliche – zu lösen sind. Doch warum sollte das nicht eines Tages gelingen? Für den Bau unserer Altstadtbrücke über die Neiße haben wir länger als zehn Jahre gebraucht, bis alle Einzelfragen geklärt waren. Aber die Brücke konnte 2004 eingeweiht werden. Ich bin überzeugt davon, dass all das, was in den Jahren seit 1989 in unseren Städten gewachsen ist, längst unumkehrbar ist und in seiner Entwicklung weiter voranschreitet. Das ist eine große Chance für die Europastadt Görlitz-Zgorzelec, denn hierbei kann sie für Europa eine Vorbildfunktion übernehmen.

In der Nacht vom 20. zum 21. Dezember 2007 gab es ein weiteres großes Ereignis, vom dem ich als Kind nicht einmal zu träumen gewagt hätte. Mit dem Beitritt Polens zum Schengen-Abkommen entfielen die Pass- und Zollkontrollen an der deutsch-polnischen Grenze. Ich war in dieser denkwürdigen Nacht natürlich (obwohl inzwischen im Ruhestand) an dem innerstädtischen Grenzübergang. Ich konnte um 23.59 Uhr das letzte Auto fotografieren, das kontrolliert wurde, und erlebte eine Minute später die Durchfahrt der ersten Fahrzeuge, die diesen Moment abgewartet hatten. Übrigens erfüllte sich in dieser Minute die Voraussage meines Enkels Sa-

muel: Das Kontrollhäuschen an der Grenze war fortan nicht mehr besetzt und ist inzwischen längst abgerissen. Und so kann ich heute über die Brücken unserer Stadt gehen, ohne mich ausweisen zu müssen, ohne die Fragen zu beantworten nach dem Inhalt meiner Tasche, nach dem Grund und dem Ziel meines Weges. Das ist angesichts der eingangs geschilderten Bedingungen nach dem Krieg und während der kommunistischen Herrschaft ein Wunder, dass sich in einer historisch kurzen Zeit vollzogen hat. Ich bin dankbar dafür, dass sich all das gerade während meines Lebens entwickelt und ereignet hat und dass ich daran in bescheidenem Maß mitwirken konnte und kann. Mit meinen Enkeln sitze ich in jeder Woche bei einer jungen polnischen Lehrerin in ihrer Wohnung. Dort erhalten sie Hilfe beim Erlernen der polnischen Sprache. Der ältere der beiden Jungs ist inzwischen in dem bilingualen Gymnasium in Görlitz, der jüngere kommt demnächst dorthin. Sie wachsen beide mit großer Selbstverständlichkeit in einer Stadt mit zwei Nationen auf und es erscheint ihnen als das Natürlichste von der Welt, dass dazu die Sprache des Nachbarn gehört. Ich aber denke immer daran, wenn ich über die Grenze zwischen unseren Ländern fahre oder gehe, dass ich zwei große Wunder in meinem Leben erfahren habe: Die Wiedervereinigung Deutschlands und die Vereinigung meiner Heimatstadt Görlitz mit der Nachbarstadt Zgorzelec. Und dass ich in der Nachbarstadt an einer Haustür klingeln kann, dass ich im Zimmer von Pani Wanda sitze, dass ich willkommen bin und freundlich begrüßt werde, das macht mich glücklich und zufrieden und gibt mir die Hoffnung für eine gute Zukunft unserer beiden Länder.

Prof. Dr.-Ing Rolf Karbaum
Oberbürgermeister a.D. der Stadt Görlitz (1998–2005)

Rolf Karbaum, Prof. Dr., Studium der Schwachstromtechnik an der TU Dresden, Fachrichtung Bau- und Raumakustik; Dozent an der Ingenieurschule Görlitz; Promotion an der Technischen Hochschule Zittau auf dem Gebiet der optischen Nachrichtenübertragung; seit 1993 Professor an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Sozialwesen Zittau-Görlitz; zahlreiche Publikationen.

In den Jahren 1998-2005 Oberbürgermeister der Kreisfreien Stadt Görlitz.

Ein großer Freund Polens und der Polen, Befürworter der Versöhnung und der Zusammenarbeit

DOMINIQUE KIRSTE

Die Anwendung des Gödelitzer Biographienmodells auf den interkulturellen Dialog

Ich lernte das ost-west-forum Gut Gödelitz e.V. im Februar 2007 kennen, als ein Bekannter mich zu einer Veranstaltung mitnahm, in welcher es um die Radikalisierung des Islam ging. Die offene und herzliche Atmosphäre des ost-west-forums begeisterte mich, ebenso wie der qualitative Vortrag mit anschließender Diskussion. Ich merkte, dass ich an einem Ort war, an dem Demokratie und Toleranz gefördert und Menschen zur aktiven politischen Teilhabe motiviert werden. Während der Veranstaltung kam mir immer wieder der Gedanke – ich stand kurz vor dem Abschluss meines Geschichtsstudiums – dass es wunderbar wäre, wenn ich für einen Verein wie das ost-west-forum arbeiten könnte.

Knapp drei Jahre später, im September 2009, wurde dieser Wunsch Realität. Mein Vorgänger erhielt ein anderes Stellenangebot, sodass die Assistentenstelle bei Axel Schmidt-Gödelitz plötzlich frei wurde. Ich hatte Glück und bekam die Stelle.

Ein primäres Ziel des ost-west-forums ist – über das Gödelitzer Biographienmodell – Menschen die in unterschiedlichen kulturellen und gesellschaftlichen Kontexten aufwuchsen, einander näher zu bringen. Bereits seit Gründung des ost-west-forums im Jahre 1998 lädt Axel Schmidt-Gödelitz einmal monatlich Ost- und Westdeutsche zu einer Biographierunde auf Gut Gödelitz ein. Die Teilnehmer kommen in kleinen geschlossenen Runden

zusammen, um sich gegenseitig ihre Lebensgeschichten zu erzählen. Diese Begegnungen, die auf der kognitiven und emotionalen Ebene stattfinden, sind äußerst intensiv, umfassend und nachhaltig. Außerdem trainieren die Teilnehmer der Biographierunden das genaue Hin- und Zuhören sowie das Reflektieren darüber, dass es nicht nur die eigene Wahrheit, sondern auch die Wahrheit der Anderen gibt.

Von Zeit zu Zeit lädt Axel Schmidt-Gödelitz Menschen mit Migrationshintergrund zu den Ost-West-Biographiegesprächen ein. So erfahren die deutschen Teilnehmer den Blick auf ihre Gesellschaft von außen. Sie erleben, wie Zuwanderer die deutsche Gesellschaft wahrnehmen. Für einige Teilnehmer mit Migrationshintergrund sind die Biographiegespräche eine der seltenen Gelegenheiten, bei welchen sie Deutschen auf einer persönlichen Ebene begegnen. Es ist Realität, dass Deutsche ohne Migrationshintergrund und Zuwanderer seit Jahrzehnten im gleichen Land leben und arbeiten, aber erstaunlich wenig voneinander wissen. Ein Teilnehmer mit kurdischem Migrationshintergrund erklärte, er sei während der Biographieveranstaltung zum ersten Mal in seinem Leben Deutschen auf einer Augenhöhe begegnet.

Dies gab Axel Schmidt-Gödelitz den Anstoß, das Gödelitzer Biographiemodell für Begegnungen zwischen Deutschen und Zuwanderern – zunächst zwischen Deutschen und Türkeistämmigen – zu öffnen. Türkeistämmige Menschen leben und arbeiten seit über 50 Jahren in Deutschland. Unter den in der Bundesrepublik lebenden Zuwanderern bilden sie die größte Gruppe. Aber das Wissen der meisten Deutschen über ihre Türkeistämmigen Mitbürger ist erstaunlich gering. Kontakte beschränken sich oftmals auf oberflächliche Begegnungen im Alltag und am Arbeitsplatz. So trennt Deutsche und Türkeistämmige eine Mauer von Vorurteilen, Missverständnissen und gegenseitigem Nichtwissen.

Als ich meine Stelle für das ost-west-forum antrat, waren die Vorbereitungen für die ersten zwei Auftaktveranstaltungen des Projektes „Biographiegespräche – Deutsch- und Türkeistämmige erzählen sich ihr Leben“ so gut wie abgeschlossen. Für jede Veranstaltung hatten Axel Schmidt-Gödelitz und mein Vorgänger je fünf Türkeistämmige und fünf Deutsche ohne Migrationshintergrund gefunden. Beide Veranstaltungen wurden vom Bundeskanzleramt finanziert, sodass den Teilnehmern, die aus der ganzen Bundesrepublik stammten, keine Kosten entstanden. Sie brachten Neugierde, Aufgeschlossenheit und Motivation mit und waren am Ende begeistert. Beide Veranstaltungen waren ein Erfolg und bestätigten unsere Annahme, dass das Gödelitzer Modell auf den interkulturellen Dialog anwendbar ist. Ich nahm selbst an beiden Runden teil und war tief beeindruckt. Da von

Anfang an klar war, dass keine persönlichen Details nach außen dringen würden, erzählten die Teilnehmer ihre Biographien mit großer Offenheit und Emotionalität.

Mir wurde bewusst, dass ich nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte, wie schwierig es für meine Türkeistämmigen Mitmenschen gewesen war, in Deutschland Fuß zu fassen. Bisher hatte ich von mir selbst angenommen, dass ich gegenüber den in Deutschland lebenden Menschen mit Migrationshintergrund keine Vorurteile hegte. Während der Biographiegespräche machte ich mir klar, dass mein Verhalten und mein Denken doch von unbewussten Vorurteilen geleitet werden. Durch die Lebensgeschichten der anderen Teilnehmer habe ich Einfühlungsvermögen und Verständnis gewonnen. Ich denke, dass die meisten Menschen einen persönlichen Zugang brauchen, um ihre inneren Vorurteile abzubauen und um Zuwanderern mit aufrichtiger Freundlichkeit und Anteilnahme zu begegnen.

Nach dem erfolgreichen Projektstart arbeiteten wir daran, die Deutsch-Türkeistämmigen Biographierunden bundesweit anzubieten. Hierbei wurden wir von einigen Teilnehmern unterstützt, die in ihren Heimatstädten, Berlin, Saarbrücken und Konstanz, Projektstandorte aufbauten und erste Runden moderierten. Seit 2011 bilden wir jährlich auf Gut Gödelitz Moderatoren zur Gründung weiterer Standorte aus. Die Schulungen werden bis 2014 mit finanzieller Förderung durch die Robert-Bosch Stiftung ermöglicht.

Im Sommer 2011 haben wir begonnen, das Gödelitzer Biographiemodell für den Austausch zwischen Deutschen und Zuwanderern aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion sowie für Begegnungen zwischen den Nachbarländern Polen und Deutschland anzuwenden.

Die „Deutsch-Russischen Biographiegespräche“ sind derzeit noch auf das Bundesland Sachsen begrenzt und finden einmal jährlich auf Gut Gödelitz statt. Die letzten beiden Veranstaltungen wurden über das Landesprogramm „Weltoffenes Sachsen“ gefördert. Im Vergleich zu Westdeutschland ist in den neuen Bundesländern der Anteil der Türkeistämmigen unter allen Zuwanderergruppen sehr gering. Hier bilden die aus der ehemaligen Sowjetunion Zugewanderte die größte Migrantengruppe. Obwohl sie ihre Handlungsspielräume nutzen und gerne in Deutschland leben, fühlen sie sich oftmals nicht heimisch. Nicht nur praktische Probleme wie Arbeit, Sprache, Anerkennung von Bildungsabschlüssen, sondern auch fehlende soziale Kontakte erschweren die Integration. Die beiden ersten Deutsch-Russischen Biographieveranstaltungen verliefen intensiv und emotional. Die Teilnehmer erzählten ihre Lebensgeschichten auf unterschiedliche Weise, aber stets sehr offen. Am Ende der Veranstaltungen stellten sie fest, dass sie durch das Gehörte und Erlebte eine deutlich differenziertere Sichtweise gewonnen hatten.

Ebenfalls seit 2011 veranstaltet das ost-west-forum Deutsch-Polnische Biographiegespräche, um den Austausch zwischen den beiden Nachbarländern, deren Vergangenheit von Spannungen, Hass und Krieg geprägt ist, zu intensivieren. Polen war in dieser gemeinsamen Geschichte meist Opfer von Aggressionen. Die Menschen haben das bis heute nicht vergessen. Projekte wie die Deutsch-Polnischen Biographien, die unter anderem eine Aufarbeitung dieser gemeinsamen Vergangenheit auf persönlicher Ebene anstreben, sind notwendig.

Die Gespräche werden über das Deutsch-Polnische Forum – dem Gemeinschaftsprojekt zwischen dem ost-west-forum Gut Gödelitz e.V., der Universität Warschau und der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ – organisiert. Bisher erfolgten im Rahmen der Veranstaltungen des Deutsch-Polnischen Forums die Annäherung an die deutsch-polnische Geschichte, die Analyse gegenwärtiger Probleme und Streitigkeiten, aber auch positiver Ereignisse sowie die Prognosen zu künftigen Entwicklungen hauptsächlich über den wissenschaftlichen Austausch. Fachleute, die sich wissenschaftlich oder journalistisch mit den deutsch-polnischen Beziehungen befassen, referierten und diskutierten zu spezifischen Themenbereichen. Bereits seit mehreren Jahren gab es die Idee, das Veranstaltungsprogramm des Deutsch-Polnischen Forums um Biographiegespräche nach dem Gödelitzer Modell zu ergänzen. Inzwischen fanden zwei Biographierunden – gefördert durch die in Warschau sitzende Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit und durch die Hamburger Marion Dönhoff Stiftung – statt. Auch die Teilnehmer der Deutsch-Polnischen Biographiegespräche waren von dem Biographienkonzept beeindruckt und äußerten ihre feste Überzeugung, dass über den Austausch von Erlebten und von persönlichen emotionalen Empfindungen ein tiefes gegenseitiges Verständnis wachsen wird. Die Atmosphäre zwischen den deutschen und polnischen Teilnehmern war angenehm, entspannt und von gegenseitigem Respekt gekennzeichnet. Alle Teilnehmer hatten durch ihre persönliche Biographie einen besonderen Bezug zum jeweiligen Nachbarland. So gab es von Beginn an keine Vorurteile oder Ressentiments, die hätten beseitigt werden können. Mit der Zeit wird die Zusammensetzung der Deutsch-Polnischen Biographierunden weniger einheitlich sein – Ziel ist, auch Personen einzubeziehen, die sich bisher wenig oder überhaupt nicht mit dem jeweiligen Nachbarland beschäftigten.

Die Gruppen der verschiedenen Biographieprojekte tauschen sich über Themen aus, die für ihr jeweiliges Verhältnis zueinander wichtig sind. So unterscheiden sich die inhaltlichen Schwerpunkte der Deutsch-Polnischen Biographiegespräche, von den Inhalten, mit welchen sich die Teilnehmer

der Deutsch-Türkeistämmigen Biographiegespräche beschäftigen. Aus diesem Grund haben wir bisher die Biographierunden aus zwei homogenen Gruppen zusammengesetzt. Je mehr Gruppen an einer Biographierunde teilnehmen, umso größer wird das zu behandelnde Themenspektrum – dies könnte zur Folge haben, dass die Gespräche weniger umfassend und intensiv sind. Auf der anderen Seite leben wir in Deutschland, ebenso wie in Europa, in einer multikulturellen Gesellschaft. So ist geplant, auch Biographierunden durchzuführen, die sich aus Deutschen ohne Migrationshintergrund sowie mehreren Zuwanderergruppen zusammensetzen.

Dominique Kirste, wurde am 8. Oktober 1979 in Mainz geboren. Von 2001 bis 2008 studierte sie Neuere und Neueste Geschichte und Kunstgeschichte an der Technischen Universität in Berlin. Sie beschäftigte sich mit der Entwicklung, den verschiedenen Ausrichtungen und den Folgen des Antisemitismus vom Mittelalter bis in die neueste Zeit. Weitere Studienschwerpunkte waren die Malerei der italienischen Renaissance und die Architektur der italienischen Stauferburgen. Zwischen 2004 und 2005 hielt sie sich in Bari in Süditalien auf, um sich eingehend der Geschichte des Stauferkönigs Friedrich II. zu widmen. Im Frühling 2008 schloss Frau Kirste ihr Studium mit dem Magistertitel ab. Seit 2009 arbeitet sie als Projektkoordinatorin für das ost-west-forum Gut Gödelitz e.V. Sie betreut dort die verschiedenen Gödelitzer Biographieprojekte (Biographiegespräche zwischen Ost- und Westdeutschen, zwischen Deutsch- und Türkeistämmigen sowie Deutsch-Polnische und Deutsch-Russische Biographiegespräche).

In ihrer Freizeit beschäftigt sich Dominique Kirste aktuell mit der Geschichte Israels, insbesondere mit dem tödlichen Attentat gegen den israelischen Ministerpräsidenten Jizchak Rabin am 4. November 1995.

ADAM KOSISKI

Splitter der Lagerreminiszenzen

Der 1. August 1944, das Datum des Ausbruchs des Warschauer Aufstandes, erinnert mich jedes Jahr an Bilder aus meiner Kindheit, die sich sehr stark in meinem Gedächtnis eingepägt haben und bis heute geblieben sind. Die Erlebnisse aus dieser Zeit haben sich tief in mein Bewusstsein eingenistet und in den Augenblicken des Nachdenkens über die Vergangenheit kommen sie wieder hoch, da es wahrscheinlich an der Zeit ist, die Abrechnung damit zu machen, was gewesen war und nicht mehr wieder kommt. Ich bin davon überzeugt, dass diese Erlebnisse einen großen Einfluss auf mein späteres Leben ausgeübt haben. Ich kam am 12. Oktober 1939 in Warszawa (Warschau) zur Welt, also kurz nach der Eroberung der Zweiten Polnischen Republik durch das Hitler-Deutschland und der Okkupation von etwa 50% ihres Gebietes mit beinahe 25 Millionen Einwohnern. Die zweite Hälfte des polnischen Territoriums mit etwa 10 Millionen Bürgern, die die sog. Ostmark bewohnt haben, u.a.: Polen, Juden, Ukrainer, Weißrussen befand sich – nach der Aggression der Roten Armee (am 17. September 1939) gegen Polen – unter der Besetzung der Sowjetunion.

Es ist schwer, alle Einzelheiten aus meiner Kindheit bis zum 1. August 1944 zu rekonstruieren, aber eine Erinnerung aus der Beerdigung meines Vaters scheint mir gut im Gedächtnis erhalten geblieben zu sein. Mein Vater starb am 3. August 1943 und wurde auf dem katholischen Friedhof im Warschauer Stadtviertel Wola beigesetzt. Seit meiner Geburt wohnte ich bis zu diesem denkwürdigen Tage mit meinen Eltern, Marianna und Jan, sowie Halbgeschwistern, Krystyna und Zbigniew, in diesem Stadtviertel in der Przyokopowastr. 9. Damals war diese Straße arm und verwahrlost und

heute, 69 Jahre nach dem Ausbruch des Aufstandes hat sie sich wesentlich verändert – durch Banken und Büros bebaut liegt sie etwa 150 m von dem Museum des Warschauer Aufstandes entfernt.

Das Leben im besetzten und den Repressalien ausgelieferten Warschau war gefährlich; es begleiteten uns Hunger und Kälte. Die Stadt und ihre Bewohner ließen sich nicht unterwerfen, ungeachtet dessen, dass die Razzien, Abtransporte in die Vernichtungslager, Erschießungen auf den Straßen sowohl von Mitgliedern der Widerstandsbewegung wie auch der Zivilbevölkerung die tägliche Existenz paralyisierten. Die Gräueltaten haben aber den Geist der Hoffnung und den Glauben an die Niederlage der Nazis nicht ausgelöscht.

Ich erinnere mich an ein Ereignis, das für mich und meine Mutter ein tragisches Ende nehmen konnte. Die Bombardements der deutschen Städte durch die Kräfte der Alliierten und die Niederlagen der Deutschen Armee an der Ostfront verursachten eine Steigerung des Enthusiasmus der gemarterten Bevölkerung Warschaus. Während einer Fahrt mit der Straßenbahn habe ich – zum Schrecken meiner Mutter – den Text eines damals auf den Straßen gesungenen Liedes rezitiert: „Berlin brennt, Hamburg brennt, Hitler und Göring werden dadurch verrückt“ („Berlin się pali, Hamburg się pali, Hitler i Göring powariowali“). Zum Glück war das eine Straßenbahn nur für Polen, mit der aber gelegentlich auch Spitzel und Volksdeutsche fuhren. An der nächsten Haltestelle stiegen wir aus und ich bekam einen Verweis, obwohl ich damals als gerade erst ein 4,5-jähriges Kind nicht genau wusste, wofür.

An den 1. August 1944, an dem die Kämpfe begannen, erinnere ich mich gar nicht. Sehr genau notierte ich im Bewusstsein dagegen ein Ereignis vom 9. August, das traumatischste in meinem Leben. Am Morgen wurden alle Bewohner des hölzernen Hauses, in dem wir wohnten, und die Ansässigen aus den benachbarten Gebäuden vertrieben und zur Erschießung vor die Panzer und Kampffahrzeuge gestellt. Auf dem Bürgersteig stellten die deutschen Soldaten Maschinengewehre auf. Es befanden sich unter ihnen auch anderssprachige Männer, die geholfen haben. Heute weiß ich, dass diese Truppe Leute der SS-Einheiten unter Führung von Oskar Dirlewanger sowie Söldner aus Lettland, Ukrainer und Russen von der SS-Brigade RONA (Russische Volksbefreiungsarmee) unter Leitung von Bronisław Kaminski bildeten. Damals begriff ich kaum, was mir drohte, ich fragte meine Mutter und meine Schwester danach, was die Soldaten tun werden. Bestimmt wären wir schon ermordet gewesen, hätte dies die Attacke der Aufständischen und ihr wirkungsvolles Beschießen unserer potenziellen Mörder nicht rechtzeitig verhindert. Heute weiß ich auch, dass dieser Vorfall in

Wola wahrscheinlich der einzige war, wo man die Frauen und Kinder vor einer Massenhinrichtung gerettet hat. In diesem Arbeiterviertel Warschaws wurden zwischen dem 3. und 12. August etwa 60.000 Personen getötet, und der General Georg Hans Reinhardt (1887–1963) „beklagte sich“, dass ihm die Munition zur Erschießung der Bewohner fehlte. Zwar hatte ein anderer General, Erich von dem Bach-Zalewski, der die deutschen Kräfte leitete, am 12. August verboten, die Gefangenen zu erschießen, aber die Exekutionen, insbesondere von Männern, dauerten noch lange, beinahe bis zur Kapitulation des Aufstandes am 3. Oktober 1944.

Wie durch ein Wunder vor der Hinrichtung gerettet, wurden wir unter brutaler Aufsicht der rasenden Soldaten zum Markt im Stadtviertel Ochota beordert, der bis heute im Volksmund „Zieleniak“ („Grünmarkt“) heißt. Die letzte Erinnerung an die Przyokopowa Straße war der Augenblick, als unser Holzhaus in Flammen stand, nachdem ein Sprenggeschoss in sein Inneres eingeworfen worden war.

Eine Kolonne der Gefangenen, ausschließlich Frauen und Kinder, wurde fast ohne Gepäck und Nahrungsmittelvorrat durch die Straßen (Towarowa und Grójecka – worauf ich mich erst nach Jahren besann) gejagt. Als ich in den Jahren 1954–1958 als Schüler das Hugo-Kołłątaj-Lyzeum besuchte und täglich dorthin an der Grójecka Str. 93 vorbeifuhr, konnte ich das Bild der Straße vom 4. August 1944 nicht mehr wachrufen, obwohl ich wusste, dass ich sie als eine brennende, wüste Straße, mit ausgeschlagenen Fenstern in den Häusern kannte. Es war mir gelungen, sie erst während des Studiums an der Warschauer Universität, welches ich 1963 abschloss, wieder zu erkennen. Wie durch Zufall absolvierte ich die Oberschule in der Nähe von dem Markt „Zieleniak“, der ein verdammter Ort für so viele Frauen und Mädchen wurde.

Als wir Zieleniak erreichten, war er kein Markt mehr, sondern ein Lager verzweifelter Frauen und Kinder, ein Ort der Räuberei, Gewalt und Morde. Wir verbrachten dort mit der Mutter und Schwester eine Schreckensnacht und am nächsten Tag wurden wir hungrig, müde und durstig nach Pruszków getrieben, wo wir ein paar Tage in den Reparaturwerken der Bahn zwangsuntergebracht waren. Diesen Ort habe ich erst 2011 besucht. Es kamen wieder die traumatischen Erlebnisse dieser Tage und Nächte hoch, an denen die Linien des Lebens und des Todes sich beinahe deckten.

Nach Beladung der Güterwaggons mit Frauen und Kindern wurde der Zug unter strenger Aufsicht der Wachsoldaten gen Westen geleitet. Er wurde zu längeren Stopps in Ortschaften angehalten, an deren Namen ich mich heute nicht mehr erinnere. Endlich wurden wir in einem Arbeitslager in Berlin ausgesetzt. Wir wohnten in einer großen Baracke an der Spree in

der Birkenstraße, in der insgesamt etwa 200 Frauen und Kinder untergebracht wurden. Wir schliefen auf zwei- und dreistöckigen Pritschen. Mir, meiner Mutter und meiner Schwester wurde ein Platz an der Eingangstür zugewiesen. Die Erwachsenen wurden zur Arbeit in einer Munitionsfabrik im Drei-Schichten-Takt gezwungen. Ich war immer hungrig, weil die Nahrungsrationen sogar für Kinder nicht ausreichten. Zum Leckerbissen wurde eine dünne Kürbissuppe. Die Mutter und Schwester teilten mit mir ihre knappen Brocken. Immer wenn sie zur Arbeit gingen, blieb ich alleine, sowohl am Tage wie auch in der Nacht. Während der Bombardierungen der militärischen Anlagen, u. a. der Gewehrfabriken, verließen wir die hölzerne Baracke und rannten schnell in die Luftschutzräume, die in dem etwa 1-1,5 km entfernten Wald versteckt waren. Gemeinsam mit uns versteckte sich die deutsche Bevölkerung, zuerst in separaten Räumen, die besser ausgestattet waren, später, als die Bombardierungen zunahmen, suchten die deutschen und polnischen Frauen mit ihren Kindern nach einem gemeinsamen Zufluchtsort.

Durch das Unglück kamen sich die Menschen näher. Meine Mutter bekam Hilfe von der Inhaberin einer Villa in der Birkenstraße, die an die Baracke für die Gefangenen grenzte. Ihre Tochter musste auch in der Munitionsfabrik arbeiten, wo sie meine Mutter und meine Schwester kennen lernte. Die beiden Deutschen lebten einsam. Ihre Männer und Söhne kamen an der Ostfront um. Mehrmals kam ich zur Villa, und ihre Inhaberin und die Tochter gaben mir Brot und manchmal eine Schüssel Suppe. Ich weiß nicht, ob die Frauen noch am Leben sind, wahrscheinlich nicht mehr, so wie meine Mutter, die 2002 gestorben, und meine Schwester, die mit 67 Jahren 1993 hingeschieden ist. Seit 1997 lebt auch mein Halbbruder, Zbigniew, nicht mehr, der ein Kämpfer des Warschauer Aufstandes und Soldat der polnischen Streitkräfte im Westen war.

Aus Erzählungen meiner Mutter weiß ich, dass ich für mein Alter als 5-Jähriger ziemlich selbständig war und in schwierigen Lagen gut durchkam. Ich hatte nicht einmal Angst vor Ratten, die sich in der Gefangenenbaracke außergewöhnlich gut fühlten. Ich spielte mit gleichaltrigen Polen, manchmal trafen wir deutsche Jungen und Mädchen, aber nie kam es zu gemeinsamen Spielen mit ihnen. Wir waren viel schlechter gekleidet als sie, es fehlte auch die gemeinsame Sprache. Die Gefangenenbaracke wurde von den Wächtern überwacht, und manche von ihnen, wahrscheinlich Schlesier, sprachen sehr gut Polnisch. Als ich Krieg spielte, habe ich einen von denen mit der Anweisung auf Deutsch: „Hände hoch!“ überrascht. Der erstaunte Wächter bemerkte den Buchstaben „P“ (Polen) auf meiner Kleidung, er fragte, wer ich bin und wie ich heiße? Eine kurze Antwort: „War-

schauer Bandit“ hat ihn angeheitert und zum Lachen gebracht. Ich bekam einen Klaps und somit endete – wie mir Mutter und Schwester erzählten – mein Kriegsspiel.

Aus den Erzählungen der Mutter behielt ich noch ein anderes Erlebnis in Erinnerung. Von der Familie der Mutter, Jadwiga und Kazimierz Koryciński, die in dem Dorf Leśniewo Dolne in der Regentschaft Ciechanów (Zichenau) wohnten, bekamen wir zweimal Lebensmittelpakete. Das erste holten wir unversehrt von der Post – Anfang März 1945 ab. Das zweite, auch ganz unbeschädigt, erreichte uns am Anfang April dieses Jahres. Überall tobte der Krieg und die deutsche Post funktionierte – keiner wollte und will glauben, dass es möglich war. Leider gelang es uns nicht, das zweite Paket zur Gänze ins Lager zu bringen. In der Straßenbahn wurde ein Teil der gesendeten Lebensmittel von den deutschen Passagieren gestohlen, die am eigenen Leib die Ergebnisse der Politik Hitlers und der Bombardements der Alliierten stark zu spüren bekamen. In beiden Fällen fuhr ich mit der Mutter die Päckchen abzuholen.

Eine von meinen Narrheiten konnte tragisch enden. Mitte Februar 1945 bombardierten die alliierten Kräfte ein mit Zucker beladenes Schiff. Über das Eis gelangten Erwachsene und Kinder, darunter auch ich, zum Schiff. Wir packten den nassen Zucker, wohin wir nur konnten: in die Hosentaschen, Beutel und Säckchen. Ich achtete nicht darauf, dass ich jede Zeit in dem Wasserstreifen, den der Eisbrecher gemacht hat, oder in den nach den Bombardierungen entstandenen Eislöchern ertrinken konnte. Tropfnass aber glücklich über die Beute gelangte ich zur Baracke, bis in die Knochen durchfroren. Der Tod war ein fast tägliches Erlebnis im Lager, es starben Erwachsene und Kinder. Ich behielt die Bestattung einer meiner Gleichaltrigen in Erinnerung, die in einem Sarg aus ungehobelten Brettern auf dem Lagerplatz begraben wurde.

Die Befreiung nahte schnell. Alles deutete aufs Ausspannen und bald begannen Räubereien in den deutschen Häusern. Am 30. April, noch versteckt in Luftschutzräumen, sahen wir die ersten sowjetischen Soldaten. Wir waren frei, wussten aber nicht, was wir machen sollten. Noch zwei Tage blieben wir in der Gefangenenbaracke, ohne von jemandem bewacht zu werden. Ich erinnere mich, dass die Rotarmisten Handgranaten in den Fluss warfen, um auf diese Weise Fische zu fangen. Aus diesem Fischfang schöpften auch unsere Mütter.

Eine Gruppe der Frauen und Kinder aus der Przyokopowa Straße entschied sich, nach Polen zurück zu kehren. Es war eine gefährliche Entscheidung. Die Frontsoldaten, sowohl die sowjetischen, als auch die polnischen, behandelten die einsamen wehrlosen Frauen nicht immer freundlich.

Zu Fuß, mit Pferdewagen, manchmal mit einem Auto kam ich mit Mutter und Schwester bis zum Bahnhof. Es gelang uns, einen Platz in einem Militärtransport Richtung Ost zu finden. Am 3. Mai 1945 überquerten wir die Oder und am 5. kamen wir in Warschau an. Ich erkrankte an Masern (polnisch: „Oder“) und war überzeugt, dass dies mit dem gleichnamigen Fluss einen Zusammenhang hatte.

Die zehn Monate – vom 1. August 1944 bis zu den ersten Tagen im Mai 1945 – haben in meinem Leben Schlüsselbedeutung. Ich wurde nicht erschossen, ich ertrank nicht in dem Fluss, ich wurde vor einem Unglück, das meine weitere Entwicklung hemmen konnte, geschont. Ich wusste nicht, dass ich von den Nächsten geschützt wurde und ihnen so viel verdanke. Für immer behielt ich gute Erinnerungen an Menschen, die mir zu überdauern geholfen haben: an Polen, Russen, an mitfühlende Deutsche. Ich weiß dies jetzt zur Gänze zu schätzen. Die Reflexe der Erlebnisse aus dem Krieg und Aufstand leben in meinem Bewusstsein und Gedächtnis weiter, sie helfen mir, das menschliche Schicksal besser zu verstehen. Ich bewahre – als Signum der Zeit und Erinnerung – den Buchstaben „P“ auf, damals ein Zeichen der rassistischen Segregation, des Chauvinismus, der Fremdenfeindlichkeit und des Nationalismus, bis heute ein Symbol dessen, was für ein Schicksal die Menschen den Menschen bereiten wollten.

Anfang Oktober 2008 wurde an der Warmińsko-Mazurski Universität in Olsztyn (Allenstein) dem Vorsitzenden des Europäischen Parlaments, Hans-Gert Pöttering (geb. 15. September 1945), die Ehrendoktorwürde verliehen. Neben Jerzy Buzek und Bronisław Geremek war ich einer der Gutachter seiner Leistungen. Mit Pöttering waren wir uns einig im Urteil der Ursachen und Folgen des Zweiten Weltkrieges, obwohl wir auf die Jahre 1939-45 aus unterschiedlichen Perspektiven schauten. Mein und sein Geburtsjahrgang ermöglichte uns, das Unglück der Menschen und Völker in dieser Zeit teilnehmend zu betrachten. Hans-Gert Pöttering begann sein Leben bereits nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, ich zu seinem Beginn.

(Übers. Anna Warakomska)

Adam Waldemar Koseski, geboren am 12. Oktober 1939 in Warszawa (Warschau).

1944 nach dem Warschauer Aufstand mit seiner Mutter und seiner Schwester in einem Konzentrationslager in Berlin; Heimkehr erst Anfang Mai 1945.

Rektor der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk, ordentlicher Professor seit 1987, Doktor habil., Historiker und Politologe.

Studium an der Warschauer Universität (abgeschlossen 1963), Promotion (1972) an der Fakultät der Politikwissenschaften der Warschauer Universität; Habilitation 1979; Mitbegründer der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk (1994). Erster Prorektor dieser Akademie (1994–2004) und Rektor seit 2004. Doktor honoris causa der Moskauer Akademie für Ökonomie und Recht (2008) sowie der Immanuel Kant Universität in Kaliningrad (2009); Mitglied im Komitee zur Aufsicht des Regionalen Entwicklungsprogramms der Woiwodschaft Masowien in den Jahren 2007–2013; Vorsitzender des Programmrates des Masowschen Museums in Płock und des Museums des Masowschen Adels in Ciechanów.

Doktorvater von 25 Doktoranden, Gutachter von 11 Habilitationsschriften und mehreren Doktordissertationen. Autor von 21 Büchern und Sammelbänden; Autor von über 250 wissenschaftlichen Artikeln; Übersetzer der bulgarischen Literatur ins Polnische.

Ausgezeichnet mit dem Goldenen Verdienstkreuz (1974), dem Ritterkreuz (1983) und dem Offizierskreuz (2003) des Ordens Polonia Restituta (Der Wiedergeburt Polens); ferner mit dem bulgarischen Orden der Heiligen Kyrill und Methodius (in Gold, 1976); mit der Medaille der Kommission für Nationale Bildung (2000); Ehrenbürger der Stadt Pułtusk (2004); Ehreenauszeichnung „Verdienstvoll für Masowien“ (2009), Goldene Medaille der Polnischen Akademie des Erfolges (2010).

JOSEF KRÖGER

Meine Begegnungen mit Polen

Schüleraustausch und Gruppenfahrten nach Polen von 1972 an waren nicht nur für mich Reisen in ein unbekanntes Land hinter dem so genannten Eisernen Vorhang. In Westfalen geboren und aufgewachsen, ohne verwandtschaftliche Beziehungen, weder in die DDR, noch nach Polen, betrat ich mit dem Überschreiten der Zonengrenze in Helmstedt Neuland. Die Formalien der Visabeschaffung, das Transitvisum durch die DDR, die Kontrollen mit Hunden und fahrbaren Spiegeln, um unter das Auto sehen zu können, die völlig unpersönliche Behandlung, das war am Anfang ein angstbesetztes Unternehmen, aber hinter der polnischen Grenze und in den späteren Jahren auch schon beim Grenzübertritt in Frankfurt/Oder oder anderswo lockerte sich alles; das Klima wurde menschlicher. Mit den ersten zwischenmenschlichen Kontakten – selbst bei Grenzbeamten – freute ich mich nach Polen zu kommen.

Das Leben ist eine Begegnung, so möchte ich meine Erinnerungen überschreiben, und der Anstoß kam durch Brigitte und Winfried Lipscher, die 1971 nach Warschau gingen, er als Dolmetscher an die Handelsvertretung der BRD. Die erste Einladung, die ich von den beiden 1972 bekam – bei meinem Besuch wurde gerade das Schild 'Handelsvertretung' abgeschraubt und durch 'Botschaft der Bundesrepublik Deutschland' ersetzt – hat allerdings dann eine Eigendynamik entwickelt, nämlich 26 Gruppenreisen nach Polen, die meisten davon mit Schülerinnen und Schülern. Ein Gesprächsnachmittag oder Abend bei Winfried und Brigitte Lipscher gehörte aber auf allen Fahrten wegen der Einblicke in die augenblickliche politische Lage zu den Höhepunkten unserer Fahrten.

Begegnungen sind natürlich unterschiedlich, sie können sehr oberflächlich sein, rein touristischer Natur, oder aber sie vermitteln etwas, was das deutsche Wort Erfahrung ausdrückt. Dann werden Begegnungen intensiver, Ängste und Hoffnungen werden deutlich, das Interesse für Lebensgeschichten führt dann auch zu einem vertieften Verständnis der deutsch-polnischen Geschichte. Deshalb möchte ich meine Erinnerungen auch mit Menschen verbinden, die mein Verständnis und das der Teilnehmer an den Polenfahrten, vertieft haben. Die ersten Fahrten nach Polen waren Studienfahrten. An einen Schüleraustausch war nicht zu denken. Und die ersten Fahrten waren private Initiativen. Auf polnischer Seite brauchte man eine Reiseagentur. In unserem Fall war das das Jugendreisebüro JUVENTUR. Auch der Schulkontakt ist auf persönlicher Beziehungsebene entstanden, und 1973 war das nur mit dem PAX Gymnasium in Warschau möglich, weil diese Schule – so etwas gab es im Ostblock nur in Polen – eine katholische Privatschule war. In den ersten Jahren unter dem Direktor Wiesław Herczyński und dem Leiter des Internates, Zdzisław Piasecki (ein Sohn des Pax-Gründers Bolesław Piasecki) gab es so wenigstens die Möglichkeit, ein polnisches Gymnasium von Innen zu sehen und sich eher formell mit Lehrern und Schülern zu einem Gespräch zusammenzusetzen. Unter dem nachfolgenden Direktor Jan Górski wurden diese Kontakte intensiviert, und als es dann ab 1986 möglich wurde, offizielle Schulpartnerschaften zu initiieren, war das nur noch ein kleiner Schritt. 1985 kam erstmals eine Lehrergruppe aus Warschau nach Paderborn und in die Umgebung, um sich zu informieren. Ab 1988 wurden die polnischen Gruppen auch regelmäßig vom Paderborner Bürgermeister empfangen. Die Anfänge waren spannend, weil alle Beteiligten nach den so belasteten Kriegsjahren Neuland betraten.

Zunächst war es nötig, die Reiseroute festzulegen. Da bot sich an (falls man nicht sehr viel Zeit hatte, wie bei der ersten Fahrt 1973), entweder die Südroute mit Krakau und Warschau, oder die Nordroute mit Danzig und Warschau zu wählen. Dann musste ein genehmigungsfähiges Programm erstellt werden.

Genehmigungsfähig natürlich, weil wir uns in einem zentralistisch gesteuerten Land aufhalten wollten; aber es stellte sich schon bei der ersten Fahrt heraus, dass in Polen Dinge möglich waren, die z. B. in der DDR unmöglich waren. Es gab also ein offizielles Programm und ein, sagen wir, inoffizielles.

Fremd war für mich der Pilot (ein polnischer Betreuer der Gruppe), der uns an der Grenze abzuholen hatte und auch bis zur Grenze begleiten sollte. Der Pilot der ersten Studienfahrt 1973 zeigte mir am ersten Abend eine eintätowierte Auschwitznummer und es lässt sich unschwer erahnen,

was das in mir auslöste. Es war eine niedrige Nummer aus der ersten Serie. Die Frage, die sich mir stellte, war natürlich: Was haben die Piloten für eine Funktion? Es ist selbstverständlich, dass man als Reiseleiter vorsichtig versuchte, das herauszubekommen. Dass er dolmetschen sollte, war klar, aber was noch? Ich lasse die Frage hier erstmals offen. Krakau ist Polens schönste Stadt – gottlob durch den schnellen Vormarsch der russischen Truppen vor der geplanten Sprengung verschont – und eine Stadtführung ist selbstverständlich. Durch persönliche Kontakte war mir aber signalisiert worden, einen Kontakt zur 'Znak-Gruppe' zu versuchen.

Znak war neben der Pax-Gruppe und der 'Christlich-Sozialen-Gesellschaft' eine Gruppierung, die in der stalinistischen Zeit verboten war. Ab 1956 hatten alle drei Gruppen aber drei oder vier Vertreter im Sejm und konnten limitiert Zeitschriften herausgeben, die allerdings der Zensur unterlagen.

Am Nachmittag, den wir zur freien Verfügung hatten, gingen wir – natürlich ohne Piloten – in das Znak-Büro, und es erwartete uns Professor Stanisław Stomma, einer der Begründer dieser Gruppe und Abgeordneter im Sejm. Es ging um den polnischen Katholizismus und ich zitiere im Folgenden aus dem Protokoll des Tagebuchs, das einer der Teilnehmer verfasst hat:

„– Professor Stomma sieht den polnischen Katholizismus als die permanente Opposition gegen das jeweilige Establishment. Die Kirche war in der Geschichte immer mit der Nation verbunden und teilte immer das Schicksal des Volkes.

– Die Kirche symbolisiert durch die abendländische und lateinisch-römische Überlieferung die Verbindung mit Westeuropa. Die polnische Ostgrenze ist auch die Grenze zur Orthodoxie.

– Die Kirche ist arm. Die Priester leben von Kollekten und Spenden“.

Ich erinnere mich lebhaft an dieses Gespräch, obwohl es vor 40 Jahren stattfand, weil die Symbiose von Religion und Nation ja für uns seit der Aufklärung nicht unproblematisch ist, und als Professor Stomma dann noch sagte: „Gott sei Dank haben die Polen wenig Interesse für Theologie“, machte ich mir erst recht Gedanken. Später bin ich öfter im Gespräch mit Kirchenvertretern auf Stommas Auffassung zu sprechen gekommen, am intensivsten mit Alfons Nossol, dem Oppelner Bischof, einem der wenigen Theologen (er war Professor an der KUL) unter Polens Bischöfen. Solche Begegnungen waren für alle Teilnehmer deshalb so anregend, weil sie die Neugierde weckten, sich mit Polen und seiner Geschichte näher zu beschäftigen. Als es dann auch noch einen Papst aus Polen gab, war das Thema nicht mehr auszublenden und ich habe mir ganz persönlich gesagt:

„Wenn die Polen Karol Wojtyła als Papst nach Polen einreisen lassen, wird es mit dem kommunistischen System äußerst schwierig werden“.

Krakau hat nach dem Zweiten Weltkrieg eine Vorstadt bekommen, geplant als Wohnort für die Arbeiter von Nowa Huta, einem riesigen Stahlkombinat, dem größten neben der Huta Katowice. Nach Beschluss der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei sollte es eine „Stadt ohne Gott“ sein. Aber es kam Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre zu blutigen Demonstrationen der Hüttenarbeiter, die eine Kirche forderten. 1967 wurde schließlich die Erlaubnis zum Bau erteilt. Der Bischof von Krakau, Kardinal Wojtyła, ernannte Josef Gorzelany zum Pfarrer. Er plante und baute eine riesige Kirche für 5000 Leute, denn der Andrang zu den Gottesdiensten war groß; 1972, als ich zum ersten Mal dort war, gab es dort 16 Kapläne und am Sonntag zwölf Gottesdienste im Freien. Die Menschen standen auf der Straße und jedes Mal, wenn ein städtischer Bus kam, gingen die Menschen auseinander, um nach der Durchfahrt wieder zusammenzurücken.

Pfingsten 1977 wurde die Kirche eingeweiht. Josef Gorzelany war ein Kämpfer und ein geschickter Förderer für ‘seine’ Kirche. Er stellte sie gerne mit den Worten vor: „Dies ist die Arche in der roten Flut“. Die Kirche ist einem Schiff nachgebildet, was sich natürlich auch anders interpretieren ließe. Die polnische Geschichte mit ihren Tiefen und Hoffnungen hat hier Gestalt angenommen. Die Leidensgeschichte Polens wird nicht nur im riesigen Bronzekreuz sichtbar, das die Oberkirche beherrscht; im Untergeschoss führt der Gang der Pietas in die kleinere Unterkirche, und es ist interessant, was ein Schnitzer aus Zakopane hier dargestellt hat: Eine Pieta für Auschwitz, eine für den Warschauer Aufstand, eine heißt Westerplatte und es gibt auch eine für Katyń. Die Unterkirche wird beherrscht von einer großen Holzplastik von Maximilian Kolbe in weiß-blauer Häftlingskleidung.

Vor allem unter dem Kriegsrecht wurde das Leben in der riesigen Plattenbaustadt problematisch und Josef Gorzelany war auch in seinem sozialen Engagement rastlos. In einem Kellerraum gab es eine riesige Apotheke, wo Medikamente aus aller Welt mit polnischen Gebrauchsanweisungen versehen wurden.

Damit bei fehlenden karitativen Strukturen Babyartikel nicht in die falschen Hände gerieten, gab es einmal im Monat eine Messe für Schwangere, wo nicht nur für das Wohl der Mütter und ihrer Kinder gebetet wurde, sondern wo nach dem Gottesdienst Babyartikel verteilt wurden.

Kurz vor Weihnachten 1981, also in der schlimmen Phase des Kriegsrechts, lag eines Tages ein Umschlag in meinem Briefkasten mit über 200 Adressen aus Nowa Huta mit exakter Beschreibung der Familiensituation (Anzahl der Personen, ihr Alter, Geschlecht). Ich weiß bis heute nicht,

wer sie in den Briefkasten gesteckt hat, denn es gab weder Anschrift noch Absender, aber für mich war völlig klar, dass dahinter nur Josef Gorzelany stecken konnte. Paketaktionen nach Polen waren damals ein Thema. In meinem Umfeld waren drei private Paketdienste entstanden, weil der Postversand zu unsicher war. Aber was sollte ich mit mehr als 200 Adressen anfangen? Im Gespräch mit Freunden kam dann aber eine Lösung, die mir früher nicht eingefallen war. Es gab damals, ausgehend von der Kölner Antoniterkirche, die Institution des politischen Nachtgebetes. Das gab es auch in der Paderborner Studentengemeinde. Die Idee war: wir kopieren die Listen zweimal, schneiden sie in Streifen mit jeweils einer Anschrift und hängen die über 600 Streifen in Fäden an den Tannenbaum, den wir in der Adventszeit in der Kirche aufstellten. Am Ende des Gottesdienstes waren alle Streifen abgenommen und ich weiß, dass sich aus manchen Anschriften persönliche Kontakte ergeben haben. Eine weitere Folge der Studienfahrten waren zwei große Sammelaktionen unserer Schule, die zu zwei Caritastransporten nach Krakau und Nowa Huta führten. Bei einem Transport war ich als Beifahrer dabei. Der Anhänger blieb zum Abladen bei der Kurie in Krakau, das Auto haben wir in Nowa Huta entladen und die Nacht habe ich mit Josef Gorzelany in seinem Zimmer verbracht. Sein Gute-Nacht-Kommentar: „Du brauchst keine Angst zu haben, die Männer aus der Pfarrei bewachen mich Tag und Nacht“. Dann hob er sein Kopfkissen an und zeigte mir eine Pistole: „Wenn die Russen kommen, fließt Blut“.

Das Phänomen Auschwitz den heutigen Jugendlichen nahe zu bringen, gehört zu den festen Punkten eines Schüleraustauschs mit Polen. Heute sieht für mich die pädagogische Linie etwa so aus: da von der Täter- und Opfergeneration nur noch sehr wenige leben, ist die Gefahr, dass Auschwitz als Museum erfahren wird, groß. Und eine Gedenkstätte ist für mich überaus vergangenheitsbezogen. Für mich ist Auschwitz aber ein „Lernort“ – vor allem deshalb, weil die Aggressionspotentiale, die Auschwitz ermöglichten, in jedem Menschen schlummern.

Birkenau ist für mich ein besserer Lernort als das Stammlager und seit der zweiten Fahrt besuche ich am liebsten zuerst dieses Lager. Ich biege vor dem Haupteingang rechts ab, zwischen dem Gebäude der Wachmannschaft und den wiedererrichteten Baracken vorbei rechts um den Lagerzaun herum bis zum Birkenwäldchen vor den Krematorien IV und V. Hier herrscht noch eine sehr ursprüngliche Situation, von den Sprengungen abgesehen. Hier lesen wir unsere Texte, wie im nachfolgenden Bericht beschrieben, und ich werfe gerne meine Rose in den Teich, in den die Asche der Verbrannten gekippt wurde. Wenn man am Teichrand etwas Rasen anhebt, sieht man heute noch kleine Knochenstrukturen.

Der Weg geht dann über das Waschhaus und Entlausungsbad, über die „Löffelstelle“ im Lager „Kanada“ zu den Krematorien III und II und zum Denkmal am Ende der Rampe. Weiter geht's durch die Baracken des Frauenlagers, wo die Latrinen einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen, über das Gebäude der Strafkompagnie zum Ausgang.

Es kommt in den Gruppen manchmal vor, dass Teilnehmer den gleichen Familiennamen haben, wie einer der bekannten Täter. Zweimal habe ich den Betroffenen – das geht selbstverständlich nur vertraulich – angeboten, uns die Akten der Namensgleichen in der Bibliothek aufzulegen. Es war jedes Mal eine sehr bewegende Arbeitszeit. Mit guter Begründung – wie z. B. Namensgleichheit ist auch solch ein Zugang zu Auschwitz möglich. Ähnlich kann ein begründetes historisches Interesse, wie etwa eine Nachforschung über jüdische Familien der Heimatstadt, einen Besuch im Dokumentationszentrum sinnvoll machen. Allerdings braucht man dazu zwei Tage, es sei denn man stellt den Antrag vorher schriftlich.

Es folgt nun der Eindruck einer Referendarin, die 1998 den Schüleraustausch begleitet hat.

„Die nachhaltigsten Gespräche während und nach den Polenfahrten ranken um die polnische Gedenkkultur. Da Gedenkkultur in allen Ländern ein Schlüssel für die Volksseele ist, kommen hier viele Gefühle, nationale Befindlichkeiten, künstlerischer Impetus und auch machtpolitisch Gewolltes zusammen. Einige Namen reichen, um diesen Themenkomplex anzusprechen: Grunwald, Tschenstochau, Kiliński, die Gedenkplatten an die erschossenen Polen in Warschau, das Warschauer Ghettoehrenmal, das Denkmal des Warschauer Aufstandes, das Solidarność Denkmal in Danzig, die Kirche von Nowa Huta und das Grab Popiełuszkos in Warschau. In Polen ist ein national-religiöser Grundton in dieser Gedenkkultur anwesend, der bei Jan Kazimierz am 1. April 1656 Form annimmt, als er symbolisch seine Königskrone der Muttergottes zu Füßen legt. Seit dieser Zeit wird Maria in Polen nicht nur als die Mutter Jesu gefeiert, sondern auch als Regina Poloniae. In Marienliedern kommt dieses Nationalgefühl besonders zum Ausdruck (z. B. in: *Boże coś Polskę, Bogurodzica* – oder in den Strophen *Wir wollen Gott in Buch und Schule*). Dieses Gefühl hat der polnische Papst aufgegriffen, als er auf dem Siegesplatz in Warschau am 2. Juni 1979 sagte: 'Man kann die polnische Geschichte ohne Christus nicht verstehen'. Kardinal Wyszyński erläutert das folgendermaßen: 'In Zeiten der Knechtschaft hat sich in Polen eine besondere Symbiose von religiösen und nationalen Werten herausgebildet. Niemand möge an der Behauptung: Pole gleich Katholik Anstoß nehmen; es handelt sich hier nicht um ein Schlagwort, sondern um eine lebendige Frucht, die inmitten des gequälten

Volkes herangereift ist. Die Nation war auf andere Weise nicht vor Ausrottung, Russifizierung, Germanisierung, vor Orthodoxie und Protestantismus zu bewahren. Das konnte nur um den Preis der Verschmelzung dieser beiden lebenswichtigen Kräfte zu einer Einheit gelingen’.

Die polnische Geschichte als Opfergeschichte ist seit 1989 Vergangenheit, aber die Nachwirkungen sind in Politik und Religion spürbar. Die nationalreligiöse Empathie begleitet die polnische Geschichte und meines Erachtens steht eine Auseinandersetzung noch aus, die die polnische Opfermentalität, gekoppelt mit polnischem Messianismus kritisch hinterfragt. Religion und Geschichte lässt sich nicht nur an dem religiösen Dreiklang: Leiden, Sterben, Auferstehen festmachen, weil die Botschaft Jesu auch ganz pragmatische Handlungsperspektiven beinhaltet, die von Liebe und Mitgefühl dominiert sind. Da sehe ich vor allem für die Kirche in Polen eine Aufgabe. Der Staat als säkulare Institution wird dagegen viel Energie aufwenden müssen, um weltpolitische Aspekte aufzunehmen, weil die Erkenntnis, dass wir auf diesem Globus in einem Boot sitzen, von Tag zu Tag deutlicher wird. Nationalstaatliches Denken wird uns meiner Ansicht nach nur in Sackgassen führen“.

Noch ein letztes Wort zum Schüleraustausch. Entscheidend waren immer ein paar engagierte Leute: Ohne Arkadiusz Nelke, Krzysztof Mast, Zdzisław Piasecki und Karol Czejarek und zumindest das unterstützende Wohlwollen der jeweiligen Direktoren auf jeder Seite kann kein Austausch gelingen. Auf unserer Seite sind Walter Hunger, Klaus Hohmann und Karola Hennemeyer neben unseren Chefs zu nennen. Das ist eine wichtige Botschaft: es kommt auf Einzelne und ihr Engagement an.

Josef Kröger, 1936 geboren und in Westfalen groß geworden. Auch seine Eltern haben hier ihre Wurzeln. Schule in Werl. Dann Studium, Theologie und Sozialwissenschaften in Paderborn, München und Münster. 1962 Priesterweihe und dann Vikarszeit bis 1965 in Arolsen, einer Diasporagemeinde mit 8% Katholiken. 1965 Wechsel in den Schuldienst am Reismann-Gymnasium in Paderborn. Dort Lehrtätigkeit bis 1999, mit einer einjährigen Unterbrechung 1985/86 für die Arbeit in der Pfarrei El Banco/Magdalena in Kolumbien. Jugendarbeit während der gesamten Schulzeit, erst auf diözesaner, ab 1975 auf städtischer Ebene.

Ab 1970 erster Besuch in Polen auf Einladung des späteren Leiters des Sprachendienstes an der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland, Winfried Lipscher. Durch seine und seiner Frau Initiative kam es zum Kontakt mit dem Pax-Gymnasium in Warschau und

in den folgenden Jahren zu vielen Studienfahrten und schließlich zu einem wechselseitigen Schüleraustausch. Die Anteilnahme an den teilweise dramatischen Entwicklungen in Polen, ist ein wesentlicher Bestandteil seiner Biographie. Parallel zu Polen entwickelte sich ein intensiver Kontakt zu den Philippinen, der bis heute besteht und im Augenblick zu Hilfsaktionen für die Taifunopfer führt. Den Polenfahrten und den vielen menschlichen Kontakten verdankt er viel Einsicht: Warschau – Auschwitz/Birkenau – Krakau – Nowa Huta – Solidarność – Popieluszko – Lech Wałęsa – Malbork – Tschenstochau – Masuren – Zagwieździe – das sind nicht nur Namen, sondern auch Erlebnisse ganz besonderer Art.

Seit 2003 ist Josef Kröger im Ruhestand, mit etlichen Aktivitäten, die aber an das anknüpfen, was ihm im Leben begegnete, nicht zuletzt auch Karol Czejarek und seine Frau Magda.

FRANK KUTZNER

Wie ich den Hass hinter mir ließ

An meine Kindheit in der DDR habe ich keine detaillierten Erinnerungen. Auch an die politische Wende in der DDR 1989 und spezielle Erlebnisse in meiner Familie kann ich mich kaum erinnern. Ein Großteil meiner Familie wohnte in meinem Heimatort, mein Vater arbeitete in der DDR in der Viehwirtschaft, meine Mutter als Bürokräft ebenfalls in der Landwirtschaft.

Nach dem Auflösen der DDR wurden viele meiner Verwandten arbeitslos. Mein Vater machte sich selbständig und arbeitete viel. Als Jugendlicher sah ich meinen Vater sehr selten, da er sehr früh auf Arbeit ging und sehr spät nach Hause kam. Meine Mutter musste sich auch umschulen und versuchte wieder eine Anstellung zu bekommen. Vielen Verwandten ging es ähnlich. Die Angst vor Arbeitslosigkeit war groß.

Viele Ehen in der Verwandtschaft gingen auseinander, Familien zerbrachen. Auch meine Eltern ließen sich scheiden. Für meinen Bruder und mich war die Scheidungsphase unserer Eltern sehr schlimm. Wir waren Teenager und erlebten den Streit mit. In der Phase direkt nach der Scheidung hatte ich keine enge Beziehung zu meinen Eltern. Mein Vater war ausgezogen, ich sah ihn selten. Meine Mutter musste um ihre berufliche Zukunft kämpfen. Meine beiden Eltern fanden neue Lebenspartner.

Ich fing mit 13 Jahren an zu Rauchen und Alkohol zu trinken. Am Wochenende drehte sich viel um Disco, Clique und Fußball – ich war öfter betrunken. Dennoch: Aufgrund guter schulischer Leistungen hatte ich es auf das Gymnasium geschafft. Eines Tages brachte ein Schulkamerad eine Kassette mit rechtsradikaler Rockmusik mit. Ab diesem Tag driftete ich Schritt für Schritt in die rechtsradikale Szene ab. Rechtsrock-Konzerte,

Bomberjacke und Springerstiefel – mit 16 Jahren war ich ein Neonazi. In meiner Familie stellte kaum jemand kritische Fragen. Wenn ich auf Neonazi-Konzerte wollte, gab ich einfach vor, bei einem Freund zu übernachten.

Trotz allem war ich nicht sozial isoliert, ich hatte viele Freunde, auch außerhalb der „rechten Clique“. Meine ersten Freundinnen waren eher unpolitisch eingestellt, ahmten also meine Denkmuster nicht unbedingt nach. So kam ich immer wieder auch mit anders denkenden Menschen in Kontakt. Die wichtigsten Impulse für eine innere Veränderung bekam ich von meinen Omas und ganz bestimmten Lehrerinnen in der Schule.

Ich erinnere mich: In einer Diskussion im Unterricht zu Geschichtsthemen warf ein Mitschüler gegenüber unserer Klassenlehrerin ein, dass ich rechte Denkmuster vertreten würde. Sie sagte zu mir: „Das glaube ich nicht, dass du bei so was mitmachst. Du bist doch ein intelligenter Junge“. Mein Sportlehrer machte mit uns einen Ausflug. Wir besuchten auch die Gedenkstätte des Konzentrationslagers Ravensbrück. Er nahm mich zur Seite und fragte, ob wir bei uns im Jugendclub auch keine „Dummheiten“ machen würden. Meine Deutschlehrerin behandelte in ihrem Unterricht auch Themen, die meinem damaligen Denkmuster entgegengesetzt waren. Aber durch ihre freundliche und engagierte Art hatte sie eine sehr positive Wirkung auf mich. Ich mochte ihren Unterricht und beschäftigte mich deshalb auch mit Unterrichtsthemen, die mir eigentlich unangenehm hätten sein müssen, wie zum Beispiel jüdische Literatur. In keiner dieser Situationen war ich mit Aggression konfrontiert. Es waren wichtige Denkanstöße auf einer ganz persönlichen Ebene.

Meine Großeltern hatten nach dem Zweiten Weltkrieg ihr Zuhause in Schlesien verloren und waren über die Neiße geflüchtet. Meine Großmütter erzählten mir in meiner Jugend von den Gräueln des Krieges und von den schlimmen Verbrechen der Deutschen. Sie schilderten es sehr real. Für mich war schnell klar, dass die Faschisten Verbrecher waren und Krieg abzulehnen ist. Mein rechtes Weltbild bekam Brüche. Dennoch rückte ich mir meine Ideologie immer wieder zurecht und argumentierte, dass „natürlich ohne Vernichtung und Krieg alle Ausländer aus Deutschland raus müssen“.

Nach der Schule studierte ich in der nächstgelegenen Stadt. Ich suchte auch den Kontakt zu der rechten Szene vor Ort. An der Uni äußerte ich meine Meinung nicht offen. Der Widerspruch zwischen meiner Rolle in der Uni und bei meinen Freunden vergrößerte sich. Die rechten Denkmuster waren mir zu eng. Meine Verhaltensmuster änderten sich aber erst recht zaghaft. Erst als ich meine jetzige Frau kennen lernte, schaffte ich es mich

zu befreien. Ich konnte mich so verhalten, wie ich es jetzt wollte und mich von den alten „Freunden“ und Denkweisen emanzipieren. Ich konnte ich sein. Ich merkte, dass meine vermeintlichen Freunde nur Ideologie-Kumpel gewesen waren, mit denen ich keine Gemeinsamkeiten mehr hatte.

Nach meinem Studium sind wir nach Baden-Württemberg gezogen, wo auch unsere beiden Kinder auf die Welt gekommen sind. Die Jahre dort waren für mich richtig befreiend, in der Ferne konnte ich ganz meiner Wege gehen. Wir lernten viele Menschen kennen und mögen, die für mich in meiner Jugend nur „die Ausländer“ waren. Es herrschte dort ein weltoffenes Klima. In dieser Zeit begann ich, meine Vergangenheit Schritt für Schritt aufzuarbeiten, und ich las viel über das Dritte Reich sowie über Rechtsextremismus. Ein sehr wichtiges Buch war dabei *Die Nacht von Wildenhagen* von Włodzimierz Nowak. Es war bitter. Ich schämte mich für die menschenverachtenden Ansichten, die ich einmal hatte. Ich sagte den alten „Freunden“, zu denen der Kontakt fast zum Erliegen gekommen war, dass ich nichts mehr mit ihnen und dem faschistischen Weltbild zu tun haben kann.

Das ist jetzt 6 Jahre her, und ich lebe seit kurzem mit meiner Familie wieder in Sachsen. Aber ich bin als anderer Mensch zurückgekommen. Ich kann meine Vergangenheit akzeptieren und möchte Positives schaffen. Dazu gehört auch, dass ich mich im Rahmen meiner Möglichkeiten für die Verbesserung der deutsch-polnischen Beziehungen einsetzen möchte. Mein Interesse an Polen ist schon seit einiger Zeit vorhanden, vielleicht weil ich aus dem deutsch-polnischen Grenzraum stamme. Ich habe bereits zwei Polnisch-Kurse gemacht, einen noch an der Uni. Mit großem Interesse habe ich den Wegfall der Grenzkontrollen verfolgt, ein Ereignis, welches im Grenzraum auf deutscher Seite Ängste und Vorurteile hervorrief. Für mich war es ein schönes Erlebnis, da ich in Baden-Württemberg die frankophile Atmosphäre sehr schön fand und so etwas mir auch für den deutsch-polnischen Grenzraum wünsche. Polen spielt in meiner Familie und Verwandtschaft sonst kaum eine Rolle. Es existieren noch viele Vorurteile, besonders im Zusammenhang mit der Grenzkriminalität. Urlaub in Polen ist für Nachkommen der Vertriebenengeneration eher selten. Es fehlt noch an Austausch. Die Deutsch-Polnischen-Biographie-Gespräche sind ein wichtiger Schritt dahin.

Frank Kutzner, wurde 1982 in Görlitz in der ehemaligen DDR geboren. Er hat Wirtschaft und Ingenieurwesen in Sachsen studiert und mehrere Jahre in Baden-Württemberg in einem Umweltforschungsinstitut gearbeitet. Vor kurzem sind seine Frau, ihre gemeinsamen Kinder und er wieder zurück nach Sachsen gezogen, um näher bei ihren Freunden und Verwandten zu sein. Derzeit ist Frank Kutzner in einem Ingenieurbüro tätig.

EMIL DANIEL LESNER

Eine kurze Geschichte über unerwartete Ereignisse

Ich bin im Jahre 1984 in Szczecin geboren. Mit Deutschland bin ich hauptsächlich wegen meiner Großmutter verbunden, die dort erzogen wurde. Sie hat mir erzählt, dass mein Urgroßvater noch vor dem Krieg (am Anfang der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts) eine Entscheidung getroffen hat, sich nach Westen auf die Suche nach der Arbeit zu begeben. In Deutschland hat er seine künftige Ehefrau getroffen, die auch wie er gearbeitet hat, um die materielle Lage ihrer Familie zu verbessern. Die Geschichte der beiden ähnelt ein bisschen der Rede Aristophanes' aus dem Werk Platons *Symposion*.

Meine Urgroßeltern haben nämlich in demselben Dorf gewohnt. Ihre Häuser wurden nur durch den Fluss geteilt. Das Schicksal allerdings, trotz solch einer Nachbarschaft, erlaubte ihnen nicht sich in Polen zu treffen. Der platonische Hintergrund ihrer Geschichte betont auch die Übereinstimmung ihrer Namen: Mein Urgroßvater hieß nämlich Franciszek und meine Urgroßmutter Franciszka. Meine Oma ist in Deutschland geboren (in Rubenow in der Nähe von Geifswald), sie besuchte eine deutsche Schule und nach dem Krieg kehrte sie zusammen mit ihren Eltern und Schwestern nach Polen zurück, wo sie bis heute in einem Dorf bei Szczecin wohnt.

In der Schule und mit ihren Freunden sprach sie Deutsch. Obwohl sie in Kontakten mit ihren Eltern auch deutsche Sprache benutzte, wurde ihr auf Polnisch erwidert, was einen Beitrag zu ihrer Zweisprachigkeit geleistet hat. Erst der Aufenthalt in Polen mit dem Zugang zur Presse beeinflusste positiv ihre Fähigkeiten, Polnisch zu reden. Nach ihrem polnischen Umzug wurde sie häufig von Deutschen besucht, die infolge der Kriegszeit gezwungen

wurden, ihre in Polen bewohnten Häuser zu verlassen, um nach Deutschland zu fliehen. Die Oma war in dieser Zeit fast die einzige zweisprachige Person in ihrem Dorf (außer ihr wohnt dort heutzutage auch eine von ihren zweisprachigen Schwestern), so dass sie häufig als „eine Dolmetscherin“ in Kontakten mit den ausländischen Nachbarn fungierte, die nach dem Krieg kamen, um das in der Vergangenheit bewohnte Gebiet zu besuchen. Ein von solch einem Treffen, infolgedessen die Oma sich entschieden hat, die aus der Stadt Siegen stammenden Deutschen zu bewirten, hat zur Entwicklung einer engen Freundschaft beigetragen, deren Folge spätere zahlreiche Besuche der Deutschen bei meiner Oma waren.

Mein Kontakt mit der deutschen Sprache hat dementsprechend in der frühen Kindheit angefangen. Mehrmals im Jahr wurde meine Oma durch Bekannte aus Rubenow und Siegen besucht, die mit Hilfe der einfachen an den kleinen Jungen (der ich damals war) gerichteten Sätze versucht haben, das Kind anzusprechen. Jeder Besuch „der Gäste aus Deutschland“ war natürlich aus dem kindlichen Sichtpunkt ein echtes Abenteuer, denn er verlief in einer extrem netten Stimmung und war auch mit Geschenken verbunden. Die deutschen Kontakte meiner Großmutter umfassen schon die dritte Generation, denn sie bleibt mit den Kindern und Enkeln ihrer Bekannten telefonisch in Verbindung.

Mit meiner Großmutter habe ich kein Deutsch gesprochen und es war auch nicht notwendig (erst als ich in der Schule Deutsch gelernt habe, haben wir einige Gespräche in dieser Sprache geführt, aber es war sicherlich gut fürs Sprachtraining und für den Abbau der Angst vor dem Sprechen in einer Fremdsprache, die jeder Schüler im Laufe seines Lernprozesses bewältigen muss). Die Zweisprachigkeit meiner Oma war manchmal der Grund für lustige Situationen, insbesondere wenn sie ihre Enkelkinder *pupcia* gerufen hat, was bei mir das Schamgefühl ausgelöst hat. Solch ein Gefühl war natürlich die Folge polnischer Konnotationen, die das polnische Substantiv beim Empfänger erwecken kann. Meine Oma dachte sicherlich an das deutsche Wort *die Puppe*, zu dem sie das polnische Wortbildungsmorphem *-cia* angefügt hat. Das Morphem hat eine Verkleinerungsfunktion und verleiht dem polnischen Substantiv einen zärtlichen Ton. In der polnischen Sprache, besonders in der sog. Mutteresischen (darunter verstehe ich die Sprache der Mütter, die im Gespräch mit den Kindern verwendet wird), tritt auch das Substantiv *pupa* / *pupcia* auf, dessen Entsprechung das deutsche Wort *der Po* ist. Und gerade in diese Richtung gingen meine kindlichen Konnotationen.

Ein bewusstes Deutschlernen begann für mich noch vor der Grundschule. Damals haben meine Eltern mich auf eine Liste für den Fremdsprachen-

kurs eingetragen. Der Kurs fand in meiner künftigen Grundschule statt und ich konnte weder lesen noch schreiben. Bis heute kann ich mich daran erinnern, dass einer von meinen „älteren Schulfreunden“ (er besuchte wahrscheinlich die vierte Klasse der Grundschule) von meinen Eltern eine verantwortungsvolle Aufgabe bekommen hatte, mir alles aufzuschreiben, was von der Lehrerin gesagt worden ist, und „mich in der Klasse zu schützen“. Nachdem ich das Lesen und Schreiben in der deutschen Sprache beherrscht hatte, begann ich zu Hause ein monolinguales deutsches Bildwörterbuch für Kinder durchzublättern, um die Namen der dort dargestellten Gegenstände abzulesen und umzuschreiben (das geschah im Laufe meiner ersten drei Jahre in der Grundschule noch vor der Bildungsreform in Polen, wenn das Fremdsprachenlernen erst in der vierten Klasse angefangen). Mit der Unterstützung meiner Eltern und der Motivation in Form der Besuche von Bekannten meiner Oma war es selbstverständlich, dass ich mein Deutschlernen noch in der Oberschule fortsetzen werde.

Ich habe meinen ersten Erfolg beim Deutschlernen in der zweiten Klasse der Oberschule errungen (ich besuchte die Schule im Stadtzentrum, obwohl die Eltern mir empfohlen haben, das Lyzeum in der Nähe meiner Wohnung zu wählen). Ich habe nämlich *Zentrale Mittelstufenprüfung* bestanden, was mir erlaubt hat, auf die Fremdsprache während des Abiturs zu verzichten. Einen Einfluss auf solch einen Erfolg hatten nicht nur meine Sprachfähigkeiten, sondern vor allem die Nachstunden, die ich in der Oberschulzeit bekommen habe. Über zwei Jahre lang sind zu mir Germanistikstudenten gekommen, um meine Deutschkenntnisse zu erweitern. Dank ihrer Tätigkeit konnte ich u. a. als Reiseleiter beim Szczeciner Besuch der Bekannten meiner Großmutter dienen, indem ich ihnen einige Sehenswürdigkeiten gezeigt habe (die sog. Jasne Błonia, Hackenterasse oder Altstadt). Ich habe ihnen auch einen wunderschönen Rundblick aus dem im 22. Stock des Szczeciner PAZIM-Gebäudes liegenden Cafe 22 präsentiert. Ein Jahr vor dem Abitur musste man das Studium wählen. Zur Erwägung standen vor mir zwei Möglichkeiten, die von meinen Schulleistungen abhängig waren: Umweltschutz an der Technischen Universität Szczecin und Germanistik an der Szczeciner Universität. Im Hinblick auf mein literarisches Interesse (paradoxerweise hat mich in der Oberschule hauptsächlich die polnische Literatur interessiert) und meine kleinen Erfolge beim Deutschlernen habe ich mich für die zweite Möglichkeit entschieden. Sehr interessant ist es, dass diese Entscheidung für meine Familie eine volle Überraschung war. Sie haben mich für Deutschlernen motiviert, weil das ein zusätzlicher Vorteil bei meiner künftigen Arbeit sein sollte und auf keinen Fall die Hauptfähigkeit zum Verdienstzweck.

Infolge der nächsten autonomen Entscheidung nach den erfolgreich bestandenen Prüfungen befand ich mich im Institut für Germanische Philologie, wo ich hauptsächlich dank Professoren Ryszard Lipczuk und Piotr Sulikowski mein sprachwissenschaftlich-translatologisches Interesse erweitern konnte. Während des Studiums habe ich auch als Dolmetscher gearbeitet, was mir erlaubt hat, konsekutiv und simultan zu dolmetschen. Das Studium war für mich darüber hinaus die Reisezeit nach Deutschland, wo ich mehrere Zertifikate für Wirtschaftskommunikation und -korrespondenz erworben habe.

Die oben erwähnte Leidenschaft für polnische Literatur, insbesondere für Poesie, war ein Grund zum Schreiben meiner Magisterarbeit zum Thema *Attributive Substantivgruppen in der Dichtung Jan Twardowskis und ihre deutschen Übersetzungen* unter der Leitung des Professors Lipczuk. Gleich nach der Verteidigung habe ich in einem Schulkomplex in Szczecin gearbeitet (der Betrieb umfasst mehrere Oberschulen). Dort habe ich an einem deutsch-polnischen Projekt für Jugendaustausch teilgenommen, indem ich dem Koordinator geholfen und die zwischen den polnischen und deutschen Schulleitern durchgeführten Verhandlungen gedolmetscht habe. Zu meinen Pflichten gehörten auch die Reisen nach Pasewalk mit den polnischen Schülern (als Dolmetscher und Betreuer der Schullreise) und die Teilnahme an den Kochveranstaltungen, die dort stattgefunden haben. Das war nicht nur eine Zeit der Arbeit, sondern auch des gemeinsamen (mit dem deutschen Schulleiter) deutsch-polnischen Wettbewerbs auf der Kegelbahn. Damals habe ich in einem sehr originellen „Hotel“ übernachtet, das sich auf dem Gelände eines Lokschuppens befunden hat.

Parallel zum Beginn meiner Arbeit in der Schule habe ich auch das Doktorstudium angefangen. Ich beabsichtigte, die Arbeit zum Thema *Problem przetłumaczalności na podstawie polskich utworów poetyckich i ich tłumaczeń na język niemiecki* (Das Übersetzbarkeitsproblem anhand von Beispielen der polnischen Gegenwartspoesie und ihrer deutschen Übersetzungen) zu verfassen, in der ich mich mit dem Übersetzen der polnischen Poesie des 20. Jahrhunderts auseinandersetzen wollte, die die sprachliche, lautliche und kulturelle Textebenen betonen sollte. Ich habe im November 2012 promoviert. Der Unterricht, den ich im Laufe meines Doktorstudiums an der Universität Szczecin geführt habe, bereitete mir eine große Freude und verursachte, dass ich meine Interessen erweitert habe. Dank dieser Tätigkeit konnte ich als Übersetzer der Dichtung von Ilse Sarecka in einem Buch erscheinen und auch meine literarischen Prosaübersetzungen Thomas Manns und Rainer Maria Rilkes aus der Zeit meines M.A. Studiums veröffentlichen.

Ein anderes Kapitel meiner deutsch-polnischen Biographie bilden die Reisen. Man muss betonen, dass aus vielen ausländischen Städten, die ich in der Vergangenheit besucht habe (u. a. Prag, Paris, Assisi, Venedig, Rom, Barcelona, Vilnius), den größten Eindruck auf mich die Reisen in die deutschsprachigen Länder u. a. nach Dresden, Leipzig, Berlin oder Wien gemacht haben. Der erste Grund dafür ist sicherlich die außergewöhnliche Herzlichkeit der Einwohner dieser Städte, die ich erfahren habe. Den zweiten Grund bildet die dort herrschende Stimmung (einen festen Platz in meinen Erinnerungen hat ein auf der Wand des Wiener Rathauses hängender Großbildschirm, vor dem sich Touristen und Einwohner der Stadt gesammelt haben, um sich dort die Konzerte der klassischen Musik anzusehen und anzuhören) sowie die für mich besonders interessanten Sehenswürdigkeiten (etwa: Wiener Parks und Schlösser mit reichen Schatzkammern, prachtvoller Berliner Dom mit der Totengruft, in der sich fast alle Mitglieder der Hohenzollern Dynastie befinden oder Dresdner Porzellan). Ein anderer Grund war auch das Wissen, dass in diesen Städten die Personen gewohnt haben, durch die die deutsche Geschichte und Kultur beeinflusst worden ist und deren Lebensläufe ich während des Studiums kennen gelernt habe. Diese Faktoren verursachen, dass ich immer gern in die deutsche Hauptstadt fahre und vorhabe mindestens noch einmal Wien zu besuchen.

Für einen Reiseliebhaber stellen Deutschkenntnisse immer mehr oder weniger eine Hilfe beim Reisen dar. Die deutsche Sprache war paradoxerweise mein grundsätzliches Sprachmittel, als ich zweimal nach Prag verreist bin (im Jahre 1997 und in der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts). Sie erleichterte auch Verständigung während meiner Reise nach Rom (viel schwieriger erwies es sich in Frankreich und Spanien, Deutsch zu sprechen).

Heutzutage (d.h. im April 2013) arbeite ich halbtags als Konsultant der technischen Unterstützung, indem ich den Leuten aus Deutschland, Österreich und aus der Schweiz helfe, ihre Hardware- und Software-Probleme mit den Notebooks zu lösen. Darüber hinaus nehme ich am Leben der Szczeciner Germanistik teil, indem ich mein sprach- und literaturwissenschaftliches Interesse an der Translatorik mit meinen üblichen Beschäftigungen zu verbinden versuche. Meine deutsch-polnische Biographie befindet sich sicherlich in einer Blütezeit und ich bin gespannt darauf, was mir die kommende Zeit noch mit sich bringt.

Emil Daniel Lesner, Doktor, geboren 1984, Dokortitel erhalten auf Grund der Doktorarbeit *Problem przetłumaczalności na podstawie polskich utworów poetyckich i ich tłumaczeń na język niemiecki* (*Das Übersetzbarkeitsproblem der polnischen Gegenwartspoesie und ihrer deutschen Übersetzungen*). Er ist ein Absolvent des Instituts für Germanistische Philologie an der Universität Szczecin. Im Zentrum seines wissenschaftlichen Interesses bleiben u. a. Sprachwissenschaft und Übersetzungstheorie mit besonderer Berücksichtigung der Poesieübersetzung.

CORNELIA LÖHLEIN

Was hat mich bewogen, an den deutsch-polnischen Biographiegesprächen teilzunehmen?

Der Blick nach „Osten“ – darunter verstehe ich im Folgenden nicht so sehr einen geografischen Begriff als vielmehr einen politischen, denn der Osten begann für uns Kinder jenseits des innerdeutschen Grenzzauns, jenseits der Berliner Mauer – war in meiner Familie selbstverständlich. Mein Großvater väterlicherseits war Professor an der Technischen Hochschule in Danzig und besaß Forst und Land in Mecklenburg-Vorpommern, er starb bereits 1936 und seine Erben, darunter mein Vater, wurden später nach dem Zweiten Weltkrieg enteignet.

Mein Vater und seine Geschwister lebten alle nach dem Krieg in Westdeutschland. Mein Vater, ein leidenschaftlicher Forstmann, hat stets unter dem Verlust der Heimat gelitten und in den neunziger Jahren nach der Wende hat er Wald in Mecklenburg zurückgekauft und einem Enkelsohn zur Betreuung übergeben. In Danzig ist er erst nach 1989 wieder gewesen, weil er sich zuvor weigerte, „Gdańsk“ als Geburtsort im Visum anzugeben (das verlangten die Behörden im sozialistischen Polen). Er betonte stets, dass er 1918 in der freien Reichsstadt Danzig geboren wurde.

Mein Vater nahm am Russlandfeldzug als Aufklärer teil, wurde am Peipussee in Estland abgeschossen, konnte sich aber hinter die eigenen Linien retten.

Mein Großvater mütterlicherseits stammte aus Sachsen und war Forstmeister im sächsisch-tschechischen Grenzgebiet. Er wurde 1943 aufgrund von Differenzen mit dem Gauleiter in den Harz (Niedersachsen) zwangsversetzt, er hat seine Heimat in der späteren DDR nie wieder besucht. Als ich mit meiner Mutter Mitte der 60er Jahre in die sächsische Schweiz fuhr, wo sie aufgewachsen war, besuchten wir Dresden. Es war der erste Besuch meiner Mutter in ihrer Geburtsstadt, und ich erinnere mich, wie sie wegen der Zerstörung in Tränen ausbrach.

Über den Krieg wurde in meiner Kindheit nicht gesprochen, wohl aber häufig über die unmittelbaren Kriegsfolgen – den Verlust der Heimat und die Not der Nachkriegsjahre. Im Forsthaus meines Großvaters im Harz waren viele Flüchtlinge einquartiert. Als Kleinkind genoss ich die Nähe so vieler Menschen, ohne etwas von den Belastungen zu ahnen ...

Ja, und dann war immer die Angst vor „dem Russen“ da, insbesondere die Berichte aus der russischen Besatzungszone, wo Freunde und Verwandte der Familie lebten.

Meine Jugend und mein Erwachsenwerden waren vom Kalten Krieg geprägt. In meinem sehr konservativen Elternhaus wurde viel Wert auf Bildung gelegt. Wir besuchten das humanistische Gymnasium, lernten ein Instrument spielen und alle 5 Töchter wurden auch ganz selbstverständlich am politischen Diskurs beteiligt. Allgemeinbildung hatte bei uns einen hohen Stellenwert. Ich besuchte nach der Schule, also zusätzlich zum Unterricht, auch verschiedene Arbeitsgemeinschaften, und da ergab sich 1967 die Gelegenheit, mit einer Schülergruppe nach Rumänien zu reisen, kurz nach Eröffnung der deutschen Botschaft in Bukarest. Wir mussten die Reise sehr intensiv vorbereiten, und so lernte ich viel über RGW und Warschauer Pakt.

Schockiert waren wir bei der Einreise nach Rumänien, dass es zwischen dem Land und Ungarn eben solche Grenztürme und Bewachungen gab wie an der innerdeutschen Grenze. Das hat uns sehr irritiert, denn es waren ja Bruderstaaten. Ansonsten war die erste Begegnung mit Schülern und Studenten aus einem sozialistischen Land grandios. Wir wurden mit einer unglaublichen Neugierde und Gastlichkeit aufgenommen, nicht nur in Bukarest, sondern auch in den seinerzeit noch von vielen Deutschen bewohnten Städten Brasov und Sibiu.

Der erste Blick hinter den Eisernen Vorhang hatte mein großes Interesse geweckt. In den beiden letzten Schuljahren begann ich in einer Arbeitsgemeinschaft zusätzlich zu den 3 Pflichtfremdsprachen Russisch zu lernen. Ich habe lange Jahre den Briefkontakt nach Rumänien aufrecht erhalten, aber dann kamen viele neue Begegnungen!

Seit 1967 besuchte ich jährlich internationale Workcamps. Da trafen sich Jugendliche aus vielen Ländern, um gemeinsam in den Ferien an einem Projekt zu arbeiten. (Kinderbetreuung, Ausgrabungen, Bauarbeiten usw.) Eines dieser Workcamps hat mein Leben sehr nachhaltig beeinflusst: Im Sommer 1968 besuchte ich ein Camp in Manchester in Großbritannien. Wir waren junge Leute aus 12 Nationen, die in einer Schule in einem Slum, von der Umgebung verbarrikadiert, wohnten. Wir schliefen alle auf Matten in einer großen Turnhalle. Die Umgebung war trostlos. Tagsüber fuhren wir mit Kindern dieses Elendsviertels in Parks, um sie dort zu beschäftigen. Viele der Kinder waren im Alter meiner jüngeren Geschwister, aber sie lebten z. T. in prekären Verhältnissen.

Als ich nach 5 Wochen wieder nach Hause kam, war mein sozialer Protest gegen ungerechte Zustände entfacht. Und es war das Jahr 1968: Ich erinnere mich an die Nacht, als ich im Camp mit einem Schweden und einem jungen Russen vorm Radio saß ... Es war der 21. August – die Russen marschierten in Prag ein! Dimitrij, ein russischer Student aus Prag, saß weinend vor dem Radio und meinte nur: Ich kann nie zurück nach Prag ... (er ist in GB geblieben).

Ein Jahr später, im August 1969, nahm ich an einem Workcamp in der Tschechoslowakei teil. Die Teilnehmer kamen aus Westeuropa, Nordafrika und der Slowakei. Die Hoffnung, noch andere Osteuropäer zu treffen, erfüllte sich leider nicht. Aber es gab oft Kontakte zur Bevölkerung, die uns mit großer Gastfreundschaft begegnete. Gastfreundschaft – das wurde bald ein Synonym für alle meine Besuche in Osteuropa.

Dem örtlichen Parteifunktionär war zu Ohren gekommen, dass ich Russisch studieren wollte – zugegebenermaßen kein populäres Ansinnen ein Jahr nach dem sowjetischen Einmarsch in der CSSR. Er lud mich ein und wollte als erstes Westgeld tauschen ... Zum Abschied schenkte er mir *Decameron* auf Russisch!

Am Jahrestag des 21. Augusts war unser Studentenwohnheim, in dem wir während des Camps wohnten, unter Kontrolle russischer Soldaten.

Nach Polen kam ich 1974 das erste Mal. Ein Freund von mir, der nicht nur Russisch, sondern auch Polnisch studierte, hatte während eines Studienjahres an der Warschauer Uni Anna, eine schöne Polin geheiratet. Er überredete uns zu einer gemeinsamen Reise nach Warschau und Masuren. Wir fuhren also mit 4 Autos und vier Paaren nach Warschau. Anna war die einzige Tochter ihres Vaters, dessen Familie im Warschauer Aufstand gegen die Deutschen gekämpft hatte. Und diese Familie hat uns Deutsche mit unglaublicher Herzlichkeit aufgenommen und ihre Wohnung zur Verfügung gestellt ... (Später, nach Verhängung des Kriegsrechts in Polen, konnten wir

uns für die erwiesene Gastfreundschaft ein bisschen erkenntlich zeigen). Das hat mich sehr beeindruckt. Neben Warschau besuchten wir Masuren und gelangten bis an die sowjetische Grenze, seinerzeit eine sehr arme Gegend – z. T. noch nicht elektrifiziert. Auf der Rückfahrt war ich mit meinem Freund und späteren Mann auch in Danzig und schaute mir das Haus an, in dem früher meine Großeltern gewohnt hatten.

Ich fand die Gegend so vor, wie sie mir mein Vater beschrieben hatte. In dem Haus wohnten jetzt Polen aus Galizien. Übrigens, bei meinen zahlreichen Besuchen osteuropäischer Länder bin ich persönlich als Deutsche nie auf Ressentiments gestoßen, wohingegen mich die Kinder in Manchester im Slum am 2. Morgen fröhlich mit „Hitlergirl, Hitlergirl“ begrüßten – ohne zu wissen, was sie da riefen.

Da ich Russisch studiert hatte, war ich natürlich auch mehrfach in der Sowjetunion bzw. später in Russland. Mit persönlichen Kontakten war es meist schwierig, weil die Menschen kontrolliert wurden. Aber es fanden sich trotzdem wunderbare Wege ... Wiederholt servierte die Kellner in Lokalen „Schampanskoje“ und Eis, spendiert von Unbekannten. Dass eine Westdeutsche freiwillig Russisch lernt (in der DDR war es ja Pflicht), wurde zumeist mit Erstaunen und Anerkennung registriert. Ganz anders Zuhause in der Bundesrepublik: Dort wurden mein Interesse für Osteuropa und mein politisches Interesse häufig mit dem Satz kommentiert: „Geh doch nach drüben!“

Unter den verschiedenen Reisen in die UdSSR bzw. nach Russland waren zwei politisch besonders interessant: 1989 im September besuchte ich mit einer Journalistengruppe auf Einladung der späteren litauischen Ministerpräsidentin Prunskiene die litauische Sowjetrepublik. In Vilnius fanden viele Demonstrationen statt, die Unabhängigkeitsbewegung war überall sichtbar, die Menschen schimpften auf Gorbatschow. Als ich wiederholt gefragt wurde, was ich von Gorbatschow halte, ahnte ich nicht, wie richtig ich mit meiner Einschätzung lag: Ich glaubte, dass wir Deutschen noch was von ihm zu erwarten haben ... 2 Monate später war es soweit!

Die Völker der Sowjetunion mussten noch auf Jelzin warten, aber wir Deutschen werden Gorbatschow sicher immer verehren.

Bei einer anderen Reise in den 90er Jahren, in das nunmehr kapitalistische Russland, ist mir besonders der Besuch von Wolgograd/Stalingrad in starker Erinnerung geblieben. Ich hatte ein bisschen Angst vor den Emotionen, und die waren dann so ganz anders als erwartet: Natürlich erstiegen wir den berühmten Mamajew-Hügel mit all seinen akustischen Kriegserinnerungen, zutiefst aufwühlend – und dann hörte ich oben in der Gedenkhalle mit der Ehrenwache mehrerer Soldaten an der ewigen Flamme von

einem Endlosband Schumanns *Träumerei* – das berühmte Werk eines deutschen Komponisten. Die Russen haben wirklich tolle Komponisten, und dann spielen sie an dieser historischen Gedenkstätte Schumann. Das hat mich zutiefst berührt.

In der Stadt selbst hörte ich auf Fragen nach den Erfahrungen mit den Deutschen immer wieder: „Ach Kindchen!, der Zweite Weltkrieg ist so lange her, unsere Söhne sind in Afghanistan gefallen, und jetzt haben wir Angst, unsere Jungs in Tschetschenien zu verlieren“.

Lebendiger Geschichtsunterricht allenthalben.

Ich habe nach 1989 neben Russland mehrfach Polen und andere ex-sozialistische Länder besucht – was mich seitdem beschäftigt, und was ich schmerzhaft bedauere: Das Interesse im Westen an der Entwicklung in den ehemals sozialistischen Ländern ist lächerlich gering. Polen ist da sicher eine Ausnahme, denn es gibt inzwischen viele Kontakte, aber generell haben junge Westeuropäer wenig Interesse an Mittel-und Osteuropa.

Cornelia Löhlein, geboren im Oktober 1950 in Osterode im Harz als zweites von sechs Kindern.

Vater gebürtig aus Danzig, Mutter aus Dresden. Aufgewachsen in Niedersachsen, Hamburg und der Nähe von Marburg. Abitur am altphilologischen Gymnasium in Marburg. Studium der russischen Sprache, Geschichte und Politischen Wissenschaften in Freiburg, Wien und Heidelberg. Nach dem I. Staatsexamen 1975 Ausbildung zur Gymnasiallehrerin für Russisch, Geschichte und Gesellschaftslehre. Danach Wechsel zum Journalismus. Von 1978 bis Ende 2010 Redakteurin beim Hessischen Rundfunk in Frankfurt/Main, zunächst im Bereich Nachrichten, dann im politischen Ressort. Seit 2011 im sog. Ruhestand.

Verheiratet seit 1976, eine Tochter; weiterhin wohnhaft in Frankfurt.

ANNA MASTALEREK

Reisen bilden, Kontakte bringen näher ...

Ich arbeite in einer Kleinstadt – Wyszaków – als Deutschlehrerin. Während des Krieges war die Stadt beträchtlich zerstört, und heute ist sie wieder schön aufgebaut und bildet (mit 40 Tausend Einwohnern) eine typische polnische Stadt mittlerer Größe. Wyszaków liegt am Bug, etwa 20 km nördlich von Warschau, und ist ein wichtiges Industrie- und Vergnügungszentrum. Ich möchte quasi stellvertretend für meine Generation, Jahrgang 1980, etwas über meine Wahrnehmung der Beziehungen zwischen Deutschen und Polen sagen.

Übrigens will ich an dieser Stelle Herrn Professor Karol Czejarek sehr danken (unter dessen wissenschaftlicher Betreuung ich an der Pädagogischen Fakultät der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pultusk meine Magisterarbeit geschrieben habe), der mich nach Gödelitz einlud, und ich freue mich sehr, dass an diesem Treffen auch Seine Magnifizenz, der Rektor dieser Hochschule, Herr Professor Dr. habil. Adam Koseski teilnimmt. Ich bin stolz darauf, dass ich in seiner Akademie, die in Polen ein gutes Renommee und hohe Anerkennung genießt, studieren konnte. An dieser Hochschule studieren (auch im Fernstudium) viele Personen, die aus Kleinstädten und –gemeinden, nicht nur aus Masowien, kommen. Da ich selbst aus einer Kleinstadt stamme, weiß ich, diese Möglichkeit zu schätzen. Die Akademie bildet also Elitegruppen heran, die durch ihre Arbeit in vielen kleinen Orten, wie etwa Wyszaków, und nicht selten direkt in Gemeinden, wesentlich zur Entwicklung Polens beitragen. Polen – das ist nicht nur Warschau, Krakau, Danzig oder Posen, sondern auch Wyszaków,

Pułtusk, Maków Mazowiecki, Płock und viele andere Städte in Masowien und in ganz Polen.

Ich möchte auch hervorheben, dass die Akademie, der ich meine Bildung verdanke, ihre Studenten und Studentinnen auch im Bereich der deutsch-polnischen Beziehungen ausbildet, und dass dort eine in Polen geschätzte wissenschaftliche Gemeinschaft, u. a. im Interdisziplinären Zentrum der Deutschstudien, wirkt. Unterstreichen will ich auch, dass ich eben in der Humanistischen Akademie in Pułtusk u. a. gelernt habe, die deutsche Kultur und Literatur zu schätzen. Ich erfuhr hier, welche Rolle Deutschland in der Europäischen Union derzeit spielt, und wie wichtig die Entwicklung unserer Beziehungen sowie die Zusammenarbeit beider Staaten ist. Es gibt noch viel zu leisten auf diesem Gebiet. Man muss Stereotype abbauen und insbesondere die geschichtlichen Angelegenheiten meistern. Das Wissen über die schwierige deutsch-polnische Vergangenheit hat mich nicht daran gehindert, die deutsche Sprache zu erlernen und auf diese Weise die Wahrheit über die tragischen Jahre des Zweiten Weltkrieges zu ergründen. Als Lehrerin dieser Sprache versuche ich, die heutige Jugend zum Kennenlernen der Kultur und Geschichte Deutschlands, mit dem Polen heute sehr gute wirtschaftliche, politische und kulturelle Beziehungen hat, anzuregen. Der Vertrag über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen Polen und Deutschland feiert doch schon sein über 20jähriges Jubiläum! Ich will nur nicht, dass die tragischen Momente aus unserer gemeinsamen Geschichte sich je wiederholen, und ich bin sicher, da ich jetzt viele Deutsche kenne, dass mein Wunsch in Erfüllung geht. Ich versuche, diese Idee so stark wie möglich zu unterstützen, damit auch andere, ich meine hier nicht nur „meine“ Jugendlichen, durch persönliche Kontakte und gegenseitiges Kennenlernen überzeugt werden, dass man mit den Deutschen sich befreunden, zusammenarbeiten und leben kann, und dass beide Seiten aus dieser Zusammenarbeit noch größere Vorteile als bisher schöpfen können.

Mit einer solchen Botschaft übermittle ich meinen Schülern Wissen. Ich spreche davon, weil man in meiner Stadt zum Deutschlernen immer noch überredet werden muss. Und ich mache dies mit voller Überzeugung, weil meines Erachtens die Deutschen nicht nur unsere Nachbarn, sondern auch der wichtigste Handelspartner und ein bedeutender Partner bei der europäischen Integration sind, deren Anhängerin und Fürsprecherin ich seit Polens Beitritt zur Union bin.

Eine gewichtige Rolle bei den gegenseitigen Beziehungen spielen solche Treffen wie das heutige. Durch persönliche Kontakte und Gespräche über eigene Biographien, die oft einander ähneln, bringen diese Begegnungen

Menschen näher. Die Biographien handeln von dramatischen Erlebnissen aus der Kriegszeit, von Übersiedlung, Hunger, Verlust der Nächsten und des gesamten Vermögens, obschon deren Ursachen unterschiedlich waren. Ohne auf die Details näher einzugehen, kann festgestellt werden, dass gegenseitige Kontakte und gegenseitiges Kennenlernen das Vertrauen und die Freundschaft vertiefen. Sie helfen dabei, die Beziehungen zwischen unseren Völkern und Ländern zu normalisieren, insbesondere zwischen den Generationen der jungen Polen und Deutschen, die bei diesem „Versöhnungswerk“ (um mit einer symbolischen Verkürzung zu sprechen) viel zu leisten haben. Alle sollten jedoch früher – so wie ich während meiner Studienzeit – einer pro-europäischen Einstellung begegnen, die auch die deutsch-polnischen Beziehungen umfasst. Wünschenswert wäre auch, wenn diese Beziehungen nicht mehr durch die Vergangenheit belastet würden, wenn wir mit Überzeugung danach strebten, dass alles Böse aus unserer gemeinsamen Geschichte sich nicht mehr wiederholt. Durch Freundschaft und persönliche Kontakte werden die Menschen immer in der Lage sein, sich gegenseitig zu verständigen. Und in diesem „Werk der Annäherung“ hat die Kenntnis der deutschen Sprache fundamentale Bedeutung. Vielleicht werden auch immer mehr junge Deutsche die polnische Sprache in den Schulen (zumindest in den östlichen Bundesländern) erlernen sowie Polonistik oder Slawistik an den Universitäten studieren, obwohl, soweit ich weiß – diese Fächer sich einer immer geringeren Popularität erfreuen.

Ich wollte immer reisen, eine „andere“ Welt und „andere“ Menschen kennen lernen ... und eine solche Chance bekam ich in der letzten Klasse meines Lyzeums, als ich dank meiner Deutschlehrerin zum ersten Mal mit einer Klassenfahrt nach Deutschland fuhr. Als eine Jugendliche sah ich damals, dass man anderswo ohne große Hektik leben kann; dass die Geschäfte mit Waren überfüllt sind und dass man in schönen, gepflegten Parkanlagen sich ins Gras legen kann, was mich sehr überraschte. Überall sah ich lächelnde Menschen, ihre Zuneigung und ihr einwandfreies Benehmen. Ihr Fleiß, ihre Sorge um Denkmäler und Natur bildet ein separates Thema. Das waren dieselben Deutschen, über die ich soviel tadelnswerte Meinungen in Polen hörte ...

Wieder zu Hause überzeugte ich mich noch tiefer, dass meine Zukunft mit der deutschen Sprache verbunden ist, dass ich darüber, was ich sah, meinen Mitschülern erzählen und für sie nach Kontakten mit Gleichaltrigen suchen muss. Deswegen entschied ich mich, nach dem Abitur nach Deutschland zu gehen, um dort als Aupairmädchen zu arbeiten und dann Germanistik zu studieren, mit dem Ziel, Deutschlehrerin zu werden. Ich habe ein paar Briefe an Familien geschrieben, deren Adressen ich von

Bekannten erhielt und ... es ist gelungen! Bereits ein halbes Jahr nach dem Lyzeumsabschluss fuhr ich nach Magdeburg. Ich traf auf eine wunderbare Familie, wo die Eheleute Ärzte waren und ich ihre drei Töchter betreute. Für mich, damals war ich achtzehn, war das eine große Herausforderung: sehr viele Pflichten, aber auch eine gute Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln. Und beinahe hätte Deutschland zu meiner zweiten Heimat werden können, weil mir jemand einen Heiratsantrag gemacht hat.

Der Aufenthalt in Deutschland hat jedoch verursacht, dass ich nach der Rückkehr in Polen ein Germanistikstudium aufnahm, von dem ich so geträumt hatte. Zunächst studierte ich in der Wszechnica Mazurska in Olsztyn (Allenstein) – dort habe ich das Lizentiat erworben, dann setzte ich das Erlernen der deutschen Sprache im Österreichischen Institut in Warschau sowie in der Humanistischen Akademie in Pułtusk fort. In der Akademie traf ich auf Professor Czeżarek, der meine Liebe zu Deutschland richtig entflammte und meine Aufmerksamkeit (und übrigens auch die Aufmerksamkeit vieler anderer Studenten) auf die Bedeutung der deutsch-polnischen Versöhnung lenkte. Professor Czeżarek ist für mich jemand geworden, an den ich mich wahrscheinlich immer wenden werde, wenn ich um Rat im Bereich des Fremdsprachenunterrichts (insbesondere des Deutschlernens) bitten will. Er ist nämlich ein exzellenter Spezialist in diesem Metier, kennt nicht nur sehr gut die deutsche Sprache, sondern auch Geschichte, Kultur und Literatur dieses Landes. Er gehört zu den ausgezeichneten Übersetzern der deutschen Literatur ins Polnische und ist Autor von mehreren Büchern, mit denen ich noch als Schülerin vertraut wurde (u. a. mit den Übersetzungen der Prosa von Hans Hellmut Kirst).

Nach dem Beitritt Polens zur Europäischen Union 2004 begann eine dynamische Entwicklung meines Landes, das heute nur wenig von den übrigen westeuropäischen Ländern absticht. Ich weiß, dass Deutschland eine wichtige Rolle bei dem Beitritt Polens zur EU gespielt hat. Daher halte ich auch diese Geste für eine Bestätigung des Verlangens Deutschlands nicht nur nach Versöhnung, sondern auch nach einer breiten Zusammenarbeit mit Polen. Wünschenswert wäre es – das ist nun mein Traum in diesem Moment – dass jede polnische Stadt, Schule, Familie in Deutschland einen eigenen „Partner“ hätte, um auf diese Weise, also nicht nur offiziell, die künftigen Beziehungen zwischen unseren Ländern zu entfalten, damit die jungen Menschen mehr Möglichkeiten zu gegenseitigen Kontakten hätten. Vorzüglich wäre es, wenn die Deutschen nie mehr (genauso wie die Russen) für Polen und für das polnische Volk Feinde würden (was immer noch in den Stereotypen lebendig ist), die im September 1939 Polen die vierte Teilung bereiteten, und dann durch so viele Jahre hindurch unser Land

besetzten. Die Deutschen taten das bis 1945, und die Russen – praktisch bis zur politischen Wende in Polen 1989.

Dank der EU wird das heutige Polen immer schöner, gepflegter, wirtschaftlich und kulturell stärker. Die finanziellen Mittel der Union helfen den polnischen Unternehmern, Beamten, Bauern, auch den Lehrern und den Jugendlichen. Vor einem Jahr, im Juli 2012, hatte ich im Rahmen eines europäischen Projektes zum zweiten Mal die Möglichkeit, nach Österreich zu fahren. Ich nahm an einem Kurs der deutschen Sprache für Deutschlehrer teil. Ich hatte nicht nur die Chance, Wien zu besichtigen, sondern ich lernte auch neue glottodidaktische Techniken, insbesondere die praktische Anwendung der Multimedien im Fremdsprachenunterricht. Und was sehr wichtig ist, lernte ich Lehrer aus unterschiedlichen Ecken der Welt, vor allem aus Österreich und Deutschland, kennen, mit denen ich im ständigen beruflichen und freundschaftlichen Kontakt verbleibe. Wir besuchen uns gegenseitig, da wir uns entschieden hatten, mehr freie Zeit gemeinsam zu verbringen.

Nach der Rückkehr aus Wien veranstaltete ich im Kulturhaus in Wyszaków einen „Deutschen Tag“. Behilflich war mir hierbei meine Funktion einer Koordinatorin der Zusammenarbeit mit der deutschen Jugend, die ich in der Schule, in der ich, arbeite, ausübe. Wir tauschten unsere Erfahrungen, die wir in der deutsch-polnischen Schülerzusammenarbeit sammeln. Gebürtige Deutsche, die in Wyszaków und in der Umgebung leben, erzählten von ihrem Leben in Polen. Alle Teilnehmer dieser Veranstaltung betonten, wie wichtig das Lernen der Fremdsprachen, darunter auch der deutschen Sprache, ist, und dies nicht nur wegen der Nachbarschaft. Der Tag endete mit einem deutsch-polnischen Volleyballspiel sowie mit einem gemeinsamen Lagerfeuer, wo alle sich ausgezeichnet verständigten, sowohl auf Polnisch wie auch auf Deutsch. Abermals überzeugte ich mich, dass immer mehr Deutsche Polnisch lernen und mit polnischen Partnern in dieser Sprache sprechen wollen! Wir gingen gut gelaunt nach Hause, und wir haben beschlossen, den „Deutschen Tag“ auch in den nächsten Jahren zu organisieren; die Ehrengäste der Veranstaltung haben versprochen, in einem Jahr wieder nach Wyszaków zu kommen!

Nach meinem Besuch in Gödelitz, wo ich an dem Seminar teilnahm (und wofür ich mich nochmals bei den Organisatoren bedanke), werde ich mit Sicherheit für die deutsch-polnische Zusammenarbeit weiterhin plädieren und Deutsch als Fremdsprache in Polen (und dies bereits seit dem Kindergarten) propagieren; ich werde mich für den zwischenschulischen Austausch mit Deutschland einsetzen. Es geht doch darum, dass man in bilateralen Kontakten zwischen Deutschen und Polen aufhört, über die

Vergangenheit zu sprechen, und anfängt, sich auf die Bildung der gemeinsamen Zukunft zu orientieren! Solche Zusammentreffen, wie das heutige in Gödelitz, sind die beste Form, die Menschen einander näher zu bringen! Und dies gehört für uns Polen sowie für Deutsche zu den wichtigsten Herausforderungen!

(Übers. Anna Warakomska)

Anna Mastalerek, geb. 1980, wohnt und arbeitet in Wyszaków am Bug. Germanistikstudium an der Wszechnica Mazurska in Olecko, dann Pädagogik an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in w Pułtusk; als Deutschlehrerin engagiert in den deutsch-polnischen Schüleraustausch. Liebt Reisen, insbesondere in die Länder des deutschen Sprachraumes.

STEFAN BRUNO MICHAELSEN

Mein Weg nach Sachsen – biographische Erinnerungen

Mein Name ist Stefan Bruno MichaelSEN. 1956 geboren an der ostdeutschen Ostseeküste in Wismar, habe ich meine ersten unbeschwernten Kinder- und Jugendjahre in Mecklenburg, damals im Bezirk Rostock, verbracht.

Wohlbehütet in einer Lehrerfamilie, konnte ich ein „normales“, aber auch interessantes Leben genießen. Ich hatte meine Freunde, sowohl im Kindergarten (die Zeit der Kinderkrippe ist mir nicht mehr gegenwärtig) als auch in der Schule. Wir haben gespielt, wie alle Kinder es in den 50er und 60er Jahren taten. Politisch bekam man nicht viel mit, obwohl der Bau der Mauer genau in meine Vorschulzeit fiel. Meine „Querinformationen“ aus westlicher Richtung bekam ich eigentlich nur von Mitschülern oder deren Eltern, oder aber von meiner Tante Frieda aus Hamburg, die mit Onkel Hans (er trank das bei uns extra besorgte Rostocker „Leckbier“) jedes Jahr mit dem „Interzonenzug“, der Name ein Relikt aus der Zeit der Nachkriegszeit, zu Besuch kam. Uns Kinder interessierten eigentlich nur die wohlriechenden Dämpfe aus dem Koffer unserer Verwandten. Und wer noch das berühmte „Westpaket“ kennt, hat noch genau die Duftzusammensetzung in der Nase: Fa-Seife, Sprengel-Schokolade, Jacobs-Kaffee, Bananen ...

Bei uns zu Hause gab es kein Westfernsehen. Das konnte sich mein Vater als Schuldirektor und Mitglied der SED nicht leisten. Die Gefahr der Denunziation war einfach zu groß. Also erlebte ich als Kind schon den Zustand, den ich später in Dresden erleben sollte, ich lebte in einem „Tal der Ahnungslosen“.

Mein Vater, geboren 1923, hatte aktiv in der Wehrmacht als Funker in Frankreich gedient. Er hatte Glück und brauchte keine Verwundung zu

beklagen. Und eine kurzfristige Gefangenschaft in Belgien ließ ihn mit frischer Kraft und Idee beim Neustart in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg beginnen. Er wurde Neulehrer und wollte gemeinsam mit seinen Altersgenossen ein neues Deutschland aufbauen. Dieser so schöne Traum hielt bis zum Ende der fünfziger Jahre. Danach kam es für ihn so manches Mal zu extremen Konfliktsituationen, die, ausgelöst durch die Parteidoktrin, zum inneren Zerbrechen führten. Er sollte Soldaten und Offiziere in den Reihen der Schüler werben, nach Quoten, die er nie erreichte. Der Kontakt zu unseren Verwandten in Westdeutschland wurde stets gerügt, und dank irgendwelcher Zuträger wurden kurzfristige, nicht angekündigte Besuche im kleinen Grenzverkehr (Tagesvisum im grenznahen Raum: von West nach Ost) von einem Onkel zur Gefahr des Berufsverbotes für meinen Vater. Er litt sehr unter diesen Umständen.

Auch mir gegenüber konnte er nicht alles so mitteilen, wie er es vielleicht schon lange dachte. Noch einige Jahre vor seinem Tod im Jahre 2000 hatten wir beide ein sehr angespanntes Verhältnis. Es waren vor allem politische Themen, die uns auseinanderdriften ließen. Ich denke aber, dass wir diese Differenzen noch rechtzeitig beseitigen konnten. Die Belastung für mich ist abgefallen.

Um studieren zu können, bin ich 1974 für drei Jahre zur Armee gegangen. Ein halbes Jahr härtester Grundausbildung war gepaart mit „Rotlichtwäsche“ und ideologischer Feindbeschreibung. Ein Kuriosum aus dieser Zeit spricht Bände: Heiligabend hatte ich Dienst an einem extern gelegenen Munitionsbunker. Es war stürmisch und just in meiner Wache fiel ein Baum über beide Stacheldrahtzäune meines Postenganges. Ich habe gelitten, nahm ich doch an, dass der westdeutsche Imperialismus mir genau an der östlichsten Grenze, nämlich in Weißwasser einen Überfall provozierte. Dass unsere damaligen Feinde zu Hause unter dem Christbaum feierten, kam mir gar nicht in den Sinn. Heiligabend war das perfekte Datum für einen Überfall ...

Was will ich damit andeuten? Oft habe ich über dieses Ereignis nachgedacht und festgestellt, dass ich ganz und gar von dem politischen System eingenommen und wohl auch missbraucht wurde. Ich war 18 Jahre alt und hatte eigentlich noch nichts von der Welt begriffen. Wir, und damit meine ich alle meine Kameraden, kamen nach dem Abitur zur NVA und wurden intensivst abgeschottet sowie ideologisch manipuliert.

Ich behaupte damit, dass es einem 18-20 Jährigen nicht möglich ist, weit reichende persönliche Entscheidungen in vielen wichtigen Fragen zu treffen. Ich verstehe, wenn die Generation unserer Eltern verblendet der politischen Ideologie der damaligen Zeit folgte. Oft haben sie es später be-

reut und die Begebenheiten völlig anders gesehen. Sie waren damals so alt wie ich zur Zeit meines Wehrdienstes in der NVA.

1977 begann ich mein Medizinstudium in Berlin, das ich dann 1983 mit gutem Erfolg beendete. Meine Diplomarbeit zum Thema *Sonografie in der Schwangerenbetreuung* konnte ich mit „Sehr gut“ verteidigen.

Berlin war eine interessante Zeit mit vielen tollen Erlebnissen. Das Studium, geprägt durch Pflichtfächer Marxismus/Leninismus usw., unterschied sich erstmal nicht von der Schulzeit.

Doch Berlin war eben anders als die Provinz, anders als in meinem Elternhaus und anders als das bisher Erlebte in der Armee.

Hier hatten wir im Prenzlauer Berg am Helmholtz-Platz/Dunckerstraße eine völlig unbekannte Bewohnerstruktur. Es gab regelmäßig Kontakt mit Westberliner Gleichaltrigen und das berühmte und von mir tatsächlich erstmalig selbst konsumierte Westfernsehen und den RIAS. Wir bekamen zum Wochenende oft Besuch zum Frühstück und dann ging es mit einem roten Mercedes an die Berliner Gewässer.

Ob es mich gestört hatte, dass es die Mauer gibt? Nein. Wir hatten uns damit abgefunden, dass es diesen „antifaschistischen Schutzwall“ gab. Gern wäre ich auch in andere Teile der Welt gefahren und verreist. Doch, das schmerzte schon!

Aber im täglichen Leben hat die Mauer mich persönlich wenig gestört. Das wiederum heißt nicht, dass ich ein Verfechter derselben gewesen bin. Wir waren da einfach so in die Situation hineingewachsen.

Während des Studiums hatte ich mehrfach Kontakt zu Mitstudenten aus dem westlichen Ausland. Ihnen gefiel die DDR, sie hatten aber auch kritische Bemerkungen, die mir so allmählich auch mein Weltbild veränderten. Ich sah Vieles zunehmend kritischer. Und hier war dann auch wieder der Konflikt mit meinem Vater, auch auf die Entfernung hin.

Während des Studiums machte ich verschiedene Reisen in das sozialistische Ausland, ich war in Prag (ich arbeitete hier im Tiefbau), in Budapest (hier war in der Uniklinik tätig) und trampelte durch Polen.

Budapest war für uns fast schon der „Westen“. Hier gab es Vieles, was es bei uns nicht gab. Alles erschien uns offener, freier und nicht zuletzt trugen die Reiseschilderungen unserer ungarischen Freunde, die ganz Europa kennen gelernt hatten, dazu bei, dass unsere Sehnsucht nach (Reise)-Freiheit stieg.

Das war eben möglich!

Das Studium endete, und damit war die sog. Vermittlung für den Ort unserer zukünftigen Tätigkeit und Ort des Lebensschwerpunktes unser Schicksal. Ich hatte eine Stelle zur Ausbildung zum Chirurgen in der Med. Akademie Dresden erhalten. Die Stelle war sicher; dachte ich, denn spä-

testens nach einem Gespräch „zur Klärung eines Sachverhaltes“ wurde mir klar, dass mein berufliches Schicksal sehr ungewiss sei.

Damals noch in Berlin häufig anwesend, ich hatte eine Freundin dort, versuchte ich selbst im Ministerium für Gesundheit einen Fürsprecher für die Ausbildung in Berlin zu finden. Einzig, es fehlte mir das kleine Quantum Vitamin B.

Etwas betrübt und auch traurig, Berlin in unbekannte Richtung zu verlassen, besuchte ich den Geburtstag einer alten Tante. Auf mein Problem angesprochen, zeigte sich ein etwa gleichaltriger „Retter“ sehr bemüht, mir zu helfen. Was war ich in diesem Moment doch naiv!

Er wollte mich am darauf folgenden Tag in der Gaststätte am Fernsehturm zum „IM“ anwerben. Ich sollte nur ab und zu Fragen der Genossen beantworten, ich sollte also Spitzel werden! Ich war so entsetzt und innerlich beunruhigt. Das war mir eine Arbeitsstelle in oder bei Berlin nicht wert!

Ich glaube, das war die bis dahin allerbeste Entscheidung in meinem Leben gewesen. Und somit fuhr ich wieder nach Dresden, um später die Ausbildungsstelle als Allgemeinarzt anzutreten. Das habe ich übrigens nie mehr bereut!

Noch lange Zeit verfolgten mich die eindringlichen Worte des Stasimannes, der mir drohend mitteilte, man würde mich immer finden, wenn ich auch nur irgendein Wörtchen von unserem Gespräch jemandem verlautbaren lassen würde. Es war meine Mutter, die dieses von mir noch 1984 in einer Freiluftgaststätte erfuhr. Ich war es los, endlich hatte ich diese Last von mir nehmen können. Danach habe ich nie wieder Kontakt mit diesen Leuten gehabt.

1987 besuchte ich mit meiner damals zukünftigen Ehefrau Georgien. Ein stolzes Land mit dem Übergott Stalin an jeder Ecke. Bereits 1984 war ich schon mal allein in Georgien. Hier überraschte es mich sehr, als mitten im Gebirge mehrere Georgier ihren ersten deutschen Besuch nach dem Zweiten Weltkrieg mit ausgestrecktem Arm und „Heil Hitler“ empfangen und feierten. Übrigens tickte hier die Zeit ganz anders und mein Bild von dem Freundesland Sowjetunion drohte zu zerbrechen. Umweltkatastrophe durch Öl auf dem Schwarzen Meer, Tschernobyl ... haben dazu Einiges beigetragen.

1987 war es das erste Mal, dass ich nun auch den Weg zu meiner Tante Frieda nach Hamburg nehmen konnte. Sie wurde immer am 30. April ein Jahr älter und mit dieser Genehmigung war ich von jeglichem Fahne- oder Transparenttragen befreit. Der 1. Mai fiel für mich praktisch aus. Da schaute ich doch lieber live in Hamburg zu den Maidemonstrationen persönlich vorbei ...

Übrigens habe ich meine Reisen nach Hamburg einem Polizeioffizier zu verdanken, der mir in einem behördlich vorgeschriebenen 4-Augen-Gespräch Mut machte, meine Großtante als Tante anzugeben. Dies zu machen, hätte ich mich selbst doch niemals getraut!

Es war für mich immer eine schöne Reise, gespickt mit vielen interessanten Erlebnissen und Feiern im Familienkreis, sowohl in Hamburg als auch in Kaiserslautern und Walsrode.

Und: Ich bin immer gern wieder nach Hause zurückgekommen. Hier hatte ich meine Familie, meine Kinder, meine Eltern. Diese und mein Zuhause wollte ich nicht aufgeben! Die Verlockung zur Flucht war für mich nur tertiär wichtig.

Es kam jetzt die Zeit, eine Familie zu gründen. Wir kannten uns schon mehrere Jahre, und so heiratete ich 1988 meine Frau Astrid.

1988 war auch in anderer Hinsicht bedeutend. Unsere kleine Tochter wurde geboren, und ich machte meine Facharztprüfung zum Facharzt für Allgemeinmedizin. Dann erhielten wir endlich eine 4-Raum-Neubauwohnung. Das war ein Glück! Und diese Wohnung auf einem Randhügel von Dresden gefiel uns. Und nach meinem „Fernsehercheck“ nahmen wir die Wohnung an. Beim Erstbesuch konnte ich doch tatsächlich die „Heute“-Sendung vom ZDF sehen, oder besser gesagt im Dunst der Ätherwellen vermuten. Diese Wohnung nehmen wir! „Das Tal der Ahnungslosen“.

Doch so ahnungslos sollten wir nicht mehr lange bleiben. Die Erfindung der Satelliten-Schüssel und die damit verbundene freiwillige Subbotnikaktivität – ein Phänomen der Neuzeit würde ich sagen – haben hier geholfen. Wir arbeiteten wie emsige Bienen, es wurden Gräben ausgeschachtet und eines schönen Tages war RTL auch bei uns in der Wohnung.

Der Standort unseres Hauses ermöglichte eine gute Beobachtungssituation im regen Ausreiseverkehr in die CSSR. Tag für Tag fuhren unendlich viele Trabis und Wartburgs Richtung Süden. Sie kamen aus der ganzen DDR.

Die Unruhe in der Republik war nicht mehr zu übersehen. Unsere guten Freunde, die sich für die Ausreise in die BRD entschieden, verließen uns in den Sommermonaten 1989. Die nächsten Wochen und Monate gehören zu den am intensivsten erlebten meinerseits. Wir hatten die Kolonnen von Autos gen Tschechoslowakei fahren gesehen. Wir haben auch die von den vielen DDR-Bürgern besetzten Botschaften im Fernsehen gesehen und stellten schon recht schnell den Verlust von Kollegen und Freunden in unserer Umgebung fest. Ich hatte Anfang Oktober 1989 eine Weiterbildung im städtischen Krankenhaus Schwerin begonnen. Leider mussten fast alle Vorträge wegen Abwesenheit der Vortragenden abgesagt werden. Es stellte

sich heraus, dass auch sie im großen Strom der Rückleuchten gen CSSR unterwegs waren.

Zurück in Dresden erlebte ich eine große Unruhe in der Stadt, die bedingt durch die Durchfahrt der aus Prag kommenden Züge mit den Ausreisewilligen entstanden war. Das war provokativ, d. h. eine gewollte Demonstration von Stärke, aber auch ein Zeichen der Schwäche des maroden Systems.

Meine Frau und ich wollten im Zentrum der Stadt mit dabei sein. Auf der großen Allee, der Prager Strasse, standen viele Menschen und diskutierten in Gruppen. Uns gefiel es nicht, da hier provoziert wurde. Diesem Umstand und unserem Verlassen der Strasse ist es zu verdanken, dass wir einer groß angelegten Verhaftungsaktion entgingen. Die Polizisten ohne Dienstabzeichen und unbewaffnet, formierten sich, und die LKWs mit heruntergelassener Bordwand warteten auf die Verhafteten.

Am nächsten Abend gab es an derselben Stelle Gespräche mit der uniformierten „Volksmacht“, meiner Meinung nach alles Offiziersschüler und Offiziere – in der Dunkelheit nicht genau zu unterscheiden, ob Leute der Polizei oder NVA. Kluge Köpfe hatten sich von beiden Seiten aufeinander zu bewegt und der Gewalt in diesen kritischen Tagen eine Absage erteilt. Welch ein Glück für uns!

Bewegend und für uns so erschreckend gleichzeitig, war das Verlesen von Vermisstenlisten in der evangelischen Kreuzkirche. Gruselig!

Die nächsten Jahre waren von Schnelligkeit, Lernfähigkeit, Sammeln von Erfahrungen geprägt. Menschen, die dem sozialistischen System „sehr nahe“ standen, verschwanden aus ihren Positionen und wurden nicht immer glücklich ersetzt.

In meinem Leben änderte sich auch vieles. Ich eröffnete eine Allgemeinarztpraxis in Dresden. Das ist ein Umstand, der mich noch heute glücklich macht. Leider mussten wir feststellen, dass unsere jüngste Tochter nicht gesund ist. Meine Frau und ich waren viel und fast weltweit vernetzt und unterwegs, um unserer behinderten Tochter zu helfen. Das Ergebnis unserer Bemühungen war leider nicht erfolgreich. Unsere Beziehung konnte diesem Druck nicht widerstehen, 2008 wurde unsere Ehe geschieden.

Unserer Tochter geht es den Umständen entsprechend aber gut, bemühen sich Mutter und Vater stets, ihr ein angenehmes Leben zu ermöglichen. Mein größtes Leid besteht darin, dass sie nicht mehr in der Lage ist, zu sprechen. Wie schön könnte es sein, ihre Gedanken wie früher zu teilen und sie zu verstehen.

Dieses, ihr Schicksal hat mich dazu gebracht, die Welt mit anderen Augen zu sehen. Geld hat für mich eine andere Bedeutung bekommen und

ist nicht immer erstrangig, aber auch helfend. In dieser für mich schweren Zeit lernte ich meine jetzige Partnerin kennen und lieben.

Polen ist ein Land, das ich noch viel zu wenig kenne.

In meiner Familie gibt es Ereignisse, die die Betrachtung Polens unterschiedlich erscheinen lassen. Meine 1900 geborene Großmutter war in Kolberg zu Hause. Ihr Weg führte über Berlin zurück nach Kolberg, Arnswalde und Stolp. Sie war eine fleißige unpolitische Dienstleisterin und besaß eine Heißmangel, Anfang der 30er Jahre des vergangenen Jahrhunderts eine Rarität.

Meine Mutter ging in Kolberg zur Schule, später dann in Stolp in die staatliche Lessingschule, ein Lyzeum. Abitur machte sie 1944, in den „Iden des März“. Ihren Arbeitsdienst machte sie 1945 auf einem Bauernhof, später wurde sie über Stettin nach Ueckermünde geführt. Hier galt am 20.04.1945 der Ruf „Rette sich, wer kann!“

In diesen Wirren hatte sie aber das große Glück, ihre Mutter wieder zu finden. Meine Großmutter wurde von polnischen Bürgern aus ihrem Geschäft und ihrer Wohnung unter erbärmlichen Umständen vertrieben. Das konnte sie bis zu ihrem Lebensende nicht verwinden. Der Vater meiner Mutter besaß an der Ostsee bedeutende Hotels. Selbstverständlich sind diese nicht mehr im Familienbesitz. Meine Mutter hat niemals im Hass gegenüber den Polen gesprochen. Inzwischen war sie auch schon mehrfach in ihrer alten Heimat zu Besuch. Für mich ist die Entwicklung nach dem Krieg unwiderrufbar, und ich habe nicht im Entferntesten den Wunsch auf Restitution. Das liegt sicherlich auch an meinem Alter und der insgesamt positiven Einstellung meiner Eltern den Polen gegenüber.

Unser Leben ging damals weiter und dieses tut es auch noch heute. Wir schauen einfach nach vorn.

Eine andere Beziehung zu Polen bestand in der Familie meines Vaters. Mein Großvater war Schneidermeister in Wismar. Er bekam gleich nach Kriegsbeginn einen Kriegsgefangenen aus Polen zur Seite gestellt. Es bestand ein sehr guter Kontakt zwischen beiden und irgendwie schaffte es mein Großvater seinen Arbeiter nach Raciąż in der Tucholer Heide zu begleiten. Ein kleiner Urlaub einfach so im Krieg.

Erfahren habe ich das aber erst nach dem Tode meines Großvaters, nachdem Herr Leon Ott Kontakt zu meiner Familie suchte. Wir haben ihn mehrfach besucht und uns gut verstanden. Reisen führten mich 1978 per Anhalter nach Warschau und durch große Teile des Landes. Zuletzt hatte ich einen Aufenthalt vor 2 Jahren in Warschau. Und ein weiterer Besuch ist schon geplant. Und zuletzt möchte ich mit einem zwinkernden Auge

noch erwähnen, dass die Sachsen ein besonderes Verhältnis zum polnischen Thron haben. Denn August II. sowie August III. waren ja auch Könige aller Polen ... Deutsche und Polen sollten in freundschaftlicher Nachbarschaft leben dürfen und dieses auch praktizieren!

Stefan Bruno Michaelsen, geboren 1956, Medizinstudium an der Humboldt-Universität zu Berlin in der Zeit von 1977 bis 1983, danach Arzt in einer Poliklinik in Dresden-Prohlis, seit Herbst 1991 bis jetzt selbständig als Arzt in privater Praxis in Dresden-Seidnitz, geschieden.

Vielseitig interessiert: Lesen, Konzerte, Theateraufführungen, handwerkliche Tätigkeiten.

MARTA MILEWSKA

Von der deutsch-polnischen Zusammenarbeit im Alltag

Sehr geehrte Damen und Herren, wie ich bereits gestern während meiner Präsentation bei der Eröffnung unserer Konferenz gesagt habe, bin ich in Ciechanów geboren. Meine Kindheit habe ich auf dem Dorf verbracht, weil meine Eltern ein Einfamilienhaus auf dem Dorf in der Nähe von Ciechanów gebaut haben. Wegen Erkrankung konnte ich den Kindergarten nicht besuchen. Bevor ich in die Grundschule gegangen bin, konnte ich gut schreiben und lesen. In der Grundschule und in der Oberschule hatte ich keine Probleme mit dem Lernen. Nach dem Abitur habe ich oft darüber nachgedacht, was ich in der Zukunft machen soll. Ich habe mich für Geisteswissenschaften interessiert, deshalb habe ich Geschichte an der Universität in Olsztyn gewählt und studiert.

Jetzt bin ich Doktor der Geisteswissenschaften im Bereich der Geschichte. Ich habe im Jahr 2010 in der geschichtlichen Fakultät der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk meine Dissertation mit dem Titel: *Gesundheitsschutz in dem Gouvernement von Plock in den Jahren 1865–1915* verteidigt. Meine Dissertation hat solche Themen wie: sanitäre Bedingungen, Hygiene, Seuchen, Krankenhäuser und medizinisches Personal in dem Gouvernement von Plock besprochen. Ich arbeite weiterhin mit der Humanistischen Akademie zusammen, indem ich dort Vorlesungen halte.

Meine Forschungsinteressen umfassen vor allem die sozioökonomische Geschichte der polnischen Gebiete in der Zeit nach den drei Teilungen Polens. Je mehr ich aber darüber nachgedacht habe, desto mehr neigte ich zu weiteren Forschungsthemen, wie z. B. deutsch-polnische Beziehungen in

den vergangenen Jahrhunderten. Ich denke, dass die Jugendlichen die Geschichte ihres Landes gut kennen sollten, aber man braucht nicht unbedingt über die Vergangenheit, vor allem über die deutsch-polnische Vergangenheit ununterbrochen zu sprechen. Beiderseitige Entwicklung der freundschaftlichen Beziehungen und die nachbarschaftliche Zusammenarbeit scheinen mir für die gemeinsame Zukunft wichtiger zu sein. Meine Arbeit an der Humanistischen Akademie hat zur Zeit der Gründung des fakultätsübergreifenden Forschungszentrums der Deutschkunde angefangen. Es ist vorteilhaft für mich, dass das Zentrum gegründet worden ist, denn sein Patronat hilft mir bei meinen Recherchen. Ich freue mich, dass ich heute mit Ihnen in einem so schönen Ort wie Gödelitz sein kann.

Mein Alter berücksichtigend könnte man denken, dass ich Vertreterin einer Generation bin, die die Geschichte von Polen und Deutschland aus den Büchern, aus der Schule und aus verschiedenen Fernsehsendungen kennt. Als Kind habe ich viel von der deutschen Nation von meinen Großeltern und ihren Bekannten erfahren. Meine Großeltern haben während des Zweiten Weltkriegs bei den deutschen Kolonisten gearbeitet. Der Bruder meiner Großmutter war leider in dem Konzentrationslager in Stutthof. Die Erzählungen meiner Mutti und schlechte Erinnerungen haben dazu geführt, dass damals in meinem Kopf ein negatives Bild von der deutschen Nation entstanden ist. In der Oberschule hatte ich keine Möglichkeit, Deutsch zu lernen und in meiner unmittelbaren Umgebung haben auch keine Deutschen gewohnt. Man konnte sie sehr selten treffen. Deshalb war ich in meiner Überzeugung gestärkt. Die Stereotype waren nicht weg. In meinem Haus hat man einen großen Wert auf nationale Symbole, auf die Sprache und auf Genealogie gelegt. Das bildet unsere nationale Identität. Zu Hause waren auch solche Werte, wie etwa Autonomie unserer Nation und Respekt für die Kultur sowie Autonomie der anderen Nationen wichtig. Wenn ich die heutige Welt beobachte, denke ich, dass solche Werte auch heute von großer Bedeutung sind.

Das Studium der Geschichte hat in meinem Kopf zur Änderung der Überzeugungen geführt. Die deutsch-polnischen Beziehungen schienen für mich ganz anders gewesen zu sein. Die Vorlesungen über die Geschichte der Nachbarländer, die ich in dieser Zeit besucht habe, alle Bücher, die ich damals lesen konnte, haben mir geholfen, viele positive Seiten zwischen diesen zwei Nachbarländern zu entdecken. Die Reisen nach Westeuropa haben mir die Möglichkeit gegeben, junge Menschen aus Deutschland kennen zu lernen, die auch die Wiederherstellung der guten Beziehungen zwischen Polen und Deutschen für durchaus notwendig gehalten haben. Meine Sprachkenntnisse waren aber damals nicht genügend, um mit ihnen im ständigen

Kontakt zu bleiben. Um dieses Problem zu lösen, habe ich begonnen, einen Deutschkurs an einer Sprachschule zu besuchen. Sie haben bestimmt schon bemerkt, dass ich noch viel lernen muss, um fließend Deutsch zu sprechen. Bis jetzt habe ich keine Bekanntschaften hier in Deutschland geschlossen. Ich hoffe aber, dass das sich schnell ändert.

Obwohl ich vor dem deutschen Volk die größte Achtung habe, muss ich betonen, dass der Zweite Weltkrieg ein schreckliches Ereignis war. Die deutsch-polnische Zusammenarbeit ist in vielen Bereichen zerstört worden. Da ich zu der Zeit des Zweiten Weltkriegs noch nicht gelebt habe, kann ich das alles sicherlich nicht so gut verstehen. Trotzdem sehe ich heute viele Schattenseiten dieses Krieges. Bis heute funktionieren deshalb in der polnischen Gesellschaft so viele Stereotype. Ich weiß, dass der Begriff „Normalität“ in den deutsch-polnischen Beziehungen, in den Medien oft verwendet wird. Aber im alltäglichen Leben kann ich das Verhalten von Polen und Deutschen beobachten und ich weiß nicht, ob das Wort „Normalität“ ein richtiges Wort ist.

Schon als Kind mochte ich reisen. Ich wollte immer als Reiseleiterin arbeiten. Als Erwachsene erwarb ich die Lizenz der Reiseleiterin und ich darf auch diesen Beruf ausüben. Im Sommer Sorge ich für verschiedene Touristengruppen und daher habe ich mit vielen Situationen zu tun, die leider zeigen, dass Stereotype in den deutsch-polnischen Beziehungen noch vorhanden sind. In den letzten Sommerferien habe ich für eine polnische Reisegruppe gesorgt, mit der ich bis heute schöne Erinnerungen verknüpfe. Die meisten von ihnen waren schon Senioren und sie waren damit nicht einverstanden, dass sie im Hotelrestaurant zusammen mit den Deutschen essen sollten. Deshalb muss ich hier eine Frage stellen: Gehört das zur Normalität oder ist das ein Stereotyp? Ein weiteres Beispiel: Masuren, eine Schifffahrt auf dem See Tały. Niemand aus der Gruppe der Polen wollte mit mir auf das Oberdeck des Schiffes gehen. Auf die Frage „warum?“ habe ich die Antwort gehört: „Weil dort die Deutschen sind“. Und hier möchte ich wieder fragen: Gehört das zur Normalität oder sind das weiter Vorurteile? In einem anderen Teil von Polen, in einem Hotel sagte die Frau in der Rezeption zu mir, dass meine Gruppe in einem anderen Teil des Hotels wohnen wird, damit sie keinen Kontakt mit der deutschen Gruppe hat, die viele Probleme bereitet. Und wie soll man das letzte Beispiel nennen? Normalität oder Klischee? Glücklicherweise sind solche Situationen Ausnahmen, aber sie zeigen auch, dass die Vorurteile noch nicht völlig überwunden worden sind.

Der Dialog zwischen den beiden Staaten sollte also fortgesetzt werden. Er ist für die deutsch-polnische Zukunft von großer Bedeutung. Und die

Frage, was sollte man tun, um Vorurteile zu bekämpfen, bleibt weiterhin gültig. Auf dem Gebiet der Wissenschaft muss die Frage weiter noch aufgeworfen werden. In der Geschichte von Polen und Deutschland gibt es noch viele schwierige Probleme, die überhaupt nicht erörtert worden sind.

In der Literatur über die Geschichte von Masowien erscheinen die Informationen, die die deutsche Kolonisierung betreffen, nur fragmentarisch. Dieses Thema ist unbeachtet gelassen worden oder nur in den Monographien von masowischen Städten und Landkreisen angedeutet. Die Sammlung von Materialien über deutsche Kolonisierung in Masowien wirft viele wichtige Fragen auf, die analysiert werden sollten, zum Beispiel: die Zahl der Siedler, Gebiete, aus denen sie angekommen sind und die Landnutzung der Gebiete, die sie übernommen haben. Das Ziel der Behandlung der deutschen Kolonisierung in Masowien ist die Analyse und Interpretation dieses Phänomens. Es ist nötig, das Problem sachlich zu besprechen. Man sollte alle positiven Veränderungen in Masowien zeigen, die mit der Ankunft der deutschen Siedler verbunden waren, zum Beispiel: Anpassung der Architektur der Städte, Brückenreparatur, Ausbau von Industrieanlagen. Es sollte auch darauf hingewiesen werden, dass die deutschen Kolonisten einen großen Einfluss auf die wirtschaftliche Entwicklung der masowischen Städte und die wirtschaftliche Entwicklung des Polnischen Königsreiches hatten.

Masowien steht schon seit langem im Kernpunkt des Interesses der Historiker, es gibt aber noch viele Fragen, die die deutsch-polnischen Beziehungen betreffen, die bisher noch geringfügig behandelt worden sind. Eine von solchen Fragen ist: das Königsreich Polen in den Jahren 1916 – 1918 und Masowien in der Zeit des Generalgouvernements von Warschau. Um diese Lücke zu füllen, stelle ich archivarisches und bibliothekarisches Recherchen an. Der Effekt meiner Recherchen sind: Ausgangsmaterialien (sowohl handschriftliche als auch gedruckte Materialien), Korrespondenz, Tagebücher, Zeitungen und Literatur. In der Bearbeitung sollen wirtschaftliche Aspekte der deutschen Präsenz in der Region Masowien, d.h. vor allem das Leben der Repräsentanten der hiesigen deutschen Minderheit sowie die Merkmale ihrer Leistungen, gezeigt werden, aber auch die Rechtsgrundlagen der Organisation und die Tätigkeit des Verwaltungsapparats. Es wäre auch gut, in unsere Erinnerung zu bringen, dass die Soldaten, die die deutschen Uniformen getragen haben, viele Kontakte mit der polnischen Bevölkerung geschlossen haben. Aber ohne Recherchen der Akten des Generals Hans von Besler, die sich im Bundesarchiv in Koblenz befinden, ist die Behandlung dieses Problems nicht möglich. Ich hoffe aber, dass ich bald eine finanzielle Unterstützung erhalte, um weiter recherchieren zu können.

Ich habe die Hoffnung darauf, dass die von mir erwähnten Fragen und Probleme in der Zukunft bearbeitet werden. Ich hoffe, sie helfen sowohl den Polen als auch den Deutschen, alle Vorurteile zu überwinden. Die deutsch-polnischen Beziehungen werden dann als normal bezeichnet. Ich bin davon überzeugt, dass die wissenschaftlichen Publikationen positive Seiten der deutsch-polnischen Beziehungen zeigen können. Hoffentlich verstehen die Jugendlichen, dass wir Respekt vor der Kultur und vor den Unterschieden zwischen den beiden Nationen uns gegenseitig erweisen sollten.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit

Polen und Deutschland sind aufgrund der geographischen Lage Nachbarländer. Diese Tatsache stellt eine Reihe von Aufgaben, die die politische, wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit betreffen. Sie sind natürlich sowohl für die Polen als auch für die Deutschen wichtig. Ihre Kommentare sind das beste Beispiel dafür, wie diese Zusammenarbeit im Alltag geformt werden kann. Wir sind auch für die Überwindung von Klischees verantwortlich. Ich glaube, dass dank solcher Leute wie Sie die Normalität in den deutsch-polnischen Beziehungen im vollsten Sinne des Wortes möglich ist.

Marta Milewska, geb. am 7.04.1979. Grundschule in Sońsk; Oberschule in Ciechanów. Studium der Geschichte an der Humanistischen Fakultät der Warmińsko-Mazurski Universität in Olsztyn sowie Postgraduiertenstudium der Geographie in der Hochschule „Paweł Włodkowic“ in Płock.

2010 Dissertation an der Fakultät für Geschichte an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk. Hochschullehrerin an dieser Akademie.

Forschungsfelder: Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Mehrere Publikationen zu Gesundheitswesen und medizinischer Versorgung.

RADJO MONK

Ein biomorpher Selbstversuch

Biographie: das Wort setzt sich zusammen aus Bio und Graphie, also aus dem griechischen Wort für Leben und dem für Hand. Gemeint ist die schreibende Hand, nicht der sprechende Mund. Die schreibende Hand bedient sich eines bestimmten Codes der Informationsübertragung, der das zu Übertragende bewahrt. Schrift und Leben gehen hier eine seltsame Verbindung ein.

Natürlich verstehen wir, wenn das Wort Biographie erscheint: Lebensgeschichte; eine, die aufgeschrieben ist, also nachlesbar und erzählbar.

Aber genau betrachtet – was soll das sein, eine Biographie? Körperschrift? Ein schriftlicher Körper? Gibt es Worte, die Leben schreiben? Körper, die aus Buchstaben bestehen? Kann es ein geschriebenes Leben geben?

Statt Biographie habe ich mich für Biomorphon als Titel für diesen Text entschieden. Die Bezeichnung „biomorph“ wurde zuerst vom englischen Anthropologen A. C. Haddon verwendet, der diesen Begriff im Zusammenhang mit der Analyse der Kunstentwicklung bei Naturvölkern verwendete.

Wenn ich über mein Leben nachdenke, beinhaltet das immer auch eine Spekulation auf der Basis familiärer Überlieferungen. Diese Überlieferungen sind individuelle Weitererzählungen: unvollständig, von absichtsvollen oder versehentlichen Verschleierungen geprägt, von Zeitläufen abhängig und insofern instabil.

Zudem scheint mir jede Biographie ein Kreuzungspunkt kollektiver Erzählungen und individueller Deutungen zu sein, ein Rasterpunkt in der Mythologie.

Was ich in dieser Beziehung über meine Herkunft weiß, empfinde ich als Ausrufezeichen hinter meinem Selbstverständnis als Europäer. Meine Biographie hat Wurzeln in Ungarn, Polen und Deutschland; Spanien und Frankreich zählen spekulativ dazu, in anderen Kulturen und Gesellschaften weiß ich mich mental aufgehoben, wieder andere sind mir intuitiv vertraut und lieb. Wurzeln also, die sich in Zonen verlieren, von denen ich kaum etwas weiß, deren informelle Nahrung aber von Zeit zu Zeit meine Gegenwart durchpulst. Dazu gehören Luftwurzeln in keltischen Kulturräumen, aber auch in atlantischen Projektionsfeldern und stellaren Depots. Eine auf Kohlenstoff basierte Lebensform, die sich in verschiedensten Ereignisräumen manifestieren kann, ohne in jedem Fall die bewusste Kontrolle darüber ausüben zu können.

Meine Zunge ist deutsch, aber dem Bindegewebe sind multilinguale Erfahrungen eingeschrieben. Wollte ich das alles erforschen, würde mein Leben nicht ausreichen. Bis jetzt hat mein Leben gerade ausgereicht, gelebt zu werden. Schon die Auffindung eines einzelnen Tages kann eine Expedition ungeahnten Ausmaßes auslösen, weil plötzlich Stunden und Augenblicke gequert und neu entdeckt werden müssen. Das macht ein Leben spannend.

Im Januar 1959 wurde ich in der sächsischen Kleinstadt Hainichen als Andreas Christian Heckel geboren. Heckel ist nicht der Mädchename meiner Mutter, sie wurde als Helga Thiel 1933 in Königsberg geboren, ihre Familie floh im Winter 1945 aus Königsberg und kam über Mecklenburg nach Sachsen. Die Flucht hat meine Familie geprägt und grundiert meine Existenz. Sie haben überlebt, weil sie nicht an Bord der *Gustloff* gelangten. Im Tagebuch meiner Urgroßmutter ist das Geschehen in kargen Worten skizziert.

Meine Mutter trug zum Zeitpunkt meiner Geburt den Namen Heckel und war Witwe. 1951 hatte sie Gerhard Heckel geheiratet, mein Bruder Michael kam ein Jahr später zur Welt. 1956 starb Gerhard Heckel. Sein Portrait hing Jahrzehnte über dem Sessel, der neben dem Wohnzimmerofen stand: das freundliche, schön gezeichnete Gesicht eines jungen Mannes, der ein wenig abwesend wirkt, das volle Haar zurückgekämmt.

In meiner Kindheit dachte ich über diesen Namen nicht nach, er schien mir selbstverständlich. Das änderte sich, als meine Mutter plötzlich Riedel hieß und den Namen Heckel nur noch mein Bruder Michael und ich trugen. Das war Mitte der sechziger Jahre. Es dauerte noch eine Weile, bis ich Fragen stellte und allmählich Zugang in die Geschichte meiner mütterlichen Familie fand. Ungefähr zehn Jahre später stellte ich etwas Merkwürdiges fest, das sich zunächst gespenstisch anfühlte. Ich hatte meine Fragen

nach Herkunft auf meinen Freundeskreis ausgedehnt und herausgefunden, dass alle meine Freunde und Freundinnen aus Familien kamen, die nicht in Sachsen verwurzelt waren.

Alle hatten Wurzeln außerhalb des Landes, das wir Heimat nannten. Die Eltern meiner Freunde und Freundinnen kamen aus Orten, deren Namen ich noch nie vorher gehört hatte. Manche klangen so ähnlich wie die, die ich aus Erzählungen meiner Großmutter Olga kannte. Und plötzlich begriff ich, wie so Namen wie Sarnes, Jarosch oder Primo ihre Träger in ein Licht tauchten, das erst vor erdschwerer sächsischer Selbstverständlichkeit diffus erschien.

Dabei war das alles am Anfang nicht wichtig, wir lebten in der Gegenwart, und tatsächlich habe ich die Orte, aus denen die Familien meiner Schulgefährten stammten, längst vergessen. Schlesien war damals für mich zum Beispiel keine geographisch fassbare Bezeichnung. Und meine Mutter verweigerte ohnehin jede Auskunft, Ostpreußen war für sie kein Thema, zumindest nicht, solange die DDR existierte.

Dennoch: Die Entdeckung einer doppelten Herkunft wirkte sich stimulierend auf meine Neugier aus.

Die Neugier übertrug sich bald auf Namen, dann auf Worte generell – wo kommen sie her, welche Wege sind sie gegangen, unter welche Schürzen sind sie gekrochen, in welchen Rüstungen geritten, mit welchen Booten auf welchen Flüssen gefahren?

Immer wieder habe ich erlebt, wie Fragen das Tor in ein Labyrinth aufgestoßen haben, dem manchmal schwer, manchmal gar nicht zu entkommen war, dann half nur ein Luftsprung auf die Mauerkrone; oder die Durchdringung der Wände, die sich bei Konzentration auf die Gegenwart in begehbbare Illusionen verwandeln konnten.

Und immer wieder habe ich erlebt, wie Fragen Muster erzeugten, die sich im Laufe der Zeit wiederholten. Meine Mutter ist eine geborene Thiel, aber dieser Name stammt von einem Mann, der nicht der Vater des Kindes gewesen ist. Mein Großvater Hugo Thiel heiratete Olga Heyduschka, meine schon erwähnte Großmutter Olga, die übrigens Mimi genannt wurde, auch von mir, die Bezeichnung Großmutter verbat sie sich energisch, Oma empfand sie als Beleidigung. Geburtstage in der Familie krönte sie manchmal, indem sie schwungvoll die Schuhe abwarf, auf den Tisch sprang und *Ich bin die fesche Lola* sang. War der Tisch stabil genug, tanzte sie dazu.

Mimi hat ihren Mann Hugo noch Weihnachten 1944 in der Kaserne besucht, wohin er kurz zuvor eingezogen worden war. Bis Königsberg zur Festung erklärt worden war, hat er seine Bäckerei und Konditorei führen können, die Familie wuchs und gedieh, nach meiner Mutter kamen Hubert, Monika, Susanne und Gabriele zur Welt.

Hubert und Monika leben noch. In Hainichen. Susanne und Gabriele haben die Flucht nicht überlebt.

Mimi stammte aus einer Bäckerfamilie, ihre Mutter hieß Anna und war eine geborene Groß. Anna war mit Robert Heyduschka verheiratet, auf einem Familienfoto vom 24. April 1913 sind sie mit ihren Kindern Robert, Anna und Olga zu sehen. Meine Großmutter ist die jüngste und schmiegt sich, auf dem Schoß der Mama sitzend, an ihre stehende Schwester, die sich ein wenig nach rechts ihrem Vater Robert entgegen neigt. Auch Sohn Robert hat eine Körperhaltung, die Richtung Vater weist, er scheint vor dem Fotografen zurückzuweichen, über dem weißen Hemd trägt er eine breite Krawatte.

Die Familiensaga der Heyduschkas, wie sie von Mimi überliefert wurde, ist schnell erzählt. Um 1700 gab es in Ungarn bei Debrecen einen Grundbesitzer gleichen Namens, dem die Braut von einem Adligen abspenstig gemacht worden sein soll, weshalb er den Hagestolz zum Duell gefordert und aus diesem Anlass aus der Leiblichkeit befördert haben soll. In dieser historischen Periode waren Duelle in Mode, die kleinsten Händel wurden zum Showdown im Morgennebel genutzt. Bevor sich der zweite Stand weiter dezimierte und damit die Grundlagen der Monarchie bedrohte, stellten die Habsburger das Duellieren unter schwere Strafe. Um dieser Strafe zu entgehen, floh unser Ahnherr aus dem Hayduczag Richtung Nordwesten und kam im sächsischen Wittigenau zur Ruhe, wo heute noch Bäcker und Fleischer diesen Namen tragen, manche mit ey, andere mit ai.

Um 1850 verwurzelte sich ein Zweig der Heyduschkas in Königsberg. Der Ahnherr soll in hohem Alter in seine heimatliche Puszta zurückgekehrt sein, um nicht in der Fremde sterben zu müssen. Es gibt einige Indizien, die für die Richtigkeit dieser Überlieferung sprechen, die Wertschätzung für Gulasch, Knoblauch und Pálinka gehört dazu. Bei der Gelegenheit fällt mir ein, dass ich als junger Tramp in Ungarn für einen Polen und in Polen für einen ungarischen Zigeuner gehalten wurde.

Das könnte im Sommer 1975 oder 1976 gewesen sein. Als ich zum ersten Mal polnisches Staatsgebiet betrat, ging ich zu Fuß und mit leichtem Gepäck. Ich passierte die Grenze in Swinemünde. Kein Gedanke daran, dass hier meine Mutter 1945 von Bord eines Frachtschiffes der Marine gegangen war, im Ohr die Schreie der Ertrinkenden, die nach einem Torpedoangriff auf die Gustloff in der eiskalten Ostsee trieben. Keine Ahnung von jenem Tag 33 Jahre später, als ich mich im Leipziger Museum *Zeitgeschichtliches Forum* ein wenig umsah, weil ich noch Zeit hatte bis zum Termin mit dem Direktor des Hauses. Eine Ausstellung über Flucht und

Vertreibung – interessant, dachte ich mir, und betrachtete die Installationen, die nachgebauten Baracken, die Koffer und Seesäcke.

Aber ich wollte mich nicht zu tief in die Räume hinein bewegen und machte kehrt. In dieser Kehrtwende sah ich aus den Augenwinkeln eine Videoprojektion, die mich in der Bewegung erstarren ließ: Ein großes Schiff, ein Hochseeliner vielleicht, lag da in einem Hafen, und über eine steile Treppe gingen Menschen an Bord, die Koffer trugen, Säcke, Bündel, Taschen. Es waren Passagiere der *Gustloff*. Meine Familie hatte dort in der Schlange der Flüchtlinge gestanden und gehofft, auf das Schiff zu kommen. Es fuhr ohne sie ab. Sie würden mit dem nächsten Schiff davonkommen, einem Frachtschiff, auf dem es nicht einmal Stroh gab. Ich starnte wie paralysiert auf die Szene der Videoprojektion und bekam einen Heulkampf. Meine Frau bemerkte es, nahm mich beim Arm und zog mich in das Treppenhaus. Ich stand vor einem Fenster und kam allmählich wieder zu mir. Dann fiel mein Blick Richtung *Alte Handelsbörse* auf die bronzene Gestalt des jugendlichen Goethe, der auf seinem Sockel wie zur Entdeckung des österlichen Weltgeistes auszuschreiten scheint.

Wie konnte das sein? Was war geschehen zwischen dem Überschreiten der Grenze nach Polen im Sommer 1975 oder 1976 und jenem Vormittag im Frühling 2009?

Keine Antwort. Die Musiker belauschen ihre Instrumente, der Dirigent betastet den Taktstock und schaut auf seine Fußspitzen, das Publikum steht im Einlass und staut sich. Die, die zuvorderst stehen, würden gern zurück in das Foyer, aber die Neugierigen machen Druck von hinten, die Staumomente werden zu Wellen, die bürgerliche Garderobe bewegt. Was ist der Grund? Vielleicht wurde in der großen Pause der gesamte Zuschauerraum von den Sesseln befreit? Und das Publikum kehrt nicht zurück in den Saal, weil die Platzierung aufgehoben ist?

Die Geschichte der Vertreibung wurde in der DDR tabuisiert, man sprach nicht darüber. Die Vertriebenen aus dem Osten waren in der DDR Bürger eines sozialistischen Staates, der ihnen das Herkunftsvergessen nicht nur erlaubte, sondern erwartete, dass alle einstigen Bindungen kultureller und sprachlicher Identität als aufgelöst verstanden wurden.

Erst nach 1989 habe ich verstanden, warum meine Mutter über diese Flucht, die sie als Zwölfjährige erlebte, nicht sprechen wollte; warum für sie die DDR das bessere Deutschland war; warum sie Königsberg nicht wieder sehen wollte. Ein Verstehen, das gleichwohl voraussetze, dass wir darüber ins Gespräch kamen. Das ist ein anderes Kapitel.

Bevor jemand in Polen in mir einen ungarischen Zigeuner vermuten konnte, verging eine gewisse Zeit, die sich mir tief eingeprägt hat. Nach

Swinemünde (Świnoujście) waren die Ostseestrände wie unberührt, ich traf kaum auf Menschen, und wenn, dann sah ich sie nur von weitem. Und ich suchte sie nicht. Ich war froh, allein zu sein. Ich war froh, endlich von der Ostsee beatmet zu werden, und ließ mich in den Sand fallen. Hier konnte ich schlafen, ohne von Soldatenstiefeln geweckt zu werden. Hier lag ich nicht im Grenzgebiet, wenn ich am Strand lag. An den Ostseestränden der DDR war ich im Morgengrauen immer wieder von Grenzsoldaten der Nationalen Volksarmee unsanft geweckt worden: „hau ab und lass dich hier nicht wieder blicken, das ist Sperrgebiet, kapiert?!“

Das Meer, der Inbegriff der Verheißung, der Entdeckung neuer Welten – ein Sperrgebiet?

In Polen waren das Meer, der Strand, die Wege durch die Dünen, die Landstraßen dahinter und der Himmel darüber einfach nur das, was ich immer geglaubt hatte, dass es das sein müsse: die offenbare Freiheit des Lebens.

Erst in Polen spürte ich, wie eng das Leben in der DDR war, wie ich mich gewöhnt habe, vorsichtig zu bewegen. Ich kam mir auf einmal steif und verängstigt vor, aber das verlor sich allmählich.

Irgendwo hinter Kolberg (Kołobrzeg) querte ein Personenzug die menschenleere Landstraße. Ich wartete, die Lok schnaufte heran, die Luft war voll von jenem Geruch, den ich von der Lok kenne, die Opa Max gefahren hatte. Der Opa meines Bruders, genau genommen also nicht mein eigener. Wasserdampf, Koks, Kohle. Treibstoff jedenfalls, kinetische Energie, weiter in diesem Zirkus, nicht aufhören, den Horizont bejahren ...

Vielleicht ließ der Lokführer auch ein Warnsignal tönen, ich weiß es nicht mehr, aber die Szene ist mir wie ein Fanal des Aufbruchs in jubelnde Ferne gegenwärtig. Der Zug ratterte langsam an mir vorbei. So langsam, dass ich mich plötzlich auf der Plattform des letzten Waggons wieder fand: Ich war in einem spontanen Entschluss aufgesprungen, hielt mich am Gestänge fest und spürte die rhythmischen Schienenstöße bis in den letzten Wirbel meines Skeletts.

Die großen Städte mied ich, Landstraßen waren mir lieber als aufgeputzte Märkte, und die Begegnungen hatten durchaus Langzeitwirkung. Einmal stoppte ein LKW in einer menschenleeren Gegend, ich war müde vom Laufen, der Fahrer deutete auf die Ladefläche. Ich ging um das tuckernde und qualmende Fahrzeug herum und sah über der Ladeklappe Gesichter. Junge Leute, aber keine Tramps. Die Ladeklappe war zu hoch, als dass ich sie aus dem Stand hätte erklimmen können. Also hielt ich mich irgendwo fest, kletterte auf die Anhängerkupplung und versuchte, mich nach oben zu ziehen. Der Fahrer trat auf das Gaspedal, ich kippte nach hinten.

Da streckten sich mir Hände entgegen, ich hielt mich fest und wurde nach oben gezogen mitsamt meinem Rucksack. Im Moment, als ich auf meinen Hintern fiel, ruckte das Gefährt wieder, der Motor heulte auf. Ich blickte in die Runde, nickte den Menschen im Halbdunkel unter der LKW-Plane vage zu und fühlte Blicke auf mir ruhen. Draußen rollte die sommerliche Landschaft ab. Mein Blick verfiel schließlich im Blick eines Mädchens, das mir schräg gegenüber saß. Dunkle Augen, schwarze Haare, eine hohe Stirn, volle Lippen. Sie war schön und musterte mich mit leicht ironischem Lächeln.

Worte wurden mir zugerufen, die ich auch dann nicht verstanden hätte, wenn ich Polnisch gesprochen hätte, es war einfach zu laut. Immer wieder begegnete ich den Blicken des Mädchens, das vielleicht eine junge Frau war, jedenfalls ein wenig älter als ich, wie überhaupt die jungen Leute auf der Ladefläche des LKW etwa 20 Jahre alt sein mochten. Kamen sie von einem Arbeitseinsatz? Sie hatten kein Gepäck.

Eine halbe Stunde später stoppte der LKW plötzlich, ich hörte undeutlich eine Stimme und begriff, dass ich absteigen sollte. Wieder waren mir Hände bei der Kletterei behilflich. Ich stand schließlich mit meinem Rucksack auf der Straße und schaute nach oben zur Ladeklappe, hinter der das Mädchen kniete und mich anschaute. Die Ironie war aus ihrem Lächeln gewichen. Sie schaute mich an. Das Meer schaute mich an.

Der LKW fuhr los, der Blick des Mädchens entfernte sich. Ich hob die rechte Hand und winkte, während der LKW von der Landstraße einschwenkte auf einen holprigen Seitenweg, der landeinwärts führte – nirgendwohin, wie es mir schien.

Jahre vor meiner ersten Reise durch Polen hatte mein Bruder Michael Polen per Fahrrad erkundet, aus Warschau brachte er Bücher und Schallplatten mit nach Hause. Er war bis Frauenburg (Frombork) geradelt und hatte dort nach einem Verwandten geforscht, dem Domkapitular Dr. Franz Heyduschka. Umsonst, es war keine Spur zu finden gewesen. Wir glaubten, er sei in den Kriegswirren ums Leben gekommen. Nach 1989 erfuhren wir, dass sein Grab unter Efeu verborgen gewesen war, nun aber wieder gepflegt wird. Domkapitular Heyduschka, am 4. Oktober 1879 in Königsberg geboren und am 2. Januar 1946 in Frauenburg gestorben, wurde als letzter auf dem Domherrenfriedhof in Frauenburg beigesetzt.

Als Tramp spürte ich nichts von dem, was ab 1980 unter dem Schlagwort *Solidarność* in Polen passieren sollte. Nichts? Ich spürte Freiheit, das war ein großes Gegenteil von Nichts. Und ich hörte die Wellen der Ostsee bei Gdingen (Gdynia) ganz anders an den Strand rollen als vor Kühlungsborn oder Heiligendamm. Was genau anders war, habe ich erst mit wachsender

zeitlicher Entfernung zum damals empfunden Wohlgefühl erkennen können: Es war der Aufbruch in die Freiheit von der kommunistischen Diktatur, die dem Leipziger Merkur im Herbst 1989 Flügel an die Sportschuhe von vielen tausenden Demonstranten zaubern sollte.

Mit 19 Jahren wurde ich in die Nationale Volksarmee der DDR eingezogen und leistete diese als Grundwehrdienst bezeichnete Unvermeidlichkeit in einer pommerschen Kaserne ab, die schon zur Zeit des Hitler-Regimes bestand. Ich war in Torgelow-Drögeheide stationiert. Die nächste Stadt, die dieses Attribut verdiente, war Stettin (Szczecin). Im Kriegsfall, den wir gelegentlich proben mussten, hätte unsere Division Hamburg einnehmen sollen. Es war eine grauenhafte Zeit mit absurden Schikanen, die lange nachwirkten. Wie viele andere Details der Überwachung durch die Staatssicherheit erfuhr ich auch darüber erst 1994: Der militärische Abschirmdienst hatte mich im Verdacht, ein Tagebuch über den Alltag in der NVA zu führen, das ich nach meiner Entlassung im Westen veröffentlichen wollte. Von mehreren Kameraden gewarnt, brachte ich meine Korrespondenz mit Hilfe eines Freundes zur zivilen Post und kam mit einer bösen Vorahnung davon.

Kurz vor meiner Entlassung aus der NVA im Herbst 1979 ging das Gerücht um, dass Uniformen polnischer Soldaten bereitliegen würden, in die sich Angehörige der NVA kleiden müssten, um in dieser Tarnung einen Einmarsch sowjetischer Truppen gegen die polnische Konterrevolution zu unterstützen. Klang das nicht nach Gleiwitz? War das nicht der gleiche miese Trick, Aggression zu legitimieren? Polnische Uniform anziehen, um gegen Polen vorzugehen, die sich gegen ihre Besatzer erheben? Den Kloß im Hals kann ich heute noch fühlen.

Meine Großmutter Olga wurde 1908 in Königsberg geboren. Sie hat mir ihre Stadt als turbulent geschildert, heute würde man das wohl als multikulturell bezeichnen. Eine Stadt der Hanse, die ihren Kulturtransfer einer 800 Jahre währenden Bindung an Handelswege verdankt. Auf ihrem Hochzeitsfoto steht links Familie Thiel, rechts Familie Heyduschka. Im Hintergrund an der Wand hängen Jagdtrophäen. Alle haben ernste Gesichter. „Und so, wie du mich als Knabe oft besucht und bei mir übernachtet hast, so war das auch für mich in meiner Kindheit“, sagte Mimi einmal zu mir, und erzählte, wie sie selbst ihre Großmutter besucht habe, die im Königsberger Hafenviertel wohnte, elektrisches Licht gab es noch nicht, nur Tranfunzeln, den Geruch habe sie heute noch in der Nase. Und Menschen aus aller Herren Länder, Russen und Deutsche, Polen und Litauer, Juden, Tataren, Kirgiser, Türken, Engländer, Spanier ...

Von diesem Hauch weiter Welt und abenteuerlicher Verlockung war in Hainichen nichts zu spüren. Mein Geburtshaus in der Dr.-Otto-Nuschke-

Straße hatte außer den tiefblau getönten Verglasungen mit Sternornamenten in der Haustür keine Auffälligkeiten. Am Haus meiner Großmutter, das direkt gegenüber steht, konnte man damals noch den Schriftzug *Fotoatelier Espig* lesen, aber das Atelier im Hinterhaus stand längst leer.

Ob das Sofa, auf dem ich geboren wurde, mit Blick zur Straße stand, weiß ich nicht. Im Schlafzimmer waren die Wände von Eiskristallen überzogen, dort gab es keinen Ofen. Heizbar waren in der Wohnung meiner Mutter nur die Küche und das Wohnzimmer. Für damalige Verhältnisse war das normal, Lebensmittelmarken gehörten noch nicht der Vergangenheit an.

Die Nuschke-Straße, die seit 1991 wieder Gerichtsstraße heißt, ist bis heute eine baumlose Straße mit Häusern, wie sie typisch sind für sächsische Städte, die nach dem deutsch-französischen Krieg von 1871 entstanden. Am Beginn der Straße der Kaufmannsladen von Frau Angermann, gegenüber ein kleines Fuhrunternehmen und die Wäschemangel mit anschließender Bleiche. Die Mitte des Straßenzuges ist vom Gerichtsgebäude mit Gefängnis im Hinterhof und Stacheldraht auf den Mauern dominiert, gegenüber das Kreiskulturhaus *Otto Nagel*, und am Ende der Straße der Tennisplatz, auf dem mein Vater gern gespielt hat, später ich selbst.

Mein Vater Karlheinz Trompa kam ein paar Jahre vor meiner Geburt nach Hainichen, um in den Barkas-Werken sein Praktikum zu machen. Er hatte in Zwickau eine Ausbildung zum Kfz-Ingenieur begonnen. Den Behörden gegenüber hatte er sich ein wenig älter gemacht, um dem Mindestalter für eine solche Ausbildung zu genügen. Beste Zeugnisse der Autowerkstatt in Oschersleben, wo er zuvor eine Lehre absolviert hatte, begünstigten sein Ansinnen. Nach seiner Herkunft befragt, sagte er den einen Satz, den ihm seine Mutter eingebläut hatte: Du bist das Kind einer polnischen Landarbeiterin und dein Vater ist vermisst.

Mein Vater wurde 1936 in Berlin geboren, genau genommen in Nikolassee. Die Familie hatte gerade in Kleinmachnow ein Haus bezogen, das mein Großvater Leo aber bald verkaufte. Die Familie zog mit Sack und Pack nach Madrid um. Mitten im spanischen Bürgerkrieg. Ich habe noch nicht herausfinden können, was genau dahinter steckte, mein Vater hat darüber nie reden wollen und stets beklagt, dass er seinen Vater eigentlich nicht gekannt habe und nicht wisse, was ihn getrieben habe, er sei kaum zu Hause gewesen, immer beschäftigt. Die Fotoalben und Briefe, die ich nach dem Tod meines Vaters gefunden habe, erzählen eine ganz andere Geschichte.

Zu meinem 40. Geburtstag schenkte mir Ursel, die Frau meines Vaters, einen Stammbaum der Familie Trompa. Ohne Jahreszahl macht da den Anfang ein Mathias Trapa, das erste „a“ mit einem nur im polnischen zu setzenden Häckchen versehen („ą“). Sein Nachfahre hieß Peter Trąpowicz,

immer noch mit Häcken unter dem „a“. Sie lebten im Landkreis Meseritz (Międzyrzecz), genauer gesagt in Tirschtiegel (Trzciel), und verbanden sich im Großraum Posen mit den verschiedensten Familien: Trzebinoki, Omieczynski, Mrotz, Polczyn. Eine Vorliebe für das Bäckerhandwerk wie bei den Heyduschkas lässt sich hier nicht feststellen, aber ländlich verwurzelt waren sie alle: Hufschmied, Fleischer, Gastwirt, Bahnwärter, Bauer.

Einmal wurde der Familienname polnisiert, dann wieder verdeutscht. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zog es einige Familienmitglieder ins boomende Berlin. Die Grundlagen hatten offenkundig meine beiden Urgroßväter gelegt, denn der eine, Paul Romanus Trompa, wurde Lehrer und brachte es zum Prorektor, und der andere, Wilhelm August Krüger, stieg vom Schutzmann zum Oberzollsekretär auf.

Mein Großvater Leo wurde 1902 in Schubín (Szubin) geboren und besuchte die dortige Klosterschule. Ich habe ihn nie fragen können, wie er das erlebt hat, im Stammbaum wird sein Todesdatum mit Dezember 1945 verzeichnet, angeblich wurde er bei Weimar von den Sowjets erschossen. Ob das stimmt – und wenn ja: warum – daran laboriere ich bis heute.

Sicher ist, dass er im thüringischen Mühlhausen 1925 seine Ausbildung zum Bankkaufmann mit einem guten Zeugnis abgeschlossen hat und 1935 im Auftrag einer Hamburger Bank nach Spanien geschickt wurde, um dort aufgelassene Bergwerke unter dem Blickwinkel neuester Technologien auf ihre erneute Ausbeutbarkeit zu überprüfen. Fotos im Album, das er angelegt hat, zeigen ihn in unwegsamem Gelände mit Mulis und bewaffneter Eskorte. Vermutlich war das eine Art Wirtschaftshilfe für das frankistische Spanien.

1943 oder 1944 kehrte mein Großvater mit seiner kleinen Familie nach Deutschland zurück. Sie lebten zunächst wieder in der Nähe von Posen (Poznań), dann zogen sie nach Oschersleben. Meine Großmutter Hertha sprach Polnisch, auch Französisch und Englisch. Sie hatte Stomatologin werden wollen, ihren Berufswunsch aber zugunsten der Familie aufgegeben. Vielleicht hätte aus ihr auch eine Konzertpianistin werden können, sie spielte leidenschaftlich gern Chopin. 1955 starb sie in der Berliner Charité an Krebs.

Wenige Tage nach der Beerdigung meines Vaters am 1. Februar 2011 saß ich in seinem Haus bei Berlin über meinem Tagebuch und notierte: Was ist Familie? Was bedeutet es, eine Familie zu haben, nicht zu haben? Ich frage und fühle dabei das Verrinnen des Ich in dieser Frage, die fließt.

Schauen wir die Filme zu Ende.

Den Bildern ist es gleichgültig.

Drama ist ein Ort ohne Autobahnanschluss.

Eine Biographie? Ich weiß, dass ich keine schreiben werde. An einem Biomorphem arbeite ich, seit ich gelernt habe, das Leben zu reflektieren, über Methoden der Reflexion nachzudenken und eigene Strukturen der Weltbewältigung zu entwickeln.

Die Sprache bleibt der magnetische Mittelpunkt, die Bilder umkreisen das Begriffsspektrum; Klänge kommen dazu, Originaltonaufnahmen, Batterien des Authentischen, Quellen der Selbsttötung.

Meine Tagebuchaufzeichnungen im Haus meines Vaters wenige Tage nach seiner Beerdigung enden so:

Ich weiß, wer ich bin.

Alle knien nieder, um anzubeten.

Grausamkeiten sind gratis.

Nachsatz:

1668 erschien zum ersten Mal *Der Simplicissimus*, in der Grimmelshausen seine Erfahrungen im 30jährigen Krieg bearbeitet und darin die Entwurzelung des Menschen durch den Krieg und die Gräueltaten, die im Krieg geschehen, beschreibt. Die Hauptfigur ist völlig auf sich selbst zurückgeworfen und erfährt in ihrer Eigentlichkeit ein Überleben, dem der Schrecken eingeprägt bleibt.

Unmittelbar und direkt reflektiert Grimmelshausen, wie verheerend dieser Krieg, der Machtinteressen und Religionsauffassungen auf schreckliche Weise verknüpfte, in Europa gewütet hat, und er rückt den Überlebenden als Opfer der Gewalt in all seiner Schutzlosigkeit in den Mittelpunkt. Nach Jahren las ich erneut diese Lektüre und fragte mich, was sich in Europa seit dieser Zeit veränderte. Werden die Menschen je besser? Ich möchte, dass wir alle glauben können, dass weder Krieg, noch Religionen, noch Gewalt und Macht der Einen über die Anderen uns irgendwann noch teilen ...

September 2013

Radjo Monk ist 55 Jahre alt, lebt in Leipzig und ist seit 1998 mit der bildenden Künstlerin Edith Tar verheiratet, mit der ihn eine enge Zusammenarbeit seit dem Jahr 1987 verbindet. Neben seiner literarischen Tätigkeit realisiert er mit ihr immer wieder unterschiedliche Projekte, die beide bereits quer durch Europa geführt haben. Das Paar hat zwei Söhne, die in einem jeweils eigenen Hausstand leben: ein Sohn bei Leipzig, der andere in Mexiko.

2004 hat Radjo Monk an der Hochschule für Grafik und Buchkunst sein Studium mit Diplom im Fach Medienkunst abgeschlossen.

Er erhielt zahlreiche Stipendien, so vom Freistaat Sachsen und dem Land Thüringen. Seit 1993 war Radjo Monk mehrfach Stipendiat der Stadt München und arbeitete im internationalen Künstlerhaus Villa Waldbetha in Feldafing am Starnberger See. Mehrfach arbeitete er auch in den Studios International der Denkmalschmiede Hoefgen in Sachsen. Seit 2013 promoviert er an der Hochschule für Grafik und Buchkunst. Die Dissertationsschrift mit dem Titel *Im Schatten der Utopie* untersucht Strategien der Abgrenzung künstlerischer Positionen gegenüber ideologischer Funktionalisierung in der DDR am Beispiel des Grafikers, Philosophen und Klangpoeten Carlfriedrich Claus (1930–1998).

Neben zahlreichen Lyrikbänden erschienen seine Prosabände, handgedruckten Grafikeditionen und experimentellen Theaterstücke. Zuletzt erschien sein Gedichtband *Erwachen in Jerusalem* mit Tagebuchfragmenten und Grafiken von Edith Tär.

Radjo Monk hat bis 1989 unter seinem bürgerlichen Namen Christian Heckel veröffentlicht.

Seit 1999 arbeitet Radjo Monk auch als Videokünstler und integriert seine Arbeiten zumeist in Projekte, die er mit Edith Tär ausführt und in Galerien zeigt. Er veröffentlicht regelmäßig in Literaturzeitschriften. Es liegen Übersetzungen seiner Gedichte in polnischer, russischer und serbokroatischer Sprache vor.

Radjo Monk ist ein Waldgänger, für den Dichtung und Musik im Mittelpunkt seines Lebens stehen.

WOLFGANG NICHT

Mein Leben ist ein Dualismus ...

Persönliche Vorstellung

Mein Name ist Wolfgang Nicht. Geboren wurde ich 1944, also im letzten Kriegsjahr. Meine berufliche Entwicklung klingt etwas vielfältig. Ich bin Kellnerfacharbeiter, aber auch Gartenbauanlernling. Ich bin Mathematiker, Kybernetiker und Statistiker. Meine Hochschulausbildung schloss mit einem Dr. rer. nat.

Ich war in den letzten zwanzig Jahren Gewerkschaftsfunktionär und Erwachsenenbildner. Dabei lag der Schwerpunkt immer auf der politischen Bildung und war durch die Sozialisation in der DDR und die schon seinerzeit bewusste Auseinandersetzung mit dem Gesellschaftsbild der DDR geprägt.

Ich bin verheiratet, habe drei Kinder und (bisher) drei Enkelsöhne. Meine Ehefrau ist Diplommathematiker und Diplompädagoge. (Sie legt Wert darauf, nicht die weibliche Form der Berufsbezeichnung zu nutzen, denn erstens steht es so auf ihren Diplommurkunden und zweitens ist es keine andere Qualifikation als die eines männlichen Kollegen).

Mein bisheriges Lebensumfeld ist räumlich nicht sehr weitgespannt: geboren in Altdöbern, in der Niederlausitz, also im Süden des Bundeslandes Brandenburg, Schulzeit in Calau, also in eben derselben Region. Dann war ich zwei Jahre in Görlitz, was für das weitere Thema hier noch wichtig sein wird. Zwanzigjährig kam ich nach Dresden an die Technische Universität und lebe und wohne seitdem in Dresden beziehungsweise im engeren Umland der sächsischen Landeshauptstadt.

Ich bin Mitglied der evangelisch-lutherischen Kirche. Aber nicht die Konfession im engeren Sinne möchte ich betonen. So sage ich also einfach: Ich bin Christ, ich will Christ sein.

Herkunft und Kindheit

Meine Kindheit ist dadurch geprägt, dass ich stets meine Familie um mich hatte. Ich wuchs in einer Tischlerei auf, die erst meinem Großvater und später meinem Vater gehörte. Vater und Mutter waren stets in dem Haus tätig, in der Werkstatt beziehungsweise im Ladengeschäft. Mein Heimatort hatte damals etwa 3.000 Einwohner. Prägend ist, dass es schon immer ein Zentralort für die umliegenden bäuerlichen Dörfer war. Die Altdöberaner wollen nicht als Dörfler gelten, gern verweist man auf die Gründung als ‚Marktflecken‘, aber Stadt ist es eben nicht.

Und meine Kindheit war auch immer die gemeinsame Kindheit mit meinen drei Brüdern – zwei älteren und einem jüngeren. Der Garten und der anschließende Holzlagerplatz waren ideale Spielplätze, wobei der Vater es nicht gern sah, wenn wir auf dem Holzstapel spielten, wo doch stets eine gewisse Unfallgefahr bestand.

Viele unserer Verwandten – und es wurde ein großer Verwandtenkreis geprägt – waren Bauern auf eigenen Höfen in der Umgebung und im Spreewald.

Mein Großvater mütterlicherseits kommt aus Sonnewalde. Das ist ein heute unbedeutender Ort im Elbe-Elster-Kreis. Mein Urgroßvater war dort Tagelöhner und Schäfer auf dem Gut des Grafen Solms. Im 19. Jahrhundert waren Sonnewalde und Finsterwalde etwa gleich große Orte. Als im Rahmen der Industrialisierung eine Eisenbahn (Cottbus – Leipzig) gebaut werden sollte, verweigerte der damalige Graf von Solms seine Zustimmung zum Bau der Linie durch seine Ländereien. Die Bahnlinie führte dann über Finsterwalde, das damit einen großen wirtschaftlichen Aufschwung nahm und Kreisstadt wurde. Sonnewalde kennt in Brandenburg heute kaum jemand.

Mein Vater stammt aus Wilke. Dieser Ort im Niederschlesien heißt heute Wilka. Er entstammt einer Tischlerei und hat in die Tischlerei seines Schwiegervaters eingeheiratet, wie das im Deutschen heißt.

Wie ist meine Familie sozial und politisch einzuordnen? Ein christliches Elternhaus mit starkem Engagement in der heimatlichen Kirchgemeinde. Ein bürgerliches Elternhaus, durchaus den preußischen Tugenden verpflichtet, oder war das eher protestantisches Arbeitsethos? Westberlin war nur 100 km entfernt. Mein Großvater Gustav D. fuhr sehr oft nach Westberlin und der Rias¹ war der wichtigste Radiosender.

Im Mittelpunkt allen Handelns und aller Entscheidungen stand immer der Betrieb. Finanziell ging es wohl nie schlecht, aber Geld war primär etwas, was dem Betriebsablauf zur Verfügung stehen musste. Zu lebender

¹ Radio im amerikanischen Sektor (von Berlin).

und zu verbrauchender Reichtum spielte nie eine Rolle, was auch in der Erziehung von uns Kindern dankenswerterweise so weitergegeben wurde. Diesen Stellenwert erkennt man auch daran, dass mein Vater zwar keine Lebenschronik schrieb, aber er hat 1995 als 83-jähriger eine Betriebschronik geschrieben, die primär seinem jüngsten Sohn, der den Betrieb weiterführt, gewidmet ist.

Schulzeit und Jugend

Als ich 1951 in die Grundschule (Zentralschule Altdöbern) kam, war der Krieg gerade mal sechs Jahre vorbei. Und dennoch war er für mich, für meine Mitschüler schon ewig lange her. Aber vieles erinnerte noch an den Krieg. Eine Szene beschäftigte mich lang. Ich war mit meinem Vater in Finnerwalde und wir standen an einer Brücke, als dort ein Zug vorüber fuhr. Der Zug war überfüllt, Männer auf den Trittbrettern und an allen Fenstern. Sie winkten und mein Vater wie auch andere Passanten winkten begeistert zurück. Das waren fremde Männer, wieso winkte Vati? Ich spürte, dass ihn etwas mit den Männern verband. Auf meine Frage sagte er „Das sind Heimkehrer“, was mir aber nicht viel sagte. Es waren Kameraden, die wie er in den Krieg ziehen mussten. Und erst jetzt zur Familie heimzukehren, hätte auch sein Schicksal sein können.

Und in allen größeren Städten gab es Straßen, die abgesperrt waren und in deren Häusern „Russen“, Soldaten der sowjetischen Armee, wohnten. Und es gab noch die Kommandanturen, selbst in so einem kleinen Ort wie Altdöbern.

Der 8. Mai 1945, der Tag der Befreiung, was war er für meine Eltern? Mutti sprach nicht von Befreiung, es war der Umschwung, der Umbruch. Manchmal war auch vom Zusammenbruch die Rede. (Aber wundert uns das heute? Statt von unserer Revolution zu sprechen, bezeichnet man 1989/90 als die Wende. Und man hat dabei längst vergessen, dass das SED-Zentralkomitee die Wende in ihrem Sinne verkündet hatte).

Denke ich an die 1950er Jahre, erinnere ich mich an vielfältige Schikanen – auch gegenüber unserer Familie. Da war das Jahr 1953, der Juni. Ich wusste als Achtjähriger nicht, was geschah. Aber es war Ausgangssperre und Versammlungsverbot. Es gab Verhaftungen im Ort unter den Handwerkern und Händlern. Allen voran Herbert R., Inhaber der Spirituosenfabrik R.&Sohn. Er war auch Synodaler der Evangelischen Kirche, passte also auch so nicht in die angestrebte Gesellschaft. Der Sägewerksbesitzer B. war ebenso ‚abgeholt‘ wie der Bauunternehmer P. und der Kohlenhändler F. Der nächste in dieser Reihe konnte mein Großvater oder mein Vater sein.

Im Frühjahr 1953 besuchte mein ältester Bruder die Oberschule in Altdöbern. Im Zusammenhang mit den Aktionen gegen die Junge Gemeinde², die als Handlanger der amerikanischen Geheimdienste galt, wurde er von der Schule verwiesen. (Nach dem 17. Juni und dem Kurswechsel der SED wurde er inständig gebeten, wieder auf die Schule zu kommen. Er hat dann aber nur die 10. Klasse beendet).

1953 kam es auch zu mindestens zwei Kirchenschändungen. Zum einem wurde ein Tintenfass gegen das Christus-Mosaik über dem Eingang der evangelischen Kirche geschmettert. Und etwa in den gleichen Tagen wurde das Betstöckel, ein Holzkreuz mit einem Marienbild im Park unweit des Schlosses, herausgerissen und in den nahen Salzteich geworfen. Das Marienbild hatten die Charitasschwestern, die im Schloss ein Waisenheim und ein Altersheim führten, dort errichten lassen. Zu beiden Vorfällen gab es nie eine offene Untersuchung oder gar Aufklärung. Es waren zwar Straftaten im Sinne geschriebenen Rechtes, aber es waren vor allem Handlungen im Sinne der aktuellen politischen Linie. Wie sollte der ‚Staat‘ das bestrafen?!

Schikanen bekam ich als Kind auch mit, wenn es um die Tischlerei ging. Man brauchte die Handwerker oder behinderte sie, wo es nur ging, sei es bei Materialzuteilungen, sei es im Steuer- und Wirtschaftsrecht.

Ende der 50er Jahre wurde die Oberschule in Altdöbern geschlossen, und in das Gebäude zog das IfL, das Institut für Lehrerbildung, ein. Das bedeutete für den Ort auch eine ideologische Verschärfung. (Übrigens vermutete die Bevölkerung die Täter beider Kirchenschändungen auch im IfL). Die Studenten des IfL fuhren zum Ernteeinsatz, und am Ackerwagen war das Spruchband angebracht „Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein“.

Für die Studenten gab es auch eine vormilitärische Ausbildung. Also marschierten Jungen wie Mädchen mit Luftgewehren oder KK-Gewehren durch den Ort zum alten Schießstand am Schützenhaus. Bis dahin waren diese verfallenen Schießstände ein Symbol des Nazi-Militarismus gewesen. Ich erinnere mich, dass die Bevölkerung über die ‚Flintenweiber‘ sehr empört war.

In diesen Jahren wurde auch die Jugendweihe als bewusster Angriff auf die Konfirmation eingeführt. Altdöbern hatte die mit Abstand größten Teilnehmerzahlen, was aus der nachträglichen Jugendweihe vieler IfL-Studenten folgte. Aber natürlich gab es auch mehr Lehrkräfte in Altdöbern, was auch eine soziale Verschiebung bedeutete.

² Jugendgruppen der Evangelischen Kirche.

Meine Eltern, mein Vater versuchten uns beizubringen, dass man politisch nicht mitmachen, aber erst recht dass man nicht anecken dürfe. Erst sehr spät merkte ich, dass mein Vater Mitglied der NSDAP gewesen war. Dabei gab es im Fotoalbum ein kleines Bild, das Vati in Parteiuniform darstellte. Vati war in den 30er Jahren mal in einer großen Gruppe von Altdöberaner Männer in Nürnberg. Aus welchem Anlass das war, beschäftigte mich nicht. Heute weiß ich, dass sie zu einem Reichsparteitag waren. Und ich habe mehrfach die Erzählung gehört, wie mein Vati aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrend, sich bei der Gemeinde einen Entnazifizierungsschein holen musste. Das Warum war damals keine Frage für mich.

Warum wusste ich das nicht? Man sprach wenig über die Zeit von 1933 bis 1945. Es war in der DDR auch nicht erwünscht, darüber zu sprechen. Kriegsgefangene in der Sowjetunion? Gab es nicht. Soldaten, die an Kriegsverbrechen beteiligt waren? Gab es nur in Westdeutschland.

Als Parteimitglied war mein Vati so passiv und harmlos, dass das keine Folgen hatte. Aber eben daraus folgte der Ratschlag: sich von Politik fernhalten, nicht auffallen. Das habe ich persönlich aber spätestens seit der Oberschulzeit für mich in Frage gestellt.

Sorbische Wurzeln? Polnische Beziehungen?

Wie schon erwähnt, stammt mein Vater aus dem heute polnischen Teil Niederschlesiens. Er kommt aus Wilke, das ist heute Polen. Was bedeutete das für mich? Wilke war ein abstrakter Ort. Im Wohnzimmer hing ein kleines Aquarell, dass das Wohnhaus und die Tischlerwerkstatt in Wilke zeigte. Aber es war mir dennoch sehr abstrakt. Das „uns die Polen das weggenommen haben“ oder einen ähnlichen Satz habe ich in meiner Familie nie gehört. Mein Onkel und mein Großvater kamen etwa 1946 aus Polen. Sie hatten bis dahin in ihrer Tischlerei für polnische Betriebe wie den Bergbau und die Eisenbahn gearbeitet.

Warum in den Briefmarkensammlungen von uns Schülern damals so viele aktuelle polnische (und tschechische) Briefmarken auftauchten, war kein Grund zum Nachforschen.

Manchmal besuchte man auch Familien, mit denen wir nicht verwandt waren. Es waren die Nachbarn aus der Zeit vor dem Krieg, Vertriebene oder Umsiedler. Da wurde noch eine Weile an alte Kontakte angeknüpft. Aber Anklagen oder Revanchegedanken spielten in diesen Gesprächen keine Rolle.

Altdöbern liegt im Siedlungsgebiet der Niedersorben, der Wenden, Altdöbern selbst war aber kein ursprünglich sorbischer Ort. In den Reden meiner Großmutter wurde durchaus von der polnischen Wirtschaft (die Unordnung in unserem Kinderzimmer betreffend) und von der wendischen

Matka (einer eher liederlichen Frau) gesprochen. Sie selbst hatte in ihrer Sprache bisweilen auch sorbische Relikte, zum Beispiel hieß das dürre Kiefernreisig Kunschakken und verschiedene Pflanzen wurden eher mit den sorbischen Namen (z. B. Gullenka) bezeichnet. Aber sie wies es streng von sich, etwas Sorbisches an sich zu haben.

Zu unserer Verwandtschaft gehörten auch einige Spreewaldbauern. Vor allem denke ich an die Familie L. in Boblitz. Dort auf dem Hof wurde sorbische Tracht getragen und auch zu Familienfesten, wie der Goldenen Hochzeit meiner Großeltern, kam man in sorbischer Festtracht.

Oberschule in Calau 1959 bis 1963

Meine schulischen Leistungen verbesserten sich von der 1. bis zur 8. Klasse kontinuierlich. So konnte ich mich auch für die Erweiterte Oberschule (EOS), wie damals in der DDR das Gymnasium hieß, bewerben. Im Juli erhielten all meine Mitschüler die entsprechende Zusage für das am 1.9.1959 beginnende Schuljahr; nur ich nicht. Wir gingen davon aus, dass ich abgelehnt worden war. Das war nicht verwunderlich, wo doch trotz intensiver Werbung ich nicht zur sozialistischen Jugendweihe gegangen war. Und ich galt als 'Kapitalistenkind', obwohl mein Vater sozialrechtlich nur Arbeiter – nämlich bei seinem Schwiegervater angestellt – war. Überraschend kam dann in der letzten Ferienwoche doch noch die Zulassung zur EOS. An solche Kleinigkeiten denke ich, wenn ich vorhin über Schikanen sprach.

Die vier Jahre Oberschule und das Leben im Internat habe ich rundum in guter Erinnerung. In diese Zeit fielen auch die sehr massive Werbung für den 'freiwilligen' Dienst in der Armee, die Auseinandersetzungen um die LPG-Werbung³ (wo auch wir Schüler als Werber eingesetzt wurden) und die ideologische Offensive nach dem Bau des „antifaschistischen Schutzwalles“, wie man die Mauer in Berlin nur nennen durfte.

Aber in meiner Erinnerung gehört zu dieser Zeit das Internatsleben, die Tanzstunde, Rüstzeiten mit der Jungen Gemeinde, Theaterfahrten nach Cottbus, viel Kunst und Kultur und die erste Liebe. In der 10. Klasse begann ich auch Tagebuch zu schreiben. Sicher bin ich ein unregelmäßiger Schreiber. Aber die Tagebücher Band I bis XXXVII sind eine wichtige Materialsammlung für mich.

Die Calauer Zeit schloss ich mit einem für meine Erwartungen überraschend guten Abitur ab.

³ Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft.

Zwei schöne Jahre in Görlitz: Begegnung mit Polen

Meine Absicht, an der TU Dresden zu studieren, wurde durch den Kreisschulrat vereitelt: Meine Bewerbung wurde einfach nicht weitergeleitet. Von so einem Fall habe ich sonst nicht gehört.

Ich entschloss mich deshalb, nach Görlitz zu gehen und den Beruf eines Kellners zu erlernen. Meine Kollegen meinten dann, dass wegen meiner Englisch-, Russisch- und (partiellen) Französischkenntnisse ich die Ausländer bedienen möge. Und das waren meist polnische Touristen. So nahm ich das Lehrbuch in die Hand und lernte autodidaktisch etwas Kellner-Polnisch: *jadłospis, rachunek, wszystko razem?* ...

Damals benötigte man für die Reise nach Polen eine Genehmigung der entsprechenden Polizeibehörden, die in der Regel nur einmal jährlich erteilt wurde. Viele der polnischen Gäste waren Reisegruppen, die mit Orbis in die DDR fuhren. Görlitz – das waren die Jahre 1963 bis 1965. Da war noch viel vom kulturellen Aufschwung in Polen zu spüren. Und die DDR überwand den Mauerschock von 1961/62. Polnische Kunst und Kultur waren in Görlitz ziemlich präsent. Die ersten Schallplatten, die ich mir kaufte, waren polnischer Jazz, den es zu den Tagen der Polnischen Kultur im Kaufhaus gab. Und wir hatten in Görlitz einen sehr progressiven Filmclub, bei dem zeitgenössische Filme aus Polen und der ČSSR programmbestimmend waren. Mehr zum Anschauen und um die Bildunterschriften zu lesen, kaufte ich „Film“, „Ekran“ oder „Panorama Pólnocy“. Und die Zeitschrift „Polska“ bzw. „Polen“ brachte vieles zur polnischen Kunst.

Im Oktober 1964 fuhr ich das erste Mal nach Polen. Gemeinsam mit meinen Eltern hatten wir über das Reisebüro eine Reise mit dem privaten PKW in das Riesengebirge gebucht. Die Übernachtung war im Hotel „Nad Zaporą“ an der Bóbr-Talsperre bei Jelenia Góra/Hirschberg. Aber auf der Hinreise fuhren wir erst nach Zawidów/Seidenberg und Wilka/Wilke. Mein Vater wollte sein Heimathaus und die Umgebung wiedersehen. Aber bevor wir dorthin kamen, saßen wir schon bei der Miliz in Zawidów zum Verhör. Ein Straßenarbeiter zeigte uns an, weil wir die Grenze fotografiert haben sollten. Jetzt musste die Miliz erst jemand suchen, der etwas Deutsch kannte. Und dann wusste man nicht, wer angeblich fotografiert haben sollte. Die Miliz verhielt sich sehr abwiegelnd, kontrollierte die Pässe etc. und entließ uns mit einer Belehrung. Das war 1964, und ich verstehe das: Jetzt kommen plötzlich die (reichen) Deutschen (mit eigenem Auto). Was wollen die hier bei uns? Lasst uns doch auf unserer Scholle, wo wir gerade erst versuchen, Heimat zu finden, in Ruhe!

So mögen die Gedanken des Mannes gewesen sein, der uns anzeigte. Ich fand diesen Zwischenfall interessant, für meine Mutter war es nervenaufreibend.

In Wilka war es ein herzlicher Empfang. Die junge Frau Teresa konnte Deutsch und dolmetschte. Die Antwort auf die Frage, woher sie Deutsch könne, war mir wie ein Schlag in die Magenrube: Sie hatte Deutsch als Zwangsarbeiterin in Dachau gelernt! Der Kontakt mit Władysław und Teresa blieb, solange sie lebten.

Die Universität und das Jahr 1968⁴

Von 1965 bis 1972 studierte ich Mathematik und schloss das Studium mit einer Promotion ab. Ich gehörte zu den wenigen Studenten, die nicht direkt nach dem Abitur studierten und war somit älter als meine Kommilitonen. Und ich war einer der ganz wenigen Studierenden, die nicht Mitglied des sozialistischen Jugendverbandes FDJ waren.

Sehr schnell hatte ich das Gefühl, dass die Hochschule etwas Anderes ist, als die Realität da draußen. Hier spielten Ideologie, staatskonformes Verhalten eine große Rolle, während in den zwei Berufsjahren die gute wirtschaftliche Arbeit im Vordergrund stand. Das belege ich nicht an einzelnen Punkten, sondern es war die Atmosphäre, die man spürte.

In dieser Zeit war ich auch in der Evangelischen Studentengemeinde, in einigen Semestern intensiver, in anderen sporadischer. Ich denke, dass mich das sehr beeinflusst hat. 1972 promovierte ich mit einem Thema zur Theorie stochastischer Automaten. Im 14. Semester schon zu promovieren, ist eine fleißige Leistung. Dennoch gelte ich heute z. B. in der Rentenbiografie als Bummelstudent: Vom 9. bis zum 14. Semester war ich Forschungsstudent und wurde in der DDR sozialversicherungstechnisch als Student behandelt. Jetzt werde ich aber gegenüber meinen westdeutschen Kollegen, die als Assistenten unter ganz ähnlichen Bedingungen promovierten, benachteiligt, da diese als Arbeitnehmer galten.

In meine Studienzeit fiel auch das Jahr 1968. Und dieses Jahr verbindet sich für mich nicht primär mit den Studentenkrawallen in Paris und den Geschehnissen in Frankfurt/Main und Westberlin. 1968 ist das Jahr des Prager Frühlings. Damals konnte man jederzeit spontan nach Prag fahren, selbst erleben, was los ist. Die entsprechenden Texte wie das *Manifest der 1000 Worte* kursierten auch unter uns Studenten.

⁴ Dieses Kapitel ist teilweise 2008 als Vortrag unter dem Titel *Der Prager Frühling – aus der Sicht eines Dresdner Studenten* vor der Meißner Evangelischen Akademie gehalten worden.

Aber bevor ich zu den 68er Ereignissen komme, möchte ich über drei Bücher sprechen, Bücher, die ich im Jahr 1968 bzw. kurz davor gelesen habe, Bücher die viele meiner Freunde damals ebenfalls gelesen haben, Bücher, die damals unsere Reflexion und unser Hoffen über das, was in der Tschechoslowakei vor sich ging, mit prägte.

Als erstes möchte ich den von Eduard Goldstücker redigierten Protokollband der Kafka-Konferenz von 1963 erwähnen. Dieses Buch konnte man nicht in der DDR kaufen und kaum lesen. Durch eine befreundete Bibliothekarin in der Stadtbücherei hatte ich gelegentlich auch Zugriff auf Bücher aus dem Giftschränk. So nannte man jene Teile einer öffentlichen Bibliothek, die nicht für den öffentlichen Leihverkehr zugelassen waren. Der Protokollband ist letztlich eine Sammlung literaturwissenschaftlicher Aufsätze. Für uns war es neu und faszinierend, den Zusammenhang zwischen Kafkascher Literatur und den gesellschaftlichen Verwerfungen des 20. Jahrhunderts herzustellen. Kafkas Literatur als Vorwegnahme des Stalinschen GULAG-Systems, das war für mich eine neue Sehweise. Als wir 1967 dieses Buch lasen, haben wir darüber diskutiert, nicht ahnend, dass dieses Buch eine der Wurzeln des Versuchs einer demokratischen Umgestaltung des Sozialismus sein sollte.

Das zweite Buch, über das ich sprechen möchte, war eine kleinformatige Broschüre, etwa im Reclam-Format. Das Buch wurde bei mir immer in einem Briefkuvert aufbewahrt: Vom vielen Lesen war es so zerfleddert, dass es aus einzelnen Blättern bestand. Wohl kein Exemplar dieses Buches ist in Westdeutschland von so vielen gelesen worden, wie damals dieses Exemplar in Sachsen. In seinem Buch *Ich gestehe* schildert Arthur London, Journalist und Mitglied der KP Frankreichs, den Slansky-Prozess. Diesen Schauprozess gegen die Spitzen der kommunistischen Bewegung in Böhmen, Mähren und der Slowakai haben nur drei Männer überlebt, unter ihnen Arthur London. Hier wurde im Detail das Funktionieren des Stalinschen Terrorismus ausgebreitet. Den Prager Text von London zu lesen, bedeutete für uns damals, zu verstehen, wie die Säuberungsprozesse in der Sowjetunion abgelaufen waren, was parteigelenkte Justiz in der DDR bedeutete.

Das dritte Buch ist die Autobiographie von Ludvik Svoboda unter dem Titel *Von Busuluk bis Prag*. Busuluk war jener Ort in der Sowjetunion, an dem die tschechischen Verbände, die im Zweiten Weltkrieg als Teil der Roten Armee dann bis Prag marschierten, aufgestellt worden sind. Das Buch, 1963 in Prag und 1967 in Berlin erschienen, widmet sich ausführlich der Frage, ob die tschechoslowakische Armee damals Hitler militärisch hätte entgegentreten können und müssen. Diese Frage war natürlich seit dem

Frühsommer 1968 eine sehr aktuelle Frage: Ist es vorstellbar, dass eine tschechoslowakische Armee die Entwicklung des Staates gegenüber den kommunistischen „Brüdern“ verteidigt?

1968 war auch das Jahr, in dem die Auseinandersetzung um die Kybernetik an den DDR-Hochschulen ihren Höhepunkt erreichte. Und es war schon beachtlich oder für die SED-Ideologen auch beunruhigend gewesen, dass man plötzlich die Gesellschaft nicht nur als Klassenkampf, sondern auch mit systemtheoretischen Kategorien erklären kann.

1968 war auch das Jahr, in dem in Polen die Studenten mehr geistige Freiheit forderten, ein Ansinnen, das dann von den Machthabern mit starken antisemitischen Repressalien beantwortet wurde. 1968 wanderte die Hälfte der damals noch in Polen lebenden jüdischen Bevölkerung aus.

Für die Dresdner liegt Prag quasi vor unserer Haustür. Der Reiseverkehr der Studenten nach Prag war sehr intensiv. Das *Manifest der 2000 Worte* kursierte unter Studierenden in einer Fotokopie, die mit einer Überschrift aus einer DDR-Zeitung zum Thema der Planerfüllung in den LPG kaschiert war. Ich erinnere mich auch der Episode, dass ein Freund bei der Wiedereinreise in die DDR vom Zöllner gefragt wurde, ob er die *Tausend Worte* mit habe; der Student antwortete auf Schwejksche Art „Ich kann höchstens fünf tschechische Vokabeln“.

Die Nervosität, die Angst der SED um ihren Führungsanspruch und ihr Meinungsmonopol war überall zu spüren. Die Zeitschrift „Das Forum“ stellte in dieser Zeit ihr Erscheinen ein. Zum 1. Mai wurden verstärkte Kontrollen in den TU-Wohnheimen durchgeführt, die Häufigkeit und Intensität der Parteiversammlungen und der FDJ-Versammlungen an der Uni nahmen zu.

Ein wichtiger Ort für die Diskussion unter den Studenten war der Studentenclub Bärenzwinger. Er wurde im wesentlichen gemanagt von den Studenten der Architektur, den „Künstlern“ unter den TU-Studenten. Hier gab es immer wieder Berichte über Prag und gelegentlich auch tschechische Studenten, die in Dresden zu Besuch waren. Dies war für die TU Anlass genug, „aus baupolizeilichen Gründen“ den Studentenclub zu schließen. (Monate später wurde er als FDJ-Studentenclub der gesamten TU unter FDJ-Regie wieder eröffnet).

Mein jüngerer Bruder war damals Wehrpflichtiger, Soldat der Nationalen Volksarmee. Seit Juni 1968 gehörte er zu den Einsatztruppen für die ČSSR: Man stand unter Kriegsrecht, hatte scharfe Waffen und Munition. Es gab keinerlei Informationen mehr: Kofferradios waren einkassiert, DDR-Zeitungen und -Fernsehen gab es nicht. Es gab eine Zeitung, die nur für die NVA gedruckt wurde. Nur durch gelegentlichen Kontakt zur Zivilbevölkerung in der Oberlausitz erfuhr mein Bruder, wie die Situation ist.

Und um die jungen Männer bei Laune zu halten, wurden unsynchronisierte schwedische Pornofilme gezeigt.

Die militärischen Vorbereitungen waren auch im Bezirk Dresden nicht zu übersehen. Schon im Sommer standen auf dem Bahnhof von Radebeul mehrere Lazarettzüge bereit. Derartige Eisenbahnzüge, für Flugzeuge groß sichtbar mit dem roten Kreuz gekennzeichnet, hatte ich vorher nicht gesehen. Das riesige LKW-Depot auf dem Heller war bis zum Letzten aufgefüllt; von diesem Material sind im Laufe des zweiten Halbjahres höchstens 20% abgezogen worden, so groß war also die materielle Reserve für diesen „Krieg“.

Am 21. August 1968 war ich zum Praktikum in einem Industrie-Forschungs-Institut in Karl-Marx-Stadt, dem heutigen Chemnitz. Als wir am 21. August zur Arbeit kamen, schimpften die Kollegen, dass sie keine Nachtruhe hatten. Während ich gut schlief, waren die Transportverbände über Karl-Marx-Stadt hinweg über das Erzgebirge nach Prag und zu anderen Flugplätzen geflogen.

Ich wohnte während des Praktikums in der Wohnung meiner Tante. Diese Wohnung wurde gleichzeitig von einer Polizistenfamilie bewohnt. Der Mann war seit dem 20.8. im VP-Kreisamt kaserniert und seine Frau hatte keine Informationen. Sie fragte mich, was es im Westsender an Nachrichten gäbe. Sie fürchtete um ihren Mann, wagte aber selbst nicht, eine westliche Radiostation zu hören. Was war das doch für ein Staat, wo solch ein absurdes Verhalten möglich war.

Ich erinnere mich nicht, dass unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Forschungsinstituts über die ČSSR oder über den Einmarsch diskutiert wurde. Um 12.30 Uhr erschien dann eine Sonderausgabe der „Freien Presse“. Die Redaktion lag direkt dem Forschungsinstitut gegenüber, so dass ich mir gleich vom ersten Stapel ein Exemplar holen konnte. Musste man diese Sondermeldung lesen? Nicht die Fakten interessierten. Was los war, welche Ziele man hatte, war uns doch allen klar. Was man aber offiziell sagen würde und was nicht, welche Begründung man sich erdenken würde, war durchaus wichtig und interessant.

Die einzige hilflose Geste, mit der ich persönlich auf diesen Einmarsch reagierte, war, dass ich an die Windschutzscheibe eines tschechischen PKW, der in der Karl-Marx-Stadt parkte, eine Rose klemmte. Ich bin überzeugt: Die tschechischen Bürger, vermutlich Touristen, die nicht wussten, wie sie jetzt zurückreisen können, haben diese Geste in meinem Sinne verstanden.

An dieser Stelle möchte ich eine spezielle Frage diskutieren. Immer wieder wird behauptet, dass Truppen der NVA⁵ nach Böhmen einmarschiert

⁵ Nationale Volksarmee der DDR.

sind. Sogar von NVA-Panzern in Prag ist mitunter die Rede. Ich glaube aber, dass auch hier inzwischen eine Legende gebildet worden ist.

Es ist wahr, dass die NVA mit Truppen an dieser militärischen Aktion beteiligt war. Aufklärungsoffiziere der NVA, NVA- und Stasiangehörige mit Tschechischkenntnissen und Verbindungsoffiziere waren bei den sowjetischen Truppen in Böhmen und Mähren. Die NVA-Truppen lagen jedoch auf dem Erzgebirgskamm auf DDR-Seite. Bildberichte in der DDR-Presse über die „Hilfsaktion“ der Brüderarmeen zeigten Bilder aus dem polnischen Feldlager. Und zu der Truppenparade, die in Böhmen stattfand, wurde eine kleine Gruppe mitmarschierender NVA-Soldaten mit sowjetischen Transportmaschinen eingeflogen.

Die Nationale Volksarmee, die Armee meines Staates, hat ein Nachbarland überfallen. Ein Bruch des Völkerrechts, eine Negation der hehren proletarischen Grundsätze. Belastete dieser Einmarsch unser Gewissen? Fühlten wir uns, fühlte ich mich moralisch mitschuldig? Ich möchte diese Frage klar verneinen: Diese Panzer auf dem Wenzelsplatz galten dem Zentralkomitee der KPČ, den Prager Intellektuellen, den Arbeitern, Angestellten und Bauern in der ČSSR; diese Panzer galten aber gleichermaßen den Männern und Frauen in der DDR, in Polen, in Ungarn, die sich nach Freiheit sehnten oder gegen den Alleinherrscheranspruch der kommunistischen Partei aufstanden. Wir fühlten uns nicht als Täter, sondern als Opfer. Dieses Gefühl war auch bei jenem jungen Soldaten vorherrschend, der irgendwo in den Wäldern der Oberlausitz lag. Und nicht wenige Tschechen sahen es auch so.

In den Wochen nach dem Einmarsch gab es politische Witze „en gros“. Ich finde dies insofern bemerkenswert, da es charakteristisch ist, wann Witze vorhanden sind oder jene fehlen. Ich erinnere mich auch, dass es im Sommer/Herbst 1989 während der großen Fluchtwelle aus der DDR viele gute politische Witze gab.

1968 war auch das Jahr der Proteste gegen den Krieg der USA in Vietnam. Dieses Thema wurde aber plötzlich in den DDR-Medien völlig weggeschoben. „Amis raus aus Vietnam“ und „Beendet die Aggression gegen unser vietnamesisches Brudervolk“ – bei einer Demonstration in Berlin/Ost tauchten auch derartige Sprüche auf – sie waren natürlich in diesen Wochen und Monaten immer als Aussage über die Tschechoslowakei und die NVA gemeint und auch so verstanden.

Im Herbst fand in Dresden eine „Sieges-Parade“ statt: Die Werktätigen der sozialistischen DDR begrüßten die sowjetischen Truppen und DDR-Truppen, die dem tschechischen Volk geholfen hatten. So etwa der Tenor des „Neuen Deutschlands“ dazu. Zur Vorbereitung dieser Parade fanden an

zwei Nächten zuvor auf der Paradestrecke Übungen motorisierter Verbände statt. In der zweiten Nacht dieser Paradeprobe flogen Bierflaschen auf die Straße und die Panzer. Ob dies mehr der Protest gegen die Militäraktion oder der Protest gegen die nächtliche Ruhestörung war, ist Ansichtssache. Die DDR-Sicherheitsorgane waren davon aber total überrascht. Als man dann später das Wohnheim durchkämmte, waren die Bewohner der entsprechenden Studentenbuden „immer noch“ in der Kneipe. Auch so eine nebensächliche Episode, die sich mit diesem Jahr verbindet.

Die 1980er Jahre

Ab 1972 war ich Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften. Am Forschungsinstitut arbeiteten vor allem Chemiker, Textiltechniker und Physiker. Ich war der einzige Mathematiker, der dort forschte. Somit war ich in vielen verschiedenen Arbeitsgruppen und Themen eingebunden. Es war also eine sehr vielfältige und interessante Arbeit. In meiner Erinnerung liegt das schon sehr lange zurück.

An diesem Institut war ich auch für zwei Legislaturperioden – also vier Jahre – Mitglied der BGL. Das war die Betriebsgewerkschaftsleitung. Ich war sofort stellvertretender Vorsitzender, jeweils mit einem/einer Vorsitzenden, der/die natürlich Mitglied der SED war. Ich selbst hatte mir auferlegt, nicht länger als diese vier Jahre dort mitzuarbeiten, weil dabei die Gefahr besteht, dass man zunehmend nicht aus der Sicht der Kolleginnen und Kollegen, sondern aus der Sicht der Leitung agiert. Schon zuvor war ich Mitglied der Konfliktkommission gewesen. Dabei handelt es sich um ein ehrenamtlich besetztes Gremium, das die erste Instanz für Arbeitsrechtsstreitigkeiten in den Betrieben war. Übrigens waren Christen in diesen Konfliktkommissionen überall stark vertreten gewesen. Die Gründe dafür möge jeder selbst schlussfolgern.

Für die Gewerkschaften am Direktorentisch zu sitzen, ist immer eine Gratwanderung. Und das, obwohl die schwerwiegenden Entscheidungen zuvor in der Parteileitung oder der Parteiversammlung der SED gefällt worden waren.

Auch in dieser Zeit am Institut gab es regelmäßige Kontakte zu Polen. Das Institut hatte in den 60er Jahren wissenschaftlich mit dem IKWN (Instytut Krajowy Włókien Naturalnych – Landesinstitut für inländische Naturfasern) in Poznań zusammengearbeitet. Diese Forschungsthemen waren ausgelaufen, aber es bestand ein intensiver Austausch von betrieblichen Ferienplätzen im jeweiligen Nachbarland. In diesem Zusammenhang reiste ich auch mehrmals nach Poznań. Einmal reiste ich mit einem zweiten BGL-Mitglied. Dieser Kollege war auch IM der Stasi. So konnte ich später in

meiner Akte die 'Beschwerde' lesen, dass ich verschwiegen sei und nichts erzählen würde. (Jaja, man erkannte eben intuitiv diese Brüder!)

Aber wichtig war, dass am Rande dieser Besuche ich auch viel mit Wissenschaftlern über die politische Situation reden konnte.

Die 1980er waren für mich ein sehr politisches Jahrzehnt. Im Sommer 1980 schauten wir fasziniert nach Polen. Die massive antipolnische Propaganda, die mit Kommentaren aller Zeitungen aber auch mit antipolnischen Witzen und Gerüchten geschürt wurde, wurde in weiten Kreisen durchschaut und abgelehnt. Wenn man Versorgungsengpässe (z. B. bei Haushaltswäsche und Kinderkleidung) mit den 'Hamsterkäufen' der Polen erklärte, hätte man dazu sagen müssen, dass die Polen diese Einkäufe mit Geld bezahlten, das DDR-Touristen bei ihren 'Hamsterkäufen' nach Polen gebracht hatten.

Im Sommer 1980 hatten wir eine Situation, die sich von der Situation 1968 unterschied. Seit dem Frühjahr 1968 konnte man in der DDR keine Presseerzeugnisse aus der ČSSR kaufen. Das betraf sowohl die deutschsprachigen Zeitungen (z. B. „Prager Volkszeitung“, „Im Herzen Europas“) wie auch die tschechischsprachigen Zeitungen. 1980 war die polnische Presse zu jedem Zeitpunkt in der DDR zu kaufen. So konnte ich die Vereinbarung von Danzig und von Stettin in der „Trybuna Ludu“ lesen.

Meine Kollegen – und wir diskutierten in unserer Frühstücksrunde viel darüber – beschäftigten zwei Fragen: Was ist in Polen los, wohin kann das führen? Und: Ist das auch in der DDR möglich, was ist bei uns anders bzw. gleich? Die Vorgeschichte mit den Streiks und Aufständen: Poznań 1956, Danzig 1970 und Ursus 1976 war in der DDR unbekannt.

So konnte ich meinen Kollegen und Freunden die wesentlichen Aussagen der 21 Forderungen der Streikenden und der Vereinbarungen übersetzen bzw. erklären. Seit dieser Zeit bis nach 1990 hing über meinem Arbeitsplatz im Institut ein Bild (aus „Panorama Północy“) vom Danziger Denkmal für die protestierenden und gefallenen Arbeiter: Es zeigte das Denkmal noch in Bauphase, so dass man es nicht sofort erkannte: Keinem Genossen fiel auf, was das war, und meinen Freunden erläuterte ich das Bild.

Denke ich aber an diese Jahre zurück, so ist es für mich die Zeit unserer Revolution. Diese Phase beginnt für mich nicht mit den Montagsdemonstrationen im Sommer 1989 in Leipzig, sondern ganz persönlich schon 1983. In diesem Jahr fand der Evangelische Kirchentag (der DDR) in Dresden statt. Das Motto *Vertrauen wagen* schaffte eine Aufbruchstimmung. Der Kirchentag war mit dem vorgeschalteten Kirchentagskongress verbunden. Dort hatten gerade die Arbeitsgruppen mit den gesellschaftspolitischen Themen den stärksten Zulauf. Christen aller Altersgruppen diskutierten

miteinander, was christliches Handeln in unserer Welt, in unserer Zeit bedeutet. Man spürte, wie groß die Bereitschaft inzwischen war, sich für eine Veränderung der Gesellschaft zu engagieren.

Die 80er Jahre waren auch durch Hilfsaktionen für Polen gekennzeichnet. In der einschlägigen Literatur ist immer viel von den Bürgern der Bundesrepublik und oft nur mit einem negativen Seitenhieb von den Bürgern in der DDR die Rede⁶. Aber das ist nicht die ganze Wahrheit. Viele Familien nutzten private Kontakte zu Hilfssendungen. Und wenn ich den polnischen Mitarbeitern des Polnischen Kulturzentrums einen Brief schrieb, um ihnen meine Solidarität und mein Mitgefühl zu versichern, riskierte ich mehr als mancher Bundesbürger. Und mein Freund Franciszek B. aus Poznań bestätigte mir später, wie wichtig für ihn und seine Freunde mein Brief war. Aber so etwas musste ziemlich lautlos geschehen und darüber, was ich tat und schrieb, gibt es auch keine Notizen bei mir. Man war sich dessen bewusst, dass die Stasi mitlesen und mithören konnte.

Als ich (nach Aufhebung des Kriegsrechtes) auf einer Dienstreise in Polen war, konnte ich bei Ewa K. Teile der Solidarność-Bibliothek studieren, die sie im Dezember 1981 vor dem Zugriff der Sicherheitsorgane retten konnte. Ich las über den Aufstand 1956 in Poznań ebenso wie über Katyń und die Strategie der „S“ 1980/81. Das war für mich die Schule für gesellschaftliche Veränderungen in meinem Land.

Im Frühjahr 1989 gab es eine sehr konkrete Auseinandersetzung mit der Staatsmacht in meinem Stadtteil. Man wollte im Süden Dresden ein Reinst-Silizium-Werk bauen. Diese Technologie ist für die Elektronikindustrie nötig, aber auch sehr gefährlich (Gift und Explosionsgefahr), weshalb in anderen Ländern man solche Werke weit ab von den Wohnsiedlungen errichtete. Es kam zu einer großen Protestbewegung mit Hunderten Eingaben, öffentlichen Diskussionen etc. Damals habe ich, haben wir viel zur Organisation solcher Proteste ausprobieren können. Wir sahen wenig Chancen für unser Ziel, aber wir mussten dem Staat – und das heißt: der Partei – zeigen, dass wir nicht mehr alles hinnehmen. Die Umweltzerstörung im Lande war ja offensichtlich. In meinem Tagebuch finde ich im Februar 1989 dazu den interessanten Gedanken, von dem ich erst später merkte, wie wichtig er war: „Die Situation ist so schlimm, dass wir es uns nicht mehr leisten können Angst zu haben“. Gemeint war die Angst vor der Stasi, vor der Partei. Man spürte damals, dass sich irgendetwas ändern muss.

Regelmäßig besuchte ich das Polnische Kulturzentrum in Berlin. Dort kam ich mit einer Mitarbeiterin ins Gespräch. Bei einem meiner Besuche

⁶ Vgl. z. B. in *Polenhilfe*, Hrsg. von Cölln, Dudek, Ruchniewicz. Dresden/Wrocław 2011.

lieh ich ihr einen Hefter mit dem Informationsdienst „kirche nebenan“. Diese Ormigblätter wurden „Nur für den innerkirchlichen Gebaruch“ in Ostberlin herausgegeben. Als die Polin mir die Mappe wiedergeben wollte, war zwar die Mappe da, die Blätter waren aber alle herausgerissen worden. Das war eindeutig! Irgendein Stasi-Mitarbeiter hatte zugegriffen und ganz bewusst Spuren hinterlassen. Wir sollten das sehen und wir sollten Angst haben.

Im Sommer 1989 war ich zur Vorbereitung des Evangelischen Kirchentages Berlin zu einer Beratung im kleinen Kreis im Arbeitszimmer von Pfarrer Rainer Eppelmann. Monate später hörte ich im Deutschlandfunk, dass im Arbeitszimmer Wanzen gefunden wurden. Das war für mich wie eine Befreiung: wenn ich schon abgehört worden bin, dann brauche ich jetzt weniger Rücksicht zu nehmen.

Meine letzte Polenreise als DDR-Bürger fand im Mai 1989 statt, als ich am Internationalen Banach-Zentrum für Mathematik für eine Woche ein Seminar in Warschau besuchte. Das war die Zeit des Wahlkampfes für die Sejmwahl, für die sich die PVAP am Runden Tisch noch 65 Prozent der Sitze gesichert hatte, die oppositionelle Solidarność aber alle anderen Sitze gewann. Ich war im zentralen Wahlkampfbüro gerade in dem Moment, als das erste Paket der ersten Nummer von „Gazeta Wyborcza“ ausgeliefert wurde. Dass ich das 2. Exemplar aus diesem Paket erhielt, war mir etwas Besonderes! Auch eine Spende für den Wahlkampf der Solidarność leistete ich damals.

Und an der Warschauer Universität nahm ich an einer Demonstration gegen die Verschärfung des Abtreibungsrechtes teil. Das Thema berührte mich nicht, aber ich studierte sehr genau, wie die Demo vorbereitet wurde, wie sie ablief.

Diese Reise endete in Görlitz mit einem vierstündigen Verhör. Im Allgemeinen galt der Grundsatz, dass Reisende mit Dienstreisevisum nicht kontrolliert werden. Wieso kam man auf mich? War ich in Warschau schon einem Stasi-Knecht aufgefallen? Die Spendenquittung für die „S“, die viele Literatur zur „S“, Gedichte von Czesław Miłosz (2 Bände polnisch) – das war alles suspekt. Ich habe das Warten und die ‚Gespräche‘ in dem kalten Raum bei meiner Ermüdung (nur Sitzplatz im Zug gehabt) noch heute in unangenehmer Erinnerung. Aber es rundete auch mein Bild über meinen Staat am Ende der 80er Jahre ab.

Wenn ich auf die Jahre 1989/90 zurückblicke, bin ich stolz: Ich habe das Meine getan. Ich gehöre zu den Siegern der Revolution – zu den Gewinnern gehören andere. Wenn ich mir in meinem Urteil so sicher bin, dass ich von Stolz spreche, folgt das daraus, dass ich in meinen Tagebüchern nachlesen kann, was ich damals dachte, was ich tat, wem ich half.

Politische Bildungsarbeit für die Gewerkschaften

Wie für viele ostdeutsche Bürgerinnen und Bürger waren die Jahre 1990/91 auch für mich mit einem großen beruflichen Einschnitt verbunden. Ich entschloss mich, bei der Akademie der Wissenschaften zu kündigen und künftig beim Gewerkschaftsbund zu arbeiten. Viele verstanden das nicht. Wie kann man in so unsicheren Zeiten freiwillig aus einem sicheren Arbeitsverhältnis ausscheiden? Und ist nicht Mathematik etwas so Schönes? Freunde, mit denen gemeinsam ich mich in diesen Jahren politisch engagiert hatte, bestärken mich in diesem Beschluss. Es war auch ein Stück Idealismus dabei: Ich wollte nicht, dass die neuen DGB-Gewerkschaften durch die alten Funktionäre des FDGB geprägt werden. (Beispiele dafür gab es in diesen Monaten).

Für gute deutsch-polnische Beziehungen⁷

Seit ihrer Gründung bin ich in der DPG Sachsen aktiv, die ich auch über zehn Jahre als Präsident geleitet habe. Von großer Bedeutung für unsere DPG sind die vielfältigen Beziehungen zu polnischen Initiativen und Gesellschaften. Und gerade diese Beziehungen mit polnischen Gruppen, Schulen und Gemeinden entwickeln sich bestens. Wie gut diese Beziehungen sind, zeigte sich darin, dass die politischen Verstimmungen zwischen Brüssel, Berlin und Warschau vor ein paar Jahren keinen Einfluss auf diese deutsch-polnische Basisarbeit hatten.

Auch deshalb sagte ich oft: Für die Arbeit unserer Gesellschaft interessieren mich die deutsch-polnischen Beziehungen nur wenig. Wichtig ist für mich die Zusammenarbeit zwischen Sachsen und Dolny Śląsk. Entscheidend ist für mich, wie die Bürgerinnen und Bürger zwischen Görlitz und Zgorzelec, zwischen Bogatynia und Zittau (Żytawa) miteinander umgehen. Deshalb haben wir auch intensive Beziehungen zu Breslau und Zgorzelec, zu Łomnica und Morawa, zu Jelenia Góra und Bogatynia. Und die Städte Dresden und Wrocław konnten im vergangenen Jahr das 50. Jubiläum ihrer Städtepartnerschaft feiern.

Die DPG Sachsen wurde 1992 gegründet. Damals gab es im Osten Deutschlands keine zivilgesellschaftliche Tradition. Der vollständige Name unserer Gesellschaft lautet:

⁷ Dieses Kapitel stützt sich auf einen Vortrag *Ein sächsischer Beitrag zur Tagung zum 20jährigen Bestehen der TPN Poznań*. Poznań, Juni 2011.

DEUTSCH-POLNISCHE GESELLSCHAFT SACHSEN –
 – GESELLSCHAFT FÜR SÄCHSISCH-POLNISCHE
 ZUSAMMENARBEIT e. V.

(NIEMIECKO-POLSKIE TOWARZYSTWO SAKSONII –
 – TOWARZYSTWO WSPÓŁPRACY SAKSONSKO-POLSKIEJ T.Z.)

Und wie schon der Name der Gesellschaft zeigt, ist die spezifisch sächsische Geschichte mit Polen ein wichtiger Anknüpfungspunkt. Ich meine damit die Zeit unter Friedrich August I. von Sachsen – August II. König von Polen und unter Friedrich August II. von Sachsen – August III. König von Polen. Einfacher spricht man von den Jahren 1697–1733 und 1733–1763 als der Zeit August des Starken (August Mocny) und seines Sohnes.

Unsere DPG und ihre damalige Präsidentin Elżbieta Zimmermann haben die Ausstellung *Unter einer Krone* initiiert, die 1997 im Warschauer Königsschloss und 1998 im Schloss in Dresden gezeigt wurde.

Als Zweites erinnere ich an die Ausstellung *Architektura Warszawy doby sakiej i jej dalsze losy*⁸. Gezeigt werden die planerischen und architektonischen Leistungen polnischer und sächsischer Bauleute seit dem 18. Jahrhundert, aber auch, dass es ein sächsischer Ingenieur war, der die Sprengung Warschaus im Jahr 1944 wesentlich geleitet hat.

Unsere Gesellschaft richtete den Deutsch-Polnischen Kongress 1996 aus. Der Bundesverband hatte vorgeschlagen, den Kongress in Leipzig auszurichten, wo man mit großen Kongressen Erfahrung hat und wo es eine starke polnische Diaspora und polnische Tradition gibt. Ich bin froh, dass ich damals dagegen mein Veto einlegte. Wir gingen an die Neiße und es wurde eine Konferenz in Görlitz und in Zgorzelec veranstaltet. Wir wollten den Teilnehmern aus Polen und Deutschland zeigen, wie das Leben an der Neiße funktioniert. 1996 – damals war die Neiße eine Außengrenze der EU und der NATO, Grenzkontrollen erfolgten und die finanzielle Verrechnung zwischen PLN und DM war für nichtkommerzielle Organisationen schwierig. Die Eröffnung des Kongresses fand im deutschen Stadttheater statt, den wunderbaren Ball feierten wir im Dom Kultury.

Und noch auf etwas anderes dürfen wir stolz sein: Die DPG Sachsen ist die einzige DPG bzw. TPN, die vom polnischen Sejm und vom deutschen Bundestag mit dem „Deutsch-Polnischen Preis“ (2001) ausgezeichnet wurde.

Unsere Gesellschaft hat heute ca. 160 Mitglieder, wobei die Zahl allmählich, aber beständig steigt. Unser Vorstand besteht heute aus vier Mitglie-

⁸ *Die Architektur von Warschau in der sächsischen Epoche und ihr weiteres Schicksal.*

dern, die über 60 Jahre alt sind; die restlichen sechs Mitglieder sind unter 40. Von Überalterung also keine Spur! Gerade junge Leute finden den Weg zu uns. Da sind z. B. Studenten, die mal für ein Semester oder zu einem Kurs nach Breslau an die Universität oder an das Willy-Brandt-Institut gehen und plötzlich entdecken, wie interessant Polen auch für sie ist.

Eine andere Besonderheit unserer Gesellschaft ist ihr offizieller Sitz: das Józef-Ignacy-Kraszewski-Museum. Und um so einen exponierten Sitz, wie wir ihn in Dresden haben, beneiden uns alle anderen DPG.

Als ein Beispiel unserer Arbeit möchte ich die Beziehung zu Gostyń erwähnen. Etwa 70 Kilometer südlich von Poznań liegt Gostyń. Zwischen den Städten Gostyń und Dresden gibt es eine besondere schmerzhafteste Verbindung: Zwölf junge Polen wurden am 23. und 24. Juni 1942 in Dresden hingerichtet, nachdem ihr Versuch, eine Widerstandsgruppe in Gostyń aufzubauen, von der Gestapo entdeckt worden war. Gymnasiasten und Lehrlinge wollten aus Liebe zu ihrer polnischen Heimat und gestärkt in ihrem katholischen Glauben, wie es auch ihre Abschiedsbriefe dokumentieren, für Polen kämpfen.

Unter den Verurteilten waren auch Herr Marian Sobkowiak und Herr Józef Kordus, die nur wegen ihres Alters – sie waren noch nicht 18 Jahre alt – nicht hingerichtet wurden. Durch sie, durch polnische Historiker und durch Mitarbeiter der Gedenkstätte am Münchner Platz wurde diese Geschichte aufgearbeitet und dokumentiert. Die Beziehungen von Dresden zu Gostyń werden immer durch das Martyrium der Patrioten der Schwarzen Legion geprägt sein.

Dafür, dass aus der Erinnerung an die in Dresden hingerichteten jungen polnischen Patrioten Versöhnung werden konnte, steht die steinerne Flammenvase auf einem der Ecktürme der Dresdner Frauenkirche, die von der Gostyner Bürgerschaft gestiftet wurde. Dieses Geschenk geht auf die unermüdliche Arbeit von Herrn Sobkowiak zurück, ein Geschenk, das vom deutschen Bundespräsidenten und von der Stadt Dresden als „eine Gabe von besonderem moralischen Gewicht“ gewürdigt wurde.

Und vor welchen Aufgaben stehen wir heute? Natürlich wollen wir das Netz zwischen Schulen, Städten, Gemeinden und Vereinen in Dolny Śląsk und Sachsen noch enger knüpfen. Für die junge Generation müssen die Polen (und die Tschechen) ganz selbstverständliche Nachbarn sein. Und das heißt auch, dass wir noch viel mehr für das Erlernen der Sprache des Nachbarn tun müssen. Die Defizite liegen hier ganz klar auf sächsischer Seite.

Und wir wollen die deutsch-polnischen Beziehungen in den europäischen Kontext stellen. Dann darf es eben nicht weiterhin so sein, dass man die DPG als „deutsche und nur-polnische“ Gesellschaft versteht. Themen

wie *Die Sprache der Nachbarn* schließen Böhmen mit ein. Und *Die Lausitzer Sorben als Brücke zwischen Deutschen und Polen* würde uns auch zu einem erweiterten Blick auf die Probleme führen. In der Jugendarbeit sind trilaterale und multilaterale Treffen längst ganz normal.

Das Leben an der Neiße bleibt die Nagelprobe unserer Arbeit. Und da empfehle ich den Deutschen stets, sie sollten sich die Probleme an der Grenze so ansehen, als stünden sie in Zgorzelec und schauten nach Westen über die Neiße.

In diesem Teil Europas hat sich bereits ein grenzüberschreitender Arbeitsmarkt herausgebildet. Damit Menschen, die zur Arbeit nach Deutschland kommen, ihre Rechte kennen, hat der IGR (Międzyregionalna Rada Związkowa Łaba/Nysa) eine Reihe von polnischsprachigen bzw. dreisprachigen Informationsblättern herausgegeben.

Mein Leben ist ein Dualismus

Nicht ich stelle mich selbst, sondern andere stellten mich immer in zwei gegensätzliche Positionen.

Formal gesehen war mein Vater Arbeiter bzw. Arbeitnehmer. Aber ich wuchs in einer bürgerlichen Familie auf. Für den Staat gehörte mein Vater zur Kapitalistenklasse, obwohl er keinen Betrieb besaß. Diesen Widerspruch sah ich schon als Schüler. Deshalb konnte ich die marxistische Klassenzuteilung nie ernst nehmen.

Unter meinen Verwandten überwiegen Bauern. Mich würde ich aber als bürgerlich erzogen bezeichnen.

Seit ich erwachsen bin, lebe ich in Sachsen. Den Dialekt habe ich mir bis heute noch nicht angewöhnt. Ich fühle mich nicht als Sachse. Aber im Alter von etwa 40 Jahren entdeckte ich, wie sehr mich das Brandenburgische geprägt hat. Und oftmals kann und muss ich auch sagen, dass ich Preuße bin. Ich meine damit eine gewisse Nüchternheit und Zurückhaltung. Die öffentliche Überschwänglichkeit, die kumpelhafte Sprache der Westsachsen sind mir fremd.

In der DDR nahm ich Funktionen, zum Beispiel im sozialistischen Gewerkschaftsbund FDGB wahr, obwohl ich nicht mit der SED sympathisierte. Deshalb war ich ja auch höchstens der stellvertretende Chef.

Bei den Gewerkschaften war ich ein „Schwarzer“, d. h. jemand der zur CDU gehört oder mit ihr sympathisiert. Diese Zuordnung erfolgte ganz einfach, weil ich Christ bin. Aber ich fühle mich doch viel mehr der Sozialdemokratie zugehörig. Und wenn ich in kirchlichen Kreisen wie der Evangelischen Akademie Meißen über politische Themen sprach, war ich plötzlich der Rote.

Wenn ich in Polen bin, vertrete ich deutsche Standpunkte, deutsche Denkweisen. Aber in Diskussionen in meiner Heimat glaub man oft, einen polnischen Standpunkt herauszuhören.

Wolfgang Nicht, geboren 1944 in der Niederlausitz, lebte 1963–65 in Görlitz. Seit dieser Zeit intensive Kontakte zu Polen. Studium der Mathematik und Kybernetik an der TU Dresden; Promotion zum Dr. rer. nat.; Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften. In den 80er Jahren aktiv beim Evangelischen Kirchentag und der Bürgerrechtsbewegung. 1991 bis 2005 Bildungssekretär beim Deutschen Gewerkschaftsbund Sachsen, Geschäftsführer der Bildungswerke, Aufbau des Interregionalen Gewerkschaftsrates Elbe/Neiße (DGB/Solidarność/ČMKOS). Gründungsmitglied (1992) und 2002 bis 2012 Präsident der Deutsch-Polnischen Gesellschaft Sachsen e. V. Sein Engagement für Demokratie und gegen den Rechtsextremismus wurde mit der 'Verfassungsmedaille des Freistaates Sachsen' gewürdigt. Publikationen zu Anwendung der Mathematik in den Ingenieurwissenschaften, zu bildungspolitischen Fragen und vor allem zu den deutsch-polnisch-böhmischen Beziehungen. Er ist seit über 45 Jahren verheiratet, hat Kinder und Enkel und lebt heute am Rande von Dresden.

TOMASZ OSOSIŃSKI

Von der deutschen Abstammung meiner Familie

Meine Familie war mütterlicherseits von deutscher Abstammung – das wurde mir aber erst spät bewusst. Meine Urgroßeltern sprachen Deutsch (die von der Seite der Großmutter; die Eltern meines Großvaters waren Weißrussen). Der Urgroßvater Otto Michelis (oder: Michaelis – wie er sich selber auf dem bis heute in dem Familienarchiv erhaltenen Exemplar der deutschen Übersetzung von Thomas a Kempis' *De imitatione Christi* unterschrieb) wurde 1883 in Chełm Lubelski, in einer bürgerlichen, evangelischen, deutschsprachigen Familie geboren. Seine aus Deutschland stammenden Vorfahren übersiedelten nach Polen wahrscheinlich am Ende des 18. Jahrhunderts.

Meine Großmutter erzählte manchmal, dass sie dem Ruf von Katharina der Großen folgten, die bekanntermaßen viele Deutsche nach Russland (also auch auf polnische Gebiete) brachte – und es mag etwas Wahres daran sein. Otto war das jüngste, dreizehnte Kind von Ludwik und Helena Michelis. In der Nähe von Chełm und Lublin wohnten damals mehrere Familien dieses Namens – die Michelis bekleideten hohe Ämter: Marcin Władysław war vorsitzender Richter am Gericht in Radom und Chełm, Witold war ein hervorragender Jurist, der mit dem Goldenen Verdienstkreuz ausgezeichnet wurde, mit dem Warschauer Appellationsgericht und mit dem Höchsten Gericht verbunden war und viele wissenschaftliche Texte zu den Fragen des Strafrechts publizierte; Bronisław Piotr Henryk und Bronisław Juliusz waren Ingenieure, Mitbegründer der Polytechnischen Hochschule in Warschau nach dem Krieg; die Michelis besaßen auch das Hotel *Europejski* in der Krakowskie Przedmieście Straße in Lublin. Der Verwandtschaftsgrad

von diesen Michelis mit Ludwik, Ottos Vater, ist heute jedoch schwer einzuschätzen.

Ludwik war bestimmt mit Zygmunt Michelis (1890-1977) verwandt, der später Bischof der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen wurde und ein Vorläufer der ökumenischen Zusammenarbeit mit der Römisch-Katholischen Kirche war (Zygmunt war Ottos Neffe). Der Großvater Otto war angeblich sprachlich begabt: Außer Deutsch sprach er Polnisch, Russisch, Lettisch und Jiddisch. Um 1900 wurde er diplomierter Agronom und verwaltete Landgüter. 1906 heiratete er Emma Bella Sander (1887-1982), die Tochter eines Fabrikanten aus Łódź, die in dem Schösschen Stara Wola in der Nähe von Warschau geboren wurde. Er lernte sie in Łódź kennen, wo er eben seine Familie besuchte (Emma wohnte da zur Zeit bei den Großeltern). Ihre Familie besaß in Łódź eine Spitzenfabrik und eine Bäckerei. Ein Teil der Familie emigrierte gerade nach Amerika und Otto mit Emma sollten ihnen auch folgen. Aus irgendwelchen Gründen kam es aber nicht dazu (in den Familienerzählungen sprach man manchmal von den nicht genutzten Titanic-Karten – ob dem zu glauben ist, ist schwer zu beurteilen). Otto hatte mit Emma sieben Kinder. Das zweite Kind war meine Großmutter Olga.

Der Urgroßvater Otto arbeitete als Förster und Gutsverwalter. Vor dem Ersten Weltkrieg war er u.a. Förster in einem Gut in Apscheradze in Lettland (Großmutter Olga wurde – wie sie behauptete – in Medzyn geboren, i. e. wahrscheinlich in dem heutigen Madona in Lettland), dann arbeitete er u. a. in Skępe bei Włocławek und in Wola Chojnata (in der Woiwodschaft Warschau). Von 1925 bis 1935 verwaltete er das Landgut der Grafen Tyszkiewicz in Zatrocze (in der Nähe von Troki). Von 1935 bis 1939 war er Verwalter in einem anderen Gut der Tyszkiewicz: Dunilowicze im Kreis Wilna. Er starb 1939 an einer Blinddarmentzündung.

Die ältesten Kinder, darunter auch meine Großmutter Olga, sprachen noch Deutsch zu Hause, die jüngeren, die nach 1918 geboren wurden, unterhielten sich mit den Eltern schon auf Polnisch. 1927 heiratete die Großmutter Olga einen Weißrussen aus einer orthodoxen Familie, Serafin Radziwonowicz. Während der Trauung traten beide zum Katholizismus über. Nach der Hochzeit ließen sie sich in Krzywe Siolo (heute Weißrussland), in Großvaters Heimat, nieder. Die Familie von der Großmutter blieb aber bis zum Anfang des Krieges in Zatrocze oder in den benachbarten Gütern (Budki). In den ersten Tagen des Krieges verschwand Eryk, Großmutterns Bruder, der Polizist war. Nach vielen Jahren stellte es sich heraus, dass er in Ostaszków von den Russen ermordet wurde. Während des Krieges wurde der Palast in Zatrocze abwechselnd von den Russen und von den Deutschen

besetzt. Die Familie blieb da, man war Zeuge der an Juden verübten Massenmorde.

Als nach dem Krieg Wilna und die Umgebung ein Teil der UdSSR wurden, reisten die Michelis nach Polen (sie fühlten sich doch als Polen): nach Braniewo (Braunsberg) und Suchowola. Die Familie der Großmutter Olga übersiedelte später nach Westen und wohnte in der Nähe von Stargard Szczeciński (wo ich auch geboren wurde).

Nach dem Krieg blieben keine Familienmitglieder mehr im Osten (nur die weißrussische Familie des Großvaters), außerdem war die deutschsprachige Kultur dort nicht mehr vorhanden – der deutsche Faden in meiner Familiengeschichte war also zu Ende. Die Familie des Großvaters, die im Osten blieb, sprach kein Deutsch, so wurde die deutsche Sprache in den Familienkontakten auch nicht benutzt.

Die deutsche Abstammung meiner Familie wurde mir erst spät bewusst. Nicht dass man mir die Familiengeschichten irgendwie verschwieg, jedoch baute die Großmutter keine deutsch-polnisch-Opposition, die deutsche Sprache gehörte für sie einfach zu der Geschichte einer polnischen Familie (diese Erzählweise wurde bestimmt durch die Realität der Volksrepublik Polen geprägt, wo eine deutsche Abstammung nichts besonders Beneidenswertes war).

Die deutsche Vergangenheit der Familie hatte auch keinen Einfluss auf meine germanistischen Interessen und auf das Interesse an der deutschen Literatur, das mich endlich dazu brachte, Germanistik zu studieren – obwohl ich mich manchmal fragte, ob das Studium nicht irgendwie eine unbewusste Rückkehr zu den Wurzeln war; so wie ich auch manchmal über die (Un)Zufälligkeit der geographischen Rückkehr in meiner Familiengeschichte dachte: meine Eltern kamen nach dem Studium in Warschau nach Thorn, in die Nähe der Orte, die mit der Geschichte der Familie Michelis verbunden waren.

1994 bestand ich das Abitur in Thorn und ging nach Warschau, wo ich an der Warschauer Universität studierte (Interdisziplinäres Individuelles Humanistisches Studium). Im Rahmen des Studiums absolvierte ich klassische Philologie und Germanistik. Die Magisterarbeit in der klassischen Philologie schrieb ich unter der Leitung von Professor Jerzy Wojtczak, die in der Germanistik – unter der Leitung von Professor Karol Sauerland.

Noch während des Studiums begann ich, in dem Forschungszentrum für antike Tradition in Polen und Mitteleuropa zu arbeiten, wo ich mich mit der Herausgabe der deutsch- und lateinsprachigen Korrespondenzen aus dem 16. Jahrhundert befasste. Ich gab u. a. den Katalog der deutschsprachi-

gen Briefe von Johann Dantiscus und Dantiscus' Briefwechsel mit Sigmund Herberstein (der ein Diplomat der Habsburger und Autor einer der ersten westlichen Reisebeschreibungen von Russland war) heraus. Ich beschäftigte mich auch mit der Korrespondenz zwischen Johann Dantiscus und Herzog Albrecht von Hohenzollern (die auf Deutsch geführt wurde): Ich gab ein paar Briefe und die einem Brief beigelegten Gedichte von Dantiscus heraus. Gleichzeitig übersetzte ich deutsche Literatur ins Polnische, u. a. Friedrich Schlegel, Georg Hamann und Rainer Maria Rilke.

2000 begann ich ein Doktorandenstudium unter der Leitung von Professor Karol Sauerland an der Warschauer Universität. Meine Doktorarbeit betraf die romantische Ironie bei Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck. Nach der Erlangung des Doktorgrades arbeitete ich als Adjunkt an verschiedenen Hochschulen und in der Polnischen Nationalbibliothek, wo ich mich mit der Geschichte der Druckkunst und des Sammelns befasste, u. a. mit der Geschichte der polnischen Buchbestände, die in den deutschen Bibliotheken aufbewahrt werden. Ich übersetzte in derselben Zeit deutsche romantische, aber auch Gegenwartsliteratur: Gottfried Benn, Elfriede Jelinek, Paul Celan, Jan Wagner, Judith Hermann, Rolf Hochhuth u. a.

Die deutsche Abstammung meiner Familie vergegenwärtigte ich mir erst während des Studiums – in der Familie betonte man sie, wie gesagt, nicht so sehr. Erst an der Universität erfuhr ich von den deutsch-polnischen Spannungen in der Nachkriegszeit und von den Schwierigkeiten in den Kontakten zwischen zwei Nationen, die man mit Mühe überwinden musste. Es ist doch irgendwie bezeichnend, dass für meine Generation die Schwierigkeiten nicht mehr vorhanden waren. Sie wurden überwunden in den Nachkriegsdekaden; als die Mauer fiel, gab es kaum Kontroversen (im gewissen Sinne befanden sich damals schon Polen und Deutsche auf derselben Seite, zumindest die Ostdeutschen). In den 90er Jahren waren die Beziehungen ausgezeichnet und man könnte die Behauptung wagen, dass es heute keine Spannungen in den deutsch-polnischen Beziehungen gibt. Das ist in vielen Bereichen sichtbar, auch im Bereich der Literatur, der mir am nächsten ist: Viele deutsche Autoren werden aus dem Deutschen ins Polnische übersetzt, Polen ist einer der größten Importeure der deutschen Literatur. Persönlich stieß ich auch nie in meinen deutsch-polnischen Kontakten auf Schwierigkeiten; im Gegenteil: Oft war ich überrascht, wie viele Organisationen, Erleichterungen, Stipendien, Werkstätten u.a. es für die Personen gibt, die sich mit dem deutsch-polnischen Kulturaustausch befassen (besonders verdient gemacht haben sich hier u.a. das Goethe-Institut und die Robert-Bosch-Stiftung). Die Aufgabe besteht heute darin, die guten Relationen,

die wir haben, aufrechtzuerhalten; die Periode des Wiederaufbaus und der Schwierigkeiten scheint vorbei zu sein, es beginnt die Zeit der Freundschaft und der Zusammenarbeit.

Tomasz Ososiński, geb. 1975, Hochschullehrer, Autor und Übersetzer; Adjunkt in der Nationalbibliothek und in der Linguistischen Hochschule in Warschau. Autor von wissenschaftlichen und literarischen Beiträgen (vor kurzem ist im Verlag von „Zeszyty Poetyckie“ sein Band Fünf Fabeln und in „Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego“ eine Monographie zur Ironiekonzeption von Friedrich Schlegel unter dem Titel *Ironia i jednostka* erschienen). Begründer und erster Vorsitzender des Polnischen Literaturübersetzerverbandes. Er übersetzte aus dem Lateinischen und Deutschen, u. a. Friedrich Schlegel, Johann Georg Hamann, R. M. Rilke, Gottfried Benn, Paul Celan, Judith Hermann, Elfriede Jelinek und Jan Wagner (in letzter Zeit sind *Schmargendorfer Tagebuch* von R. M. Rilke und *Atlas der abgelegenen Inseln* von Judith Schalansky in seiner Übersetzung erschienen). Er organisiert kulturelle Veranstaltungen, u. a. Treffen der Übersetzer der deutschen Literatur; in letzter Zeit arbeitet er mit der Robert-Bosch-Stiftung und mit dem Goethe-Institut zusammen.

TOMASZ G. PSZCZÓŁKOWSKI

Ein Leben in und zwischen zwei Kulturen

Der Titel meiner biographischen Skizze kündigt zugleich mein Selbstverständnis als eines Menschen an, der sowohl in als auch zwischen der polnischen und deutschen Kultur zuerst aufgewachsen ist und dann in seiner Berufstätigkeit diesen Zustand der Intra- und Interkulturalität bewusst gelebt hat. Was meine Weltsicht geprägt und mein ganzes Leben bestimmt hat, waren meine zwei längeren Aufenthalte in Deutschland – zuerst in der DDR und etwas über zwanzig Jahre später im Westen Deutschlands. Diese Aufenthalte waren für mich ein Anlass zu Überlegungen nicht nur über die Deutschen, sondern auch über die Polen, zu denen ich gehöre und zu denen ich aber aufgrund meiner Auslandserfahrung ein anderes Verhältnis habe als jemand, der eine ähnliche Perspektive, sein Land von außen zu betrachten, nicht hatte. Ich möchte in meinen weiteren Ausführungen meine damaligen und heutigen Beobachtungen des Lebens in Polen und in Deutschland nachzeichnen.

Es gibt im Deutschen das Wort „Lebensmittelpunkt“, das den Ort bezeichnet, an dem jemand seine Lebensinteressen hat. In meinem Fall war dies in meinen ersten Lebensjahren Warschau, wo ich 1951 geboren wurde und die ersten drei Klassen der Grundschule absolviert hatte. Dann, von 1961 bis 1965, lebte ich mit meinen Eltern und meinem jüngeren Bruder in Berlin, wo mein Vater an der Handelsvertretung der polnischen Botschaft gearbeitet hatte. Damals war Berlin mein Lebensmittelpunkt. Die Stadt sollte noch ein zweites Mal zu meinem längeren Aufenthaltsort, zwischen 1987 und 1988, werden, wovon weiter unten ausführlicher die Rede sein wird. Im November 1965 kehrte meine Familie nach Warschau zurück, wo

ich ein Lyzeum (nach dem deutschen Sprachgebrauch ein Gymnasium) mit erweitertem Deutschunterricht besucht hatte. Nach dem Abitur begann ich 1969 an der Universität Warschau Germanistik zu studieren und wurde nach dem Studium 1974 als Lektor für Deutsch am Warschauer Institut für Germanistik eingestellt. Allerdings wurde ich Anfang 1975 zu einen zwölfmonatigen Militärdienst einberufen. Diesen absolvierte ich nach zwei Monaten an einer Offiziershochschule in Wrocław (Breslau) und wurde anschließend im Schulungsinspektorat des Ministeriums für Nationale Verteidigung in Warschau eingesetzt. Beim Militär wurden meine Deutschkenntnisse genutzt, ich leistete meinen Dienst als Übersetzer.

Nach dem Militärdienst kehrte ich zu meiner wissenschaftlichen und Lehrtätigkeit zurück und promovierte 1985 an der Fakultät für Journalistik und Politische Wissenschaften zum Doktor der Politikwissenschaft. Meine Dissertation galt der gesellschaftlich-politischen Doktrin des Ordoliberalismus. Eine überarbeitete Fassung meiner Doktorarbeit erschien 1990 im Polnischen Verlag der Wissenschaften (PWN). Neben meiner wissenschaftlichen Arbeit war ich auch Übersetzer und Dolmetscher, also Sprachmittler. Diese meine Zusatzbeschäftigung war damals in der Volksrepublik Polen sehr ertragreich, zumal ich Mitarbeiter einiger wichtigen Institutionen war, unter anderem im polnischen Rundfunk- und Fernsehkomitee (im Büro für Auslandsbeziehungen), im polnischen Außenministerium, im Zentralrat der Gewerkschaften, bei der polnischen Agentur Interpress u.a. Ich arbeitete auch in der Redaktion der Zeitschrift *Nowości Wydawnictw Polskich* als Übersetzer und Redakteur ihrer deutschen Ausgabe, die unter dem Titel *Polnische Neuerscheinungen* herauskam. Im polnischen Verlag Wiedza Powszechna erschien 1989 meine Übersetzung des Buches *Geschichte der jüdischen Philosophie* von Heinrich und Marie Simon, für die ich eine Auszeichnung des Polnischen Übersetzerverbandes erhielt. Zu meinen wichtigeren Übersetzungen von Büchern gehören Gerhard J. Bellingers *Knaurs großer Religionsführer* (mit Tadeusz Kachlak, Wiedza Powszechna, 1999) und Dietrich von Hildebrands *Der verwüstete Weinberg* (Verlag Fronda, Warszawa 2000).

Vom September 1987 bis Dezember 1988 lebte ich in der Bundesrepublik – zuerst in Göttingen und anschließend in West-Berlin. Ich nutzte dort ein Forschungsstipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung, dank dem ich meine Habilitationsschrift *Zur Methodologie der Interpretation des Politischen bei Friedrich Nietzsche* schreiben konnte (sie erschien 1996 beim Peter Lang Verlag in Frankfurt). Seit der Rückkehr nach Polen arbeite ich am Institut für Germanistik der Warschauer Universität und leitete dort zuerst die Abteilung für Kultur der Deutschsprachigen Länder

und nach ihrer Umstrukturierung bis heute die Abteilung für Länderstudien des Deutschen Sprachraums. Den Schwerpunkt meiner Forschungs- und Lehrtätigkeit bilden die deutsche Geschichte, die politische Ideengeschichte und die Kulturkomparatistik, insbesondere der deutsch-polnische Kulturvergleich. Mein jüngstes Buch ist als *Deutsche und polnische Kultur im kulturwissenschaftlichen Vergleich* überschrieben (es erschien 2013 in Warschau).

Sowohl meine Übersetzertätigkeit als auch meine Arbeit als Hochschullehrer spiegeln das wider, was ich als ein Leben in und zwischen zwei Kulturen bezeichne. Ist man als Pole in Deutschland, lebt man in dessen Kultur. Man spricht Deutsch, denkt auch Deutsch, kann sich aber von seinem Heimatland nicht völlig loslösen, denn auf Schritt und Tritt ist man zwar durch längere Aufenthalte in dem anderen Land mit vertrauten Dingen und Erscheinungen konfrontiert, aber sie sind eben durch die Distanz, die man ihnen gegenüber empfindet, immer etwas anders, als sie den Einheimischen vorkommen. Wenn man die andere Kultur kennt und sich nach einer gewissen Zeit in ihr wieder findet, hat man zugleich das Gefühl, sich zwischen den Kulturen zu befinden, nämlich zwischen der eigenen und der fremden. Die Bezeichnungen „eigen“ und „fremd“ sind auch diskutabel, zumal man nach längeren Aufenthalten in dem jeweils anderen Land und aufgrund der Kenntnis der Gewohnheiten, Sitten und Bräuche seiner Bewohner mitunter den Wunsch hat, sich mit der eigenen Kultur nicht zu identifizieren. Das gilt besonders für Situationen, in denen man im Ausland z. B. mit negativen Verhaltensweisen seiner Landsleute konfrontiert wird. Als jemand, der in der einheimischen Kultur aufgewachsen ist, aber sich andere kulturelle Verhaltensweisen seines neuen, mehrjährigen Aufenthaltslandes aneignen musste, hat man nicht nur zwei, sondern sogar drei Perspektiven der eigenen und der fremden, oder genauer gesagt, der angeeigneten Kultur. Die primäre Perspektive ist die seines Heimatlandes; die sekundäre ist die seines neuen Aufenthaltslandes; die tertiäre ergibt sich aus der Vermengung der ersten mit der zweiten. Die tertiäre Perspektive bestimmt das Denken und Handeln des Betroffenen in einem für die nur in einer Kultur aufgewachsenen und ihr zugehörigen Menschen nicht nachzuvollziehenden Maße. Das mit der tertiären Perspektive ausgestattete Individuum ist gegenüber den anderen, „monoperspektivischen“ Menschen im Vorteil, weil es Vieles wahrnimmt und begreift, was den letzteren aufgrund von deren Unkenntnis der anderen Kultur verschlossen bleibt. In diesem Zusammenhang taucht die Frage nach der Offenheit, Aufgeschlossenheit gegenüber dem Fremden und Anderen auf, also nach Werten, von deren Präsenz oder Absenz beim Einzelnen seine Toleranz abhängt.

In meinem Falle oder in dem meiner Familie war die Toleranz kein leeres Wort. Es wurde zwar selten gebraucht, aber das, was es bedeutet, war immer ein fester Bestandteil der familiären Gesinnung. Meine Großeltern mütterlicherseits waren noch im von den Annexionsmächten geteilten Polen geboren: mein Großvater Aleksander 1900 im damals österreichischen Lemberg (polnisch Lwów, dem heute zur Ukraine gehörenden Lviv), meine Großmutter 1899 im russischen Teilungsgebiet, im Dorf Kampinos unweit von Warschau. Die Großeltern konnten von der Schule die jeweiligen Sprachen der Teilungsmächte – meine Oma Russisch, mein Opa Deutsch, was damals nicht verwunderte, weil die beiden Sprachen in den von Russen und Österreichern besetzten Gebieten Amtssprachen waren. Mein Großvater zog in den 20er Jahren als junger Lehrer in das Dorf meiner Oma, sie lernten sich dort kennen und heirateten. Auch väterlicherseits waren die Großeltern gegenüber den Anderen und Fremden aufgeschlossen. Beide lebten in der Kleinstadt Błonie unweit von Warschau, in der es außer Polen auch Juden, Deutsche, Zigeuner und andere Volksgruppen gab. Die Großeltern waren polnisch und katholisch, aber in der Familie der Oma mütterlicherseits gab es auch eine angeheiratete Ukrainerin. Das kann als Beweis für die besagte Toleranz meiner Angehörigen angesehen werden. Man hat es im wiedererstandenen Polen nach dem Ersten Weltkrieg gelernt, mit den nationalen Minderheiten friedlich zu koexistieren. Zwar gab es im Vorkriegspolen Spannungen zwischen den Nationalitäten, aber in meiner Familie war davon nie die Rede, weil in deren Umfeld die Beziehungen zwischen den Nationalitäten im Großen und Ganzen gut waren.

Der zweite wichtige Wert (oder vielleicht der erste, die Reihenfolge ist nicht wichtig), der in unserer Familie großgeschrieben wurde, war die Liebe zum Vaterland. Mein Opa Aleksander nahm an der Verteidigung Lwóws in den Reihen der Orleń Lwowski („Lemberger Adler“) während des polnisch-ukrainischen Krieges 1918-1919 teil und erhielt dafür sogar eine Auszeichnung (sie musste aber in der Zeit der Volksrepublik aus verständlichen Gründen in der untersten Schublade seines Schreibtisches versteckt liegen). In Kampinos, seinem späteren Wohn- und Arbeitsort, war der Opa als Leutnant der Reserve Kommandant des Schützenverbands „Strzelec“, einer paramilitärischen Jugendorganisation. Nichtsdestotrotz war der Patriotismus der Familie meiner Mutter eher auf rationalistischem als auf emotional-nationalistischem Fundament begründet. Die Wirren des polnisch-ukrainischen Krieges, dem der polnisch-sowjetische (oder bolschewistische, nach damaligem Sprachgebrauch) folgte, hinterließen in der Familie tiefe Spuren. Auch die Nazibesatzung war für die Familie meiner Mutter sehr prägend. In dem großen Haus meiner Großeltern quartierten zuerst deutsche Soldaten,

dann auch die der Wehrmacht angegliederten Kosaken und andere mit den deutschen Besatzern kollaborierende östliche militärische Verbände. Am schlimmsten sollen sich die Kalmücken in deutschen Uniformen verhalten haben. Mein Opa väterlicherseits war Eisenbahner. Als junger Mann nahm er ähnlich wie der Vater meiner Mutter an der Verteidigung Lwóws teil, wohin er eigens zu diesem Zweck gereist ist. Er starb 1943 an einer Lungenerkrankung, und so musste den Familienunterhalt (seine Mutter und seine drei Schwestern) mein damals zwanzigjähriger Vater übernehmen.

Mein Vater, der vor dem Krieg in einer Eisenbahnerschule lernte, arbeitete während des Zweiten Weltkriegs im Warschauer Hauptpostamt. Auf Betreiben seines deutschen Vorgesetzten wurde er von der damals häufigen Verschickung junger Polen zur Zwangsarbeit nach Deutschland ausgenommen. Der Vater hatte in seinem Dienst die Möglichkeit, Briefe von Mitarbeitern der Gestapo zu öffnen und den Kameraden in der Heimatarmee Hinweise auf Spitzel zu geben. Dadurch konnten viele Menschen vor drohender Verhaftung gerettet und die Spitzel unschädlich gemacht werden.

Ich betrachte den Patriotismus meiner Großeltern und meines Vaters als quasi angeboren, jedenfalls wegen der damaligen Umstände – des wieder entstandenen polnischen Staates und der anschließenden deutschen Besatzung – als etwas Natürliches. Heute scheint der Patriotismus in den (post-)modernen Gesellschaften keine so große Rolle mehr zu spielen, die fast siebzigjährige Friedenszeit macht ein Denken in den Kategorien der Vaterlandsliebe und der Bereitschaft, sich für sein Land zu opfern, obsolet. Außerdem wurde der Patriotismus in zwei unterschiedlichen sozialökonomischen und politischen Systemen im Polen der Nachkriegszeit unterschiedlich verstanden. Wenn ich mich recht erinnere, sagte einmal mein Vater, der in den siebziger Jahren in einem polnisch-englischen Unternehmen in Großbritannien als Direktor gearbeitet hatte, zu einem seit Kriegsende in England lebenden Polen, man könne nur in seinem eigenen Lande, für das man arbeitet, Patriot sein, nicht aber in der Emigration. Das musste für den Exilpolen hart geklungen haben, aber ich denke, dass mein Vater Recht hatte. Sein Patriotismus, sein Arbeitseifer, seine Liebe zur Familie, seine Toleranz, sein praktischer Sinn, aber auch sein Humor, waren mir immer wichtig.

Ich schreibe hier als Wissenschaftler, der sich seit beinahe 40 Jahren mit deutscher Thematik beschäftigt. Wissenschaftler neigen dazu und verfolgen mit ihrer Arbeit den Zweck, ihren Forschungsgegenstand klar zu definieren, die Sachverhalte objektiv darzustellen (zu beschreiben, zu analysieren, zu synthetisieren usw.), ihre Forschungsergebnisse zu systematisieren und in geordneter Form darzustellen. Im Falle eines Gegenstandes, der eine rein

sachliche Darstellung nicht ohne Weiteres zulässt, weil persönliche Erfahrungen mit einbezogen werden müssen, muss von diesen Eigenschaften des wissenschaftlichen Arbeitens Abstand genommen werden. Es erhebt sich die Frage, ob man auf dem Boden der wissenschaftlichen Exaktheit bleiben kann, wenn man sein eigener Forschungsgegenstand ist.

Die Tatsache, dass ich Wissenschaftler geworden bin, der sich mit deutschen Themen beschäftigt, hängt mit meinem Aufenthalt in Berlin zusammen, das für mich meine zweite Heimat geworden ist. Meine persönliche Geschichte in dieser Stadt beginnt genau am 1. Juni 1961. Damals kam ich als fast 10-jähriger Junge mit meinen Eltern nach Ost-Berlin, das nach offiziellem ostdeutschem Sprachgebrauch Hauptstadt der DDR hieß. Unsere Familie war nie zuvor im Ausland, ich sprach kein Deutsch und wurde von meinen Eltern gleich im Juli in ein Kinderferienlager nach Berlin-Buch geschickt, wo die Kinder tagsüber von den Lehrern und Erziehern meiner künftigen Schule betreut wurden. Ich kam im September in die vierte Klasse der 10. Allgemeinbildenden Polytechnischen Oberschule in Berlin-Pankow, wo unsere Familie in der Talstraße 16, unweit der Wisbyer Straße, gewohnt hat.

Der Frühsommer 1961 war schön, jeden Tag wurde ich um 8.30 Uhr von zu Hause von einer Betreuerin abgeholt, und wir gingen dann zu Fuß zum Bahnhof und fuhren mit der S-Bahn nach Buch. Ich habe meine Deutschkenntnisse auf natürliche Weise erworben – zuerst in der Zeichensprache, allmählich aber auch schon in gesprochenem Deutsch. Ich kann mich sehr gut an meine deutschen Spielgefährten erinnern, alle waren neugierig auf „den polnischen Freund“, der bald zu ihrem Klassenkameraden werden sollte. Die drei Wochen Tagesferienlager, in dem wir nicht nur verschiedene Spiele im Freien und bei schlechtem Wetter auch in Räumlichkeiten spielten, sondern auch zu Essen bekamen, waren meine erste und intensivste Begegnung mit der deutschen Sprache. Zwar war mein damaliges Deutsch alles andere als korrekt, aber es sollte kommunikativ sein, denn schließlich geht es bei sprachlichen Kontakten um Verständigung, und die wurde zusehends besser. Das Kinderferienlager ging nach drei Wochen zu Ende, und ich schloss in dieser Zeit neue Freundschaften, die dann weiter gepflegt wurden. Schließlich gingen die kennen gelernten Kinder in dieselbe Schule, in die auch ich kommen sollte. Man sah einander nicht mehr so fremd und kam dem anderen nicht mehr so exotisch vor wie bei anfänglichen Begegnungen. Das Spielen mit deutschen Kindern auf dem Hof war eine Fortsetzung dieser „natürlichen Sprachschule“.

Übers Wochenende waren wir mit den Eltern häufig in Berlin und Umgebung unterwegs. Eines Tages, es muss Mitte Juli 1961 gewesen sein, fuhren

wir mit der S-Bahn nach Potsdam. Es wunderte mich, dass in die S-Bahnzüge plötzlich uniformierte Polizisten einstiegen und eine Ausweiskontrolle durchführten. Die Züge fuhren aber damals noch durch West-Berlin durch, und so brauchten wir für die Fahrt von der S-Bahnstation Prenzlauer Allee nach Potsdam eine dreiviertel Stunde.

Mein erster Besuch in West-Berlin in etwa der gleichen Zeit war eine Überraschung. Plötzlich bemerkten wir Kinder, dass auf den Straßen überall westliche Autos mit uns damals unbekannten Kennzeichen fuhren. Der Verkehr war reger als in Ost-Berlin, die Geschäfte kamen uns irgendwie seltsam vor – die Schaufenster voller Waren, die wir nie zuvor gesehen haben. Es muss irgendwo in der Nähe der Bornholmer Straße gewesen sein, die ja eine Verlängerung der Wisbyer Straße ist, wohin uns meine Eltern führten. Jedenfalls muss mein Vater auch ein ungutes Gefühl gehabt haben, die Neugier war aber wohl größer, in den Westteil der Stadt spazieren zu gehen, hatte er doch keinen Diplomatenpass und musste jede Fahrt dorthin in der polnischen Botschaft melden.

Eines Nachts wurde ich im Schlaf von einem nie zuvor gehörten Straßenlärm geweckt. Kinder schlafen bekanntermaßen sehr tief, aber der ungewöhnliche Lärm war so groß, dass wir aufwachten. Am anderen Morgen war nichts mehr von den merkwürdigen Geräuschen zu hören. Wir gingen wie üblich spazieren, und als wir in der Wisbyer Straße angekommen waren, sahen wir seltsame, früher nicht da gewesene Spuren im Pflaster. Das Geheimnis des nächtlichen Straßenlärms und des beschädigten Pflasters sollte bald geklärt sein. Es waren Panzer und andere Militärfahrzeuge, die in jener Nacht vom 12. zum 13. August 1961 auch über die Wisbyer Straße in unserer Nähe vorbeiratterten, um die Staatsgrenze zu West-Berlin abzuriegeln. Das war uns polnischen Kindern nicht besonders aufgefallen, und ich kann mich auch nicht daran erinnern, mit den deutschen Kindern auf dem Hof darüber gesprochen zu haben. Erst in der Schule, die am 1. September begann, wurden mir die Folgen und das Ausmaß der Teilung der Stadt bewusst.

Was mir damals an den Deutschen in der DDR auffiel, war ihr Zusammengehörigkeitsgefühl, ihre Sozialisierung, auch ihre hohe Organisiertheit. Das sah ich in der Schule und im Hort, in der Pionierorganisation und in Kinderferienlagern. Natürlich kann man im Nachhinein, nach Aufdeckung der dunklen Seiten der DDR-Geschichte und mit heutiger Lebenserfahrung diese Eigenschaften der Ostdeutschen kritisieren. Aber damals wurde die Mauer gerade erst gebaut, und die Ostberliner, auch meine Klassenkameraden, kannten noch West-Berlin als eine offene Stadt. Ich kann mich erinnern, wie die Situation in der Schule immer gespannter wurde: Die Schüler

sollten kein Westfernsehen sehen, die Abschottung vom Westen sollte immer weiter gehen. Der Kontakt zum Westen, obwohl von offizieller Seite behindert, bestand in der Ostberliner Bevölkerung dennoch weiter. Fast jeder hatte Verwandte im Westen, und so lebten damals die Ostberliner mit den Westberlinern, trotz der Mauer, zumindest mental zusammen, auf jeden Fall aber nebeneinander.

Als einem Teenager, der in zwei Kultur heranwuchs, waren mir die Unterschiede zwischen dem Osten und dem Westen der Stadt immer mehr aufgefallen – zwar kannte ich den Westen nur von einigen kurzen Besuchen vor dem Mauerbau, aber ich sah jeden Tag Westfernsehen, die Krimis, Abenteuerfilme, auch die Werbung, die in uns Menschen aus dem Osten immer wieder Neidgefühle und eine Sehnsucht nach einem schöneren Leben auslöste. Das Bewusstsein der Zweiteilung der Stadt bekamen wir Ossis täglich zu spüren – ich benutze den heutigen Ausdruck, fühlte mich aber damals schon als Ostberliner. Besonders nervend war z. B. die Fahrt mit der S-Bahn von der Schönhauser Allee bis Berlin-Pankow. Der Zug fuhr dort mit rasantem Tempo zwischen zwei Mauern, damit ein potentieller Flüchtling beim Absprung aus dem Waggon sofort verunglückte. Und nach Potsdam fuhr man nicht mehr über Westkreuz, sondern man musste auf einem Umweg reisen, 1,5 Stunden, wenn ich mich recht erinnere. Auch die tägliche Propaganda, die Sendung *Der Schwarze Kanal* von und mit Chefkommentator des DDR-Fernsehens Karl-Eduard von Schnitzler musste in der Bevölkerung böses Blut machen – selbst wenn man das Ost-Fernsehen mied.

Meine Zeit in der DDR ging im November 1965 zu Ende. Ich verließ meine vertraute Umgebung – meine Schule, die ich in guter Erinnerung behalten habe – nicht zuletzt wegen der freundschaftlichen Atmosphäre, die dort herrschte. Es sei nur gesagt, dass die Distanz zwischen den Lehrern und Schülern, aber auch unter den Schülern selbst, in Polen viel größer ist als in Deutschland. Die Lehrer in polnischen Schulen sprechen die Schüler mit Nachnahmen an, an meiner Schule, die erweiterten Deutschunterricht anbot und in die auch viele Kinder von ehemaligen Botschaftsangehörigen gingen, waren die Beziehungen alles andere als freundschaftlich und schülerfreundlich. Die aus meiner DDR-Zeit bekannte freundschaftliche Atmosphäre vermisste ich nach meiner Rückkehr nach Polen sehr. Ich unterhielt noch einige Jahre Kontakte zu meinen deutschen Freunden und Freundinnen, ich kam jedes Jahr für wenigstens einige Tage nach Berlin und bekam auch Besuch aus der DDR. Wir haben dabei nie über die Teilung Deutschlands gesprochen, meine Kameraden schienen sich in der DDR wohl zu fühlen. Ich habe nie gehört, dass jemand über den ostdeutschen

Staat ein schlechtes Wort sagte. Als Kinder interessierten wir uns nicht für Politik, wir lebten in den sozialistischen Alltag hinein. Erst nach Jahren erfuhr ich, dass ein Kamerad ins Gefängnis kam, allerdings nicht wegen eines politischen, sondern wegen eines kriminellen Deliktes. Die meisten haben ein unauffälliges Leben geführt, haben gearbeitet, Familien gegründet, und nach der Wende leben sie wie die meisten Durchschnittsmenschen im Osten Deutschlands. Ein Andenken an meine Berliner Zeit ist ein Paar kleine Bronzebären, die sich an den Händen halten. Ich habe sie von meiner einstigen Klavierlehrerin, Frau Gerda Zühlsdorf, bekommen. Sie wurden von einem Bekannten der Klavierlehrerin gegossen und sollten die Einheit der Stadt vor ihrer Teilung symbolisieren. Das kleine Bärenpaar steht bis heute in meiner Vitrine im Wohnzimmer.

Mein zweiter längerer Berlin-Aufenthalt fällt in die Zeit vom September 1987 bis Dezember 1988. Damals war ich Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung (AvH) am ehemaligen Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin, wo ich meine Habilitationsschrift vorbereitet habe. Ich kam dorthin dank der Arbeitsplatzzusage von Professor Helmut Wagner, den ich seinerzeit bei meinem ehemaligen Doktorvater, Professor Teodor Filipiak, kennen gelernt habe. Die AvH ist eine nicht nur um die Wissenschaft verdiente Einrichtung, sie trägt durch die Vergabe ihrer Stipendien auch indirekt zur Annäherung zwischen deutschen und ausländischen Wissenschaftlern, aber auch zur Völkerverständigung bei. Professor Wagner arbeitete damals am Institut für Grundlagen der Politik und erklärte sich bereit, mich als Humboldt-Stipendiaten während meines Forschungsaufenthaltes in Deutschland wissenschaftlich zu betreuen. Auf diese offizielle Betreuung allein beschränkte sich Herr Wagner allerdings nicht, denn er bereitete auch meinen Aufenthalt organisatorisch vor (Wohnungssuche, Orientierung in der Stadt usw.).

Meine Wahl West-Berlins als Ort meines Forschungsaufenthalts als Humboldt-Stipendiat war eine wohlüberlegte, obgleich der offiziellen polnischen Politik gegenüber der Bundesrepublik zuwiderhandelnde Entscheidung. Es war ein Spiel, das ich damals mit den polnischen Behörden aufnahm, das mir immer, wenn ich nach Warschau fuhr und die Grenze zwischen der DDR und Polen passierte, ein schlechtes Gefühl gab, verstieß ich doch gegen die offizielle polnische Außenpolitik. Da West-Berlin seit dem Berlinabkommen von 1971 nach offizieller Interpretation dieser Politik kein „konstitutiver Teil“ der Bundesrepublik gewesen sei, obwohl West-Berlin von 1949 bis 1990 faktisch jedoch ein Bundesland war, durften nach amtlicher polnischer Auslegung nur Stipendien angenommen werden, die für die Bundesrepublik, nicht aber für Berlin vergeben wurden. So verein-

barte Professor Wagner mit mir eine Ersatzlösung, indem ich mich offiziell um eine Arbeitsstelle an der Universität Göttingen beworben habe. Die Humboldt-Stiftung spielte dieses Spiel mit, indem sie mir bescheinigte, in Göttingen wissenschaftlich zu arbeiten. Ich bin dem damaligen Gastinstitut und speziell dem Leiter des Seminars für Mittlere Geschichte, Professor Manfred Hildermeier, für seine Unterstützung bei diesem Spiel sehr dankbar. Nebenbei lernte ich in zwei Monaten, die ich dort verbrachte, auch die dortige Uni kennen.

Mein Aufenthalt in West-Berlin vom Ende Oktober 1987 bis Weihnachten 1988 gehört zu den schönsten Zeiten in meinem Leben, obwohl auch mich das Syndrom der Teilung Deutschlands getroffen hat. Bald hatte ich das Gefühl bekommen, einer von den Insulanern zu sein – ähnlich wie einige meiner polnischen Bekannten, die sich vor Verhängung des Kriegsrechts in Polen in West-Berlin eingefunden haben, aber auch wie meine inzwischen kennen gelernten neuen Westberliner Freunde – Wissenschaftler, auch einige Bankangestellte, ein Kellner, eine Friseurin u.a. West-Berlin als Insel im Roten Meer – diese den älteren Generationen bekannte, den jüngeren kaum etwas sagende bildhafte Bezeichnung brachte die damalige Lage der Stadt auf den Punkt. Die Westberliner lebten den politischen Umständen entsprechend gut und insgesamt, wie mir scheint, auch glücklich. Der Osten der Stadt war vielen von ihnen unbekannt, sie wollten ihn auch nicht besuchen – erst einige Jahre nach dem Mauerfall begannen meine Westberliner Freunde den Ostteil der Stadt für sich zu entdecken. Jedenfalls arrangierten sich die Westberliner vor dem Mauerfall mit den bestehenden Verhältnissen. Das Wochenende verbrachte man zu Hause, in Clubs, im Grunewald und am dortigen See oder am Wannsee (der Biergarten in der dortigen „Loretta“ war ein bekannter Anziehungspunkt). Meine Unterkunft im Gästehaus der FU in der Thielallee 19 war sehr gut gelegen – nahe der Universität, im Grünen, nur wenige Minuten von den U-Bahnstationen Thielplatz und Dahlem Dorf entfernt, von wo man in etwas über 20 Minuten die City West erreichen konnte.

Was mir während meines damaligen Berlin-Aufenthalts besonders auffiel, war der Wohlstand der Westberliner Bürger. Die Umgebung der FU gehört zu den schönsten und zugleich zu den teuersten in Berlin. Ich lernte es als Osteuropäer aus einem Land, in dem der Gegensatz zwischen Arm und Reich nicht so ausgeprägt war, an den schönen Häusern, Autos und Restaurants, in denen die Berliner lebten und ihre Zeit verbrachten, gleichgültig vorbeizulaufen. Jeden Tag war ich mit diesem Westberliner Wohlstand konfrontiert und konnte mich freuen, daran meinen Teil bekommen zu haben – das Stipendium reichte nicht nur aus, um würdevoll in Deutschland zu

arbeiten und zu leben, sondern auch später in Polen seine Existenzbedingungen zu verbessern. Von dem ersparten Geld konnte man bei dem damaligen Wechselkurs, der heute unglaublich erscheint, jahrelang leben. Um nur ein Beispiel zu nennen: Ein Mittagessen im damaligen Warschauer Luxushotel Victoria Intercontinental für drei Personen, zu dem ich zwei Freunde eingeladen habe, kostete sage und schreibe zwanzig DM – mit Aperitif, Vorspeise, Suppe, Hauptgericht, Dessert, einschließlich Getränke. Ein Flug mit den polnischen Fluglinien LOT von Warschau nach Berlin-Schönefeld kostete umgerechnet 6 DM – der Zubringerbus von Ostberlin zum Funkturm kostete damals 7 DM! Diese absurden Wechselkurse spiegeln die damalige sozialökonomische Lage des Ostblocks wider. Inhaber von westlichen Währungen genossen im sozialistischen Polen den Status einer privilegierten Kaste. Auch ich muss zugeben, durch das deutsche Stipendium privilegiert worden zu sein.

Meine Beobachtungen des hohen Lebensstandards in Deutschland und speziell in West-Berlin brachten mich auch auf die Idee, über die Unterschiede zwischen den sozialökonomischen und politischen Systemen in Ost und West nachzudenken, sie wissenschaftlich zu verarbeiten und schließlich auch zu didaktisieren, d. h. den Studierenden zu vermitteln. Heute leben wir zwar in einer Welt, in der diese Unterschiede immer mehr schwinden oder jedenfalls nicht allzu deutlich in Erscheinung treten. Aber diese bereits der Vergangenheit angehörenden Fakten sollten der jüngeren Generation wenn nicht der Wahrheit, so wenigstens des historischen Wissens halber vermittelt werden. Ich hatte schon Anfang der 80er Jahre die Gelegenheit, mich über die unterschiedlichen Lebensweisen und Lebenswelten der Deutschen und Polen Gedanken zu machen, indem ich sie nicht nur aus wissenschaftlichen Publikationen, nicht nur aus der schönen Literatur und der Presse kennen lernte, sondern in unmittelbarem Kontakt mit den Menschen zu beiden Seiten der Mauer persönlich erleben konnte. Gegen Ende des Jahres 1982 bekam ich ein einmonatiges Stipendium an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen. Es war meine erste Reise nach Westdeutschland. Ich erlebte einen noch größeren Kulturschock als schon Ende der siebziger Jahre, als ich zweimal jeweils zwei Monate bei meinen Eltern in Wilmslow, einer eleganten Ortschaft unweit von Manchester, verbrachte und die Funktionsweise des Kapitalismus aus der Nähe beobachten konnte. Ich fuhr nach Tübingen, um Materialien zu meiner Doktorarbeit über den Ordoliberalismus zu sammeln. Ich hatte wahres Glück, weil ich beim Leiter des dortigen Lehrstuhls für Volkswirtschaftslehre, Professor Josef Molsberger, einem Mitherausgeber der Zeitschrift „ORDO – Jahrbuch für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft“, die ja eine um die

Verbreitung der Ideen des Ordoliberalismus verdiente Publikationsreihe ist, wissenschaftlich arbeiten konnte. Ich bin Professor Molsberger für seine damalige Betreuung meines Forschungsvorhabens sehr dankbar. Damals verstand ich noch relativ wenig von der liberalen Wirtschaftsordnung und den sozialökonomischen und politischen Auffassungen der Ordoliberalen bzw. der deutschen Neoliberalen (wohlgemerkt im damaligen, nicht im heutigen Sinn des Wortes!). Nun lernte ich das Funktionieren des einst so erfolgreichen Systems der sozialen Marktwirtschaft, die von manchen Forschern in die theoretische Nähe des Ordoliberalismus gebracht wird, durch unmittelbare Beobachtung kennen. Professor Molsberger fuhr damals einen zwanzigjährigen Mercedes, seinerzeit fast ein Museumsobjekt, dessen Wert allerdings nicht verfiel, sondern im Gegenteil – stieg. Dieses ökonomische Rätsel hat mir mein wirtschaftswissenschaftlicher Betreuer erklärt. Das Ergebnis meiner Untersuchungen über die geistigen Köpfe des Ordoliberalismus – Alfred Müller-Armack, Franz Böhm, Wilhelm Röpke, Alexander Rüstow und andere – war meine Dissertation. Allerdings arbeitete ich daran noch vor der Wende des Jahres 1989, d. h. noch in der Zeit des sog. real existierenden Sozialismus. Ich halte es für ein Zeichen der wissenschaftlichen Freiheit in der ehemaligen Volksrepublik Polen, dass solche Themen wie der Ordoliberalismus von den Fakultätsräten polnischer Universitäten überhaupt akzeptiert wurden. Man forschte vor 1989 über den Kapitalismus natürlich nicht, um ihn in Polen einzuführen, sondern um vielleicht seine positiven Seiten zu nutzen. Jedenfalls waren die politischen Entscheidungsträger in Polen über die Theorie und Praxis der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und den Liberalismus bestens informiert. Ich selbst hatte sozialökonomische Texte über verschiedene Aspekte der sog. bürgerlichen Gesellschaft im Forschungsinstitut für Gegenwartsprobleme des Kapitalismus in Warschau übersetzt. Ich verleugne es nicht, dass ich mich beim Lesen und Übersetzen dieser Fachliteratur als Eingeweihter in die der polnischen Öffentlichkeit verborgenen Geheimnisse dieser bürgerlichen Lehren betrachtete. Die Herausgabe meiner Doktorarbeit in einem angesehenen Verlag sah ich als meinen Beitrag, das Wissen um die freiheitlich-demokratische Ordnung der Bundesrepublik in meinem Land zu verbreiten und zu vertiefen. Unter den damaligen politischen Bedingungen war das Buch, trotz seiner niedrigen Auflage von 820 Exemplaren, eine erste Wissensquelle über den Ordoliberalismus.

Die Systemunterschiede zwischen Ost und West, die systemimmanente Schwäche der kommunistischen Ordnung, der noch mancherorts – in Polen seltener, in (Ost-)Deutschland häufiger – nachgetrauert wird, sind eingehend untersucht worden und sollen hier nicht aufgerollt werden. Es soll

jedoch vor allem der jüngeren Generation bewusst gemacht werden, dass man aus Fehlern der Vergangenheit lernen muss und utopischen Ordnungsvorstellungen keinen Glauben schenken darf.

Die Wende von 1989, die in Polen am 4. Juni durch die siegreichen Wahlen des antikommunistischen Lagers zum Sejm, dem polnischen Parlament, eingeleitet wurde und in Deutschland, speziell in Berlin, mit dem Mauerfall am 11. November gerade während des Besuchs von Bundeskanzler Helmut Kohl in Warschau zur Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten führte, wurde in Polen und in Deutschland unterschiedlich aufgenommen. Hier zeigten sich die gravierenden Unterschiede in der Einstellung zum Realsozialismus bzw. dem Kommunismus, wie man die alte Herrschaftsform in Polen üblicherweise bezeichnet. Ich war Anfang 1990 in Berlin und habe die Mauerspechte bei ihrer Arbeit beobachtet. Die Zerstückelung der Mauer war damals nicht nur Ausdruck des Protestes gegen dieses kuriose und zugleich schreckenerregende „Bauwerk“, sondern auch eine Touristenattraktion, wurden doch die Teile der Mauer an Kauflustige verkauft, die nicht willig waren, sich selber ein Stück der Mauer abzuhacken. Man sah die Euphorie der Mauerspechte, aber auch zahlreicher Besucher aus dem In- und Ausland, bei der Demontage des einstigen „antifaschistischen Schutzwalls“, wie die Mauer im offiziellen Sprachgebrauch der DDR genannt wurde. Eine solche Mauer, die ein Stück des Eisernen Vorhangs bildete, gab es nirgends auf der Welt, und in dieser Hinsicht waren die Ostdeutschen allen anderen Völkern bei der Abschottung von ihren Brüdern und Schwestern in der Bundesrepublik überlegen. Die Berliner Mauer erschien den Polen als ein gruseliges Objekt, die DDR als ein Staat, mit dem sie eine „zwangsverordnete Freundschaft“ verband, deren wahres Gesicht erst bei direkten Begegnungen mit den ostdeutschen Grenzern und Zöllnern sichtbar wurde. Die Schikanen der DDR-Zöllner Polen gegenüber waren gefürchtet. „Haben Sie Funk, Waffen, Munition?“ war die Standardfrage beim Überqueren der innerdeutschen Grenze. Ich selbst wurde einige Male beim Passieren der Grenze gefilzt. Ganz anders die Westberliner oder bundesdeutschen Grenzer und Zöllner – immer lässig, freundlich lächelnd, waren sie das Gegenteil der preußisch wirkenden ostdeutschen Beamten. Nun sollte es diese Grenze nicht mehr geben, und alle schienen über den Wegfall der Mauer glücklich gewesen zu sein. Die Reisefreiheit wurde zu einem selbstverständlichen Bürgerrecht.

Mittlerweile sind seit dem Sturz des Kommunismus in Polen und nach dem Berliner Mauerfall über 20 Jahre vergangen. Neue Generationen von Polen und Deutschen sind herangewachsen, für die der Kommunismus, die Teilung der Welt und die Mauer als deren Symbol lediglich Fragmente von

Biographien ihrer Eltern und Großeltern sind. Die jungen Generationen leben keineswegs in einer sorglosen Zeit, ja ihre Probleme scheinen ihnen schwieriger zu sein als die ihrer Eltern und Großeltern. Dennoch hat jede Generation ihre eigenen Sorgen und Nöte, auch ihre eigenen Freuden, die unvergleichbar sind mit denen der Nachgeborenen.

Was meine Generation und mich persönlich immer wieder freut, ist, dass wir in Polen und in Deutschland nun fast 70 Jahre im Frieden leben dürfen. Wir leben in einem sich vereinigenden Europa. Zwar ist der Weg zu einem föderalistischen europäischen Staatensystem noch recht lang und die Aussichten auf eine politisch und sozialökonomisch stabile Europäische Union mit ausgeglichenem Lebensniveau in allen Mitgliedsländern noch weit. Aber wir sollten gemeinsam, Polen mit ihrer slawischen Phantasie und Deutsche mit ihrem praktischen Sinn, aber auch die anderen europäischen Völker, jedes mit seinen ihm eigentümlichen positiven Eigenschaften, daran arbeiten, dass in den folgenden Jahrzehnten in Europa weiterhin Frieden herrscht und die Menschen diesen für unseren Kontinent so ungewöhnlich lange währenden Zustand zu ihrem Wohlergehen nutzen und vor allem bewahren und festigen. Das wünsche ich mir als in der polnischen Kultur in der Nachkriegszeit geborener und zwischen den Kulturen der Polen und Deutschen aufgewachsener und lebender Europäer.

Tomasz G. Pszczółkowski, geb. 1951 in Warschau. Von 1961 bis 1965 lebte er in Berlin (DDR). Germanistikstudium an der Universität Warschau (1969–1974). Dissertation (1985) und Habilitation (1997) in Politikwissenschaft an der Fakultät für Journalistik und Politische Wissenschaften der Universität Warschau. 1987–1988 Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung in Göttingen und Berlin (West).

Seit 1974 Forschungs- und Lehrtätigkeit am Institut für Germanistik der Universität Warschau, zuerst als Lektor, dann als Oberassistent, Adjunkt und seit 1999 außerordentlicher Universitätsprofessor; von 1991 bis 2009 Leiter der Abteilung für Kultur der Länder des deutschsprachigen Raums, seit 2009 Leiter der Abteilung für Länderstudien des deutschen Sprachraums. Forschungsschwerpunkte: deutsche Geschichte, Kultur der deutschsprachigen Länder, interkulturelle Kommunikation.

Von 1998 bis 2011 Professor an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pultusk. 2005/2006 ao. Prof. am Lehrstuhl für Business Communication der Handelshochschule (Warsaw School of Economics). 2007–2013 Professor an der Hochschule Wszechnica Polska in Warschau.

Von 1980 bis 1990 Übersetzer und Leiter der deutschen Ausgabe der Zeitschrift „Polnische Neuerscheinungen“ (Nowości Wydawnictw Polskich, Verlag Agpol Warschau).

Mitglied des Redaktionskomitees der Zeitschriften „Studia Niemcoznawcze * Studien zur Deutschkunde“ (Institut für Germanistik, Universität Warschau) und des „Rocznik Katedry Badań Niemcoznawczych Uniwersytetu Łódzkiego“ (Lehrstuhl für Deutschlandforschung der Universität Łódź).

Verfasser von über 100 Publikationen, darunter von Büchern: *Ordoliberalizm. Społeczno-polityczna i gospodarcza doktryna neoliberalizmu w RFN*, Warszawa – Kraków 1990; *Zur Methodologie der Interpretation des Politischen bei Friedrich Nietzsche*, Frankfurt am Main 1996; *Deutsche und polnische Kultur im kulturwissenschaftlichen Vergleich*, Warszawa 2013.

Mitherausgeber einiger Bücher, unter anderem von *Teksty liberalne (Texte über den Liberalismus)*, Warszawa 1993; *Nowoczesny liberalizm und Moderner Liberalismus* (gemeinsam mit Hans-Georg Fleck, Warszawa 1997); *Polska między Niemcami a Rosją * Polen zwischen Deutschland und Russland* (gemeinsam mit Karol Czejarek, Pułtusk 2011).

Übersetzer von philosophischen, politikwissenschaftlichen und religionswissenschaftlichen Publikationen, darunter von Büchern: Heinrich und Marie Simon, *Filozofia żydowska* (dt. Titel: *Geschichte der jüdischen Philosophie*), Warszawa 1990; Claus Menze, „Wilhelm von Humboldt“; Warszawa 1993; Barthold C. Witte, *Friedrich Naumann. Człowiek i dzieło* (dt. Titel: *Friedrich Naumann. Leben und Werk*), Warszawa 1998; Gerhard J. Bellinger, *Leksykon religii świata* (dt. Titel: *Knaurs großer Religionsführer*), Warszawa 1999 (Mitübersetzer: Tadeusz Kachlak); Dietrich von Hildebrand, *Spustoszona winnica* (dt. Titel: *Der verwüstete Weinberg*), Warszawa 2000.

PIOTR ROGUSKI

An Main und Rhein

Alles ist oder kann ein Symbol sein, insbesondere wenn wir bewusst in einem symbolischen Raum leben. Als ein kleines Beispiel: Was mag ein Pole empfinden, der die deutsch-polnische Grenze in der Nacht vom 31. August zum 1. September überschreitet?

Das war meine Frage, die ich mir im Zug auf der Strecke Warschau Ostbahnhof – Frankfurt am Main stellte. Zeit hierfür war genug, mehr als zwanzig Stunden Fahrt von der Anfangs- bis zur Endstation, sie reichte mithin für alles: für eine allgemeine Aufregung, die Langeweile der Reise, die Betrachtung der Landschaften und für Reflexionen.

Der Dienstag des 31. Augusts zeigte sich in allen Bereichen als ein symbolischer Tag. Um 9.15 Uhr in den Zug nach „Westen“ einsteigend, ließ ich mit jedem Kilometer die „östliche“ Wirklichkeit hinter mir. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob die Reise planmäßig verlief, wenn ja, dann verließ ich gegen 20.00 Uhr in Zgorzelec den Bereich Polen, gegen 4.00 Uhr des nächsten Morgens das Gebiet des Warschauer Paktes, um über Bebra, Fulda und Hanau um 6.15 das andere Frankfurt, das am Main, zu erreichen.

Heute, dreißig Jahre nach dieser Reise, sind viele wichtige Einzelheiten dem natürlichen Vergessen anheim gefallen. Im Nichtsein der Geschichte verschwanden die umständlichen und wenig angenehmen Zoll- und Passkontrollen an beiden Grenzen (Polen-DDR und DDR-BRD), die ganze Exotik der ideologischen Teilungen, inklusive des Bestehens der DDR. Es verblieb das Wesen der symbolischen Frage.

Frankfurt am Main begrüßte mich am 1. September mit einem wolkenlosen Himmel und einer an die 30 Grad reichenden Temperatur. Das wunderbare Wetter herrschte übrigens den ganzen Monat über, identisch wie 1939 „im Osten“, wohin bereitwillig und mit einem Lied auf den Lippen andere junge Leute strebten ... Zumindest ein Unterschied

bestand zwischen uns: Sie hatte dorthin niemand eingeladen, und ganz gewiss nicht in Flugzeugen, Panzern und mit der Waffe in der Hand, ich hatte in der Tasche eine Einladung der örtlichen Universität und nur wenig Reisegepäck!

Nach der Unterschreibung des Arbeitsvertrages war ich mir dessen bewusst, dass ich mich in einer bequemen, wenn nicht gar komfortablen Situation im Vergleich mit dem miserablen Status tausender Landsleute befand, die auf verschiedenen Wegen und verschiedene Weise in die Bundesrepublik gelangt waren. Dank der Einladung der Universität hatte ich ein meinen Aufenthalt legalisierendes Dokument in der Tasche sowie die Arbeitserlaubnis, was die tagtäglichen Sorgen aus dem Blickwinkel des gewöhnlichen Emigranten beseitigte. Was ich also mit meinem Aufenthalt anfang, hing nur von mir selbst ab.

Durch Kontakte mit Landsleuten im Zuge der sonntäglichen Besuche der „polnischen Kirche“ und durch dort geknüpfte Bekanntschaften habe ich schnell herausgefunden, dass die Vertreter der polnischen Gesellschaft einen von zwei möglichen Wegen wählen. Die Mehrheit war – wegen sprachlicher Defizite, fehlender Erlaubnis für einen längeren Aufenthalt und mithin einer legalen Arbeit – zu einer schwierigen behelfsmäßigen Existenz und frustrierenden Unsicherheit verurteilt. Ursache hierfür war die amtliche Marginalisierung dieser Menschen und das Resultat – eine fortschreitende Selbstisolation. In der Pionierzeit war die Hilfe der Landsleute die einzige Möglichkeit des Durchhaltens, auf lange Sicht schuf das bejammernswerte Folgen. In einer anderen Situation befanden sich die, denen auf der Grundlage verschiedener (nicht immer authentischer) Dokumente die Behörden eine „deutsche Abstammung“ bestätigten. Der deutsche Personalausweis löste zwar grundsätzliche Probleme, erzeugte aber auch einen Druck, mit der polnischen Vergangenheit Schluss zu machen, sie wie einen abgetragenen Mantel abzuwerfen und sich in eine(n) Deutsche(n) umzumodeln. Wie ein solcher Prozess staatsbürgerlicher und nationaler Einverleibung verlief, kann man sich leicht vorstellen. Trotz neuer Dokumente blieben sie dennoch Polen, und für die eingesessenen Bewohner nur ein ungewolltes Element, was ihnen bei jeder möglichen Gelegenheit auch gezeigt wurde. Man kann daher schwerlich sagen, dass sie endlich Erfüllung fanden, sich „zu Hause“ fühlten, aber das sind nun einmal die unvermeidlichen Kosten einer solchen Wahl.

Zum Glück bar derartiger Dilemmata, konzentrierte ich mich auf die Rolle eines Beobachters, den praktisch alles interessierte. Von der mich jetzt umgebenden Wirklichkeit, die in Polen ideologisch und national als „feindlich“ definiert war, über das Leben der deutschen Polonia, dieses

erstaunlichen Gemischs verschiedener Einstellungen, bis zur Konfrontation der geschichtlichen und aktuellen deutsch-polnischen Beziehungen.

Die Beobachtungen aus längeren Aufenthalten, erst in Frankfurt am Main, dann in Köln, fanden ihren Ausdruck in zwei, zweisprachigen, Gedichtsammlungen. 2007 erschien der Gedichtband *Was gehen mich die Deutschen an*, und 2009 – das Bändchen *adieu, cologne*.

Das lyrische Ich meiner deutschen Gedichte, in einem gewissen Sinne das Alter Ego des Autors, empfindet sich weder als gewöhnlicher Tourist, noch als politischer oder wirtschaftlicher Flüchtling. Von den literarischen Kreationen erinnert es am meisten an den Flaneur, den städtischen Vagabunden, der sich in der Stadt herumtreibt, gewöhnlich ohne ein spezielles Ziel, obwohl in derartigen Fällen „Ziellostigkeit“ eine raffinierte intellektuelle Bemühung darstellt. Das Schlendern, sich treiben lassen durch eine bekannte oder unbekannte Stadt, enthält das wichtige Element des „Erstaunens“ (über Orte, Menschen, Situationen) in sich; es führt zur Entdeckung von etwas Merkwürdigem, welches wiederum des Nachdenkens und der Fixierung wert ist. Weil der Flaneur-Herumtreiber keine größeren materiellen Sorgen hat, kann er seine ganze Energie dem angenehmen Zeitvertreib widmen. Im gleichen Grade – dem Philosophieren und der Langeweile.

Was für eine Stadt sah das lyrische Ich meiner Gedichte in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts? Jeden Ankömmling aus dem kommunistischen Osten faszinierte Frankfurt am Main mit Eigenschaften, die er im eigenen Land nicht fand, mit Schwung, Reichtum, bunten Gebädefassaden und der „bunten“ Freiheit der anders angezogenen und sich benehmenden Menschen.

Konnte er demnach der Versuchung widerstehen, die freien Tage am Hauptbahnhof zu verbringen, eingebettet in die durchströmende vielsprachige Menge der Passagiere? Die Beobachtung dieses riesigen Mechanismus der Ankünfte und Abfahrten, mit der untrennbaren Bahnhofs-Folklore, mit einer ihn befremdenden Menge Obdachloser und Drogensüchtiger? Weil sich benachbart zum Hauptbahnhof die berühmte Kaiserstraße befindet, die Straße des „Lasters“, begab sich ein Jeder in ähnlicher Situation nach einer Bahnhofsvisite auf einen Spaziergang in Richtung Zentrum. Auf dem Wege die Schaufenster der Sexshops inspizierend, mit einer gewissen Verlegenheit in deren Inneres blickend, nur selten sich zum Anschauen der „Pornos“ entschließend. Die Bremse der Erziehung, des Verbots und der Sünde wirkte stark.

Die Kaiserstraße führt geradewegs in die Innenstadt, zum zwischen Hauptwache und Konstablerwache gelegenen exklusiven Handelszentrum, auch zu einer zentralen Flaniermeile, die hunderte dilettantischer Musi-

ker, Akrobaten, Feuerschlucker, Jongleure, einschließlich der Bekenner bekannter und unbekannter Religionen, Sekten und Organisationen anzog, ein Gewimmel schaffend, von dem einem Menschen aus dem Osten schwindlig werden konnte. Insbesondere die Grenzen der Ungezwungenheit und Freiheit des Einzelnen, in Kleidung, Benehmen und der Verkündung von Ansichten, waren unglaublich erweitert und gelockert. Viele seltsame Gedanken kamen ihm damals in den Sinn.

Nach dem Schock des ersten Zusammenstoßes mit der neuen Wirklichkeit kam die Zeit für etwas tiefere Reflexionen. Der Ankömmling aus Polen trat, gewollt oder nicht, täglich in Kontakt mit einer fremden Umgebung: mit der fremden Sprache, den Zeichen, Symbolen, Kommentaren. „Fremdheit“ zwingt immer zu Reflexionen und Vergleichen, zwingt auch zu Bewertungen, die in Richtung ihrer Akzeptanz oder Ablehnung gehen können.

Die „Fremdheit“ hat jedoch manche Namen. Die „Fremdheit“ im deutschen Kostüm ist jedoch eine echte Herausforderung für ein polnisches Herz, für die polnische Seele und Mentalität. Es bedarf hier nicht der Aufzählung einer geschichtlich gestalteten Liste der Unterschiede, es genügt damit einverstanden zu sein, dass sie existieren und unsere gegenseitigen Beziehungen bestimmen. Wie soll man sich daher in diesem Dickicht geschichtlicher und aktueller Fakten, Ideologien, Vorurteile und Stereotype wieder finden, und dabei seine eigene Identität bewahren?

Das lyrische Subjekt meiner deutschen Gedichte setzte sich während der Frankfurter, und später der Kölner Zeit vor allem mit der neuesten Geschichte auseinander, dem Zeitraum des Zweiten Weltkriegs und seiner Auswirkungen in der Psyche beider Völker. Es stellte fest, dass während es selbst stark in der „Erinnerung an erlittene Wunden“ steckte, die westdeutsche Gesellschaft in der Gegenwart lebte, von den Wohltaten der Demokratie und des „Wirtschaftswunders“ profitierte. Was war also der Krieg? Ausschließlich Vergangenheit, die man vergessen, aus dem Register wichtiger Angelegenheiten herauswerfen, mit dem Staub der Archive zuschütten wollte/sollte? Aber es lebten doch noch die Zeugen der Ereignisse, die Täter und ihre Opfer! Beim Anblick der ältesten Generation der Deutschen fragte sich mein Beobachter nahezu manisch, „wo waren sie damals, was hatten sie gemacht?“ Er verglich dies mit der Erinnerung an das Schicksal der polnischen, „Jahrgang Zwanzig“ genannten, Generation. Die Nachrufe in den meistgelesenen Tageszeitungen analysierend, fühlte er den starken Drang, über sie nachzudenken. Im Gedicht *Die alten Deutschen* lesen wir:

die alten Deutschen sterben
 zwei bis drei mal wöchentlich
 in den Todesanzeigen der FAZ
 oder der Frankfurter Rundschau

aus den anzeigen grab´ ich mir
 die zwanziger jahrgänge raus
 sie wurden zum schluss noch ausgezeichnet
 (warum auch immer)
 mit einer gebrochenen trauerrose
 als ob das JETZT
 sich auf natürliche weise erfüllt

denn das DAMALS
 liegt schon so weit zurück
 ist auf knittrigen fotografien nur noch schwer erkennbar
 ohne das risiko eines irrturns
 dieser python des bösen in der SS-uniform
 mit dem gesicht der nächsten verwandten

umhüllt eure trauer mit demut
 das reicht

Nach der Lektüre meiner beiden deutschen Bändchen kann man den Eindruck haben, was schließlich ihr Übersetzer in das Russische, Lew Wladimirowitsch Bondarijewski, direkt ausdrückte, dass „die Polen immer zu diesen Sachen zurückkehren“. Das ist vielleicht eine Eigentümlichkeit meiner Psyche, es betrifft nicht meine Biographie, da ich doch erst Ende 1945 geboren wurde. Ich meine jedoch, dass auch nach so vielen Jahren die Unmenge der Verbrechen des deutschen Volkes und die Unmenge der Leiden, die anderen zugefügt wurden, nicht nur nicht verjähren, sondern auch aus dem Blickwinkel des Dichters (Schriftstellers, Humanisten) nicht verschwinden darf.

Noch ein einfaches Beispiel: Als Christ besuchte ich zahlreiche deutsche Kirchen, sowohl aus touristischen als auch sakralen Gründen. Außer der Bewunderung der Architektur erregten meine Aufmerksamkeit die Gedächtnistafeln für die Gefallenen des letzten Krieges. Ich hatte immer Probleme damit, sie voll zu akzeptieren. Ich fand auf ihnen nämlich keine Informationen darüber, ob die betreffende Person ein guter oder schlechter Mensch war und unter welchen Umständen sie umgekommen war, und

das sollte doch die moralische Qualifikation der Tafel sein (sollte es denn rechtens sein, in den Kirchen der Übeltäter zu gedenken?)

Jedes Volk hat natürlich das Recht, die eigenen Toten zu beweinen, die Gefallenen im Gedächtnis zu bewahren, aber es gibt Grenzen dieser Praktiken, aufgezeigt durch einfache menschliche Gerechtigkeit und Anständigkeit. Nicht jede Tafel und nicht mit jedem Namen sollte ihren Platz in öffentlichen Bereichen finden.

Deshalb wurde ich voll überrascht vom künstlerischen Projekt Günter Demings, der auf besondere Weise an die Opfer des Nazismus erinnerte. Der Künstler nannte seine Idee und ihre mannigfaltigen Verwirklichungen Stolpersteine. Diese „Stolpersteine“ sind 10 Zentimeter große Pflasterwürfel aus Beton mit an der Oberfläche befestigten Messingtäfelchen, auf denen sich eingeritzt der Name einer Person mit Geburtsdatum befindet und der Information, an welchem Ort sie zu Tode gequält wurde. Eingemauert in den Bürgersteig, vor den Häusern der Opfer, ragen sie leicht vor, damit der Passant bewusst zum Stolpern gebracht wird, und somit stehen bleibt und die angebrachte Inschrift liest. Bis zum Jahr 2007 mauerte Deming einige zehntausend Stolpersteine in gewöhnliche Straßen deutscher Städte ein.

Der Eindruck ist sagenhaft und bestimmt stärker als der von Tafeln, die in Gebäude eingemauert sind. Während die Letzteren auf unsere Augen einwirken sollen, und dafür gebührende Aufmerksamkeit verlangen, greifen „Demings Steine“ die Beine an und bringen unseren ganzen Körper (und Geist) aus dem sicheren Gleichgewicht. Das Stolpern sucht nach einer Erklärung, und diese liefert mehr als genug die Inschrift auf den Steinen.

Als ich 2003 oder 2004 an einem Mai-Nachmittag über die Weyertalstraße in der Nähe des Slawischen Instituts der Universität zu Köln spazieren ging, war mir die Berührung mit dem herausragenden Pflasterstein eine echte Überraschung. Das physische Wanken führte nicht zum Fall, mehr berührt wurde das Gleichgewicht des Geistes, also ergab ich mich mit der gebührenden Aufmerksamkeit der Analyse der Entdeckung. Und was für ein Gefühl der Freude erfüllte mich! Endlich hatte ich in Deutschland die Gerechten gefunden, die die Verbrechen ihrer Landsleute nicht vergessen haben und dem sogar noch nach einem halben Jahrhundert öffentlichen Ausdruck gaben.

Das symbolische Treffen mit dem „Stein Demings“ gab mir lange Zeit keine Ruhe, bis das Gedicht mit dem Titel *Lebendig* entstand, das die Thematisierung dieses Ereignisses versuchte.

Lebendig
kam ich als wanderer aus dem osten an den Rhein
ohne die Absicht
fremden verstorbenen besuche abzustatten

Margarethe und Salomon Levenbach
letzte anschrift Köln Weyertal 127
konnten als sie 41 gen osten
wanderten
nicht ahnen
dass jemand VON DORT
ihrem heim einen höflichkeitsbesuch
abstatten würde

ich würde nicht
nach dem grund des vorgangs fragen
wäre nicht der aus dem straßenpflaster
ragende messingstein
magisches quadrat ausgebrannten lebens

Hier wohnte
Salomon Levenbach
Jg. 1880
deportiert 1941
LODZ AUSCHWITZ
???

schnitzer des pflasterers
happening eines grünen künstlers

oder vielleicht
kam es zum prophetischen zusammenstoß
des stiefels mit der materiellen spur des geistes?

Der an ein wunder (der ironie) grenzt

Die Abreise aus Köln im beginnenden Frühjahr 2011, als Folge der Emeritierung, verursachte keine Trennung im früheren Stil. Die heutige Leichtigkeit, von einem Land ins andere zu gelangen, erlaubt frühere Verbindungen zu halten und zu pflegen. Meine Rückreisen nach Frankfurt/M und

Köln sind jetzt vielleicht seltener, aber sie ermangeln nicht starker Emotionen und neuer Anreize zu Reflexionen.

Meine Beobachtungen beende ich mit einem der früheren Gedichte, aus der Frankfurter Zeit, das vielleicht als eine eigenartige Klammer meines ganzen „deutschen Abenteuers“ dienen kann:

Seit Jahren

ich pendle seit jahren
auf der strecke ost-west
auf der achse der sonne und der träume

vor mir die okzidentale dämmerung
hinter mir der orientalische morgen
oder umgekehrt

ich habe nicht die absicht, noch weiterzufahren
so reicht's für ein ganzes leben

Übertragen von Erhard Brödner

Piotr Roguski, geb. 1945. Professor an der Humanistischen Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pultusk; Professor em. am Slawischen Institut der Universität zu Köln. Im Zusammenhang mit seinen Forschungen zu den deutsch-polnischen Kulturbeziehungen veröffentlichte er u. a.: *Tulacz polski nad Renem. Literatura i sprawa polska w Niemczech w latach 1831–1845* (1981), *Kuszenie Polaków. Diabeł w świecie dramatu romantycznego* (1993), *Aufsätze zur polnischen und deutschen Romantik* (1996), *Cmentarz polski w Dreźnie* (2000), *Dzielny kosynier i piękna Polka. Powstanie listopadowe w poezji niemieckiej* (2004), *Do przyjaciela wroga. Niemcy w poezji polskiej. Antologia* (2010), *Polnische Literatur als Mentalitätsgeschichte* (2011), *Słodkie imię wolności... Przejście Polaków przez Niemcy po upadku powstania listopadowego* (2011). Roguski legte bisher fünf Gedichtbände vor.

EWELINA SARNECKA

Meine Lebensfaszinationen ...

*Meine persönliche polnisch-deutsche Biographie
verdanke ich meiner Oma Bogda Zacharkiewicz
und meinem Förderer und Freund Heinz D. Stuckmann.
Ihnen beiden widme ich diesen Text*

Am 29. Oktober 2011 traf ich mich mit einer Freundin Katja in Köln, um von Stucki (so nannten wir beide Heinz Stuckmann), unserem gemeinsamen Bekannten, meinem Mentor und besten Freund Abschied zu nehmen. Der Journalist und Autor, Gründungsvater der Kölner Journalistenschule, der linke Intellektuelle, Heinz D. Stuckmann ist am 06.10.2011 verstorben, vier Tage nach seinem 89. Geburtstag, und wurde 3 Wochen später, wie es sein Wunsch war, auf einem Naturfriedhof bei Köln anonym begraben. Während des Flugs von Warschau nach Düsseldorf entschloss ich mich, Katja (die zwei Tage später von München anreisen sollte) von meinem Vorhaben zu erzählen, nicht zuletzt weil sie auch Stucki sehr nah stand und unsere außergewöhnliche Freundschaft miterlebte. Mein Plan lautete: Stuckis Urne ausgraben und sie mit mir nach Warschau mitnehmen. Katja war sofort dabei. Sollten wir ertappt werden, drohte uns eine Anzeige wegen Störung der Totenruhe. Diese schreckte uns insofern nicht ab, als dass ich mit Stucki noch zu seinen Lebzeiten über meinen Wunsch sprach und er fühlte sich von der Idee geschmeichelt. Außerdem – würde es nicht ein Vermögen kosten – hinge er heute als 'ein Diamant' um meinen Hals.

Da ich zwei Tage vor Katja nach Deutschland gekommen war, fuhr ich schon am Tag meiner Ankunft zum Friedhof, um 'die Lage' zu prüfen. Der Naturfriedhof ist ein Wald, an dessen östlichem Rand sich Heinz Stuckmanns anonymes Grab befindet. Als wir am Abend des 29.10. einsatzbereit

mit nötigem Werkzeug am Ort erschienen, stellten wir unerfreulicherweise fest, dass Stucki nicht mehr alleine unter der Erde ruhte – davon zeugten die um die Grabstelle herumliegenden Blumen und Grablichter. Da niemand außer mir wusste, wo Heinz Stuckmanns Asche beigesetzt wurde (von der Familie kam niemand zum Begräbnis), konnten wir ausschließen, dass die Blumen für ihn gebracht wurden. Angesichts der neuen Umstände – aus Achtung vor 'dazugekommenen' Verstorbenen und ihren Familienangehörigen – gaben wir nach fünfstündigem Abwägen unseren Plan auf. Zum Abschied tranken wir 'mit' Stucki eine Flasche seines geliebten Eisweins, welche ich einst aus seinem Weinkeller mitnahm und für genau diesen Moment aufhob, und wir kehrten entmutigt heim.

Heinz D. Stuckmann war der erste deutsche Freund von mir und der beste überhaupt. Er war der Mensch, der mein junges Leben am stärksten geprägt hat. Bis zu seinen letzten Tagen sei ihm eins ein Rätsel, sagte er: Meine Entwicklung von einem unter engen, kleindörflichen, konservativen Verhältnissen in Polen groß gewordenen Mädchen zu der selbstbewussten jungen Frau in der fremden Millionenstadt Köln eintausend Kilometer von Zuhause entfernt. Dank Heinz Stuckmann wurde diese Stadt zu meinem neuen Zuhause, selbst wenn der Weg dahin alles andere als einfach war.

Den Entschluss, nach Deutschland zu ziehen, fasste ich mit 19, gleich nach dem Abitur. Obwohl meine Prüfungsnoten vorbildlich waren, konnte ich nicht studieren, weil meine Eltern mir keine Unterkunft in der nächstgelegenen Universitätsstadt Toruń finanzieren konnten. So entschied ich, nach Deutschland zu gehen, um Geld für mein Studium zu verdienen und gleichzeitig meine schulischen Deutschkenntnisse zu verbessern. Zunächst arbeitete ich als Au-pair-Mädchen in dem südwestlich von Düsseldorf gelegenen Dorf Butzheim bei einer Familie, mit der ich bis heute befreundet bin und die ich regelmäßig besuche. Dort habe ich meine ersten unangenehmen Erfahrungen mit Deutschen gemacht. Der deutschen Sprache nicht mächtig genug, spürte ich allzu oft die unfreundlichen Blicke von Einheimischen und ihre Abneigung gegen Fremde (oder gegen Polen?), weswegen ich viele Nächte durch geweint habe und welche mir anfangs Minderwertigkeitsgefühle aufbürdeten. Aufgrund dieser Erfahrungen aber setzte ich mir damals eins meiner bis heute wichtigsten Ziele – das Deutsche bis zu Perfektion zu erlernen. Ich wollte Deutsch lernen, um mir mit der Sprache Respekt zu erzwingen.

Als ich 2003 von Butzheim nach Köln zog, sprach ich zwar kommunikativ und frei, doch es war von meinem persönlichen Traum noch weit entfernt. Ich besuchte also eine Abendschule, in der ich nach kurzer Zeit feststellen musste, dass die anderen Besucher meinem Sprachniveau nicht

standhalten konnten. Nachdem ich mich zu der höchsten Stufe anmeldete und auch hier erkennen musste, dass ich meine Zeit (und Geld!) hätte besser investieren können, machte ich das Abschlusszertifikat und verabschiedete mich von der Schule. Ich suchte nach einem neuen Job. Diesen fand ich erfreulicherweise direkt beim ersten Anlauf, als ich an einem Mittwochmorgen den *Kölner Wochenspiegel* durchblätterte – ich stieß auf eine wie für mich bestimmte Anzeige: Ein älterer Herr, Autor, wohnhaft in Köln-Rodenkirchen, sucht polnische Haushälterin und Aushilfe ... Ich wählte sofort die Nummer, einen Tag danach stellte ich mich vor und eine Woche später erhielt ich einen Anruf: Sie haben den Job! So sehr ich mich freute, war ich mir damals überhaupt nicht bewusst, dass für mich somit die bisher wichtigste Zeit meines Lebens beginnt – ich traf meinen persönlichen Mentor.

Meine polnisch-deutsche Biographie beginnt aber eigentlich etwa 20 Jahre früher, mitten in meinem Vaterland, in einem winzigen und im wahrsten Sinne des Wortes rückständigen Dorf Sosnówka (40 km südlich von Grudziąd). Vor dem Zweiten Weltkrieg gehörte dieser Ort einem preußischen Großgrundbesitzer (Klein Rosenthal, ein zum Gutsbezirk Rosenthal gehörender Wohnplatz);¹ seit den 90er Jahren steuert es stetig dem Untergang zu. In einem der Häuser in Sosnówka, einer gemauerten Baracke für Arbeiter des ehemaligen deutschen Gutshofs, wohnt meine Großmutter, angeblich 76 Jahre alt (ihre Geburtsurkunde ist gefälscht), verwitwet und immer unzufrieden. Da mein Elternhaus sich lediglich drei Kilometer davon entfernt befindet, wurde ich in der Kindheit des Öfteren, während meine Eltern ihren bescheidenen Bauernhof betrieben, zur Oma gebracht. So war ich – immer wieder gerne – meiner eigenwilligen Oma ausgeliefert, worauf die meisten meiner späteren richtungsweisenden Entscheidungen zurückzuführen sind.

Meine Großmutter weckte damals mein Interesse stärker als jeder andere Mensch aus meiner Umgebung, denn sie verriet mir ihre nicht alltäglichen Erinnerungen aus der verlorenen Kindheit und erzählte bewegende Geschichten vom Krieg. Was mich am meisten fesselte, waren drei geheime Worte, die sie dabei benutzte. Sie heißen: Verdunkelung, Flieger, Feuer. Derer Aufklärung wurde zu meiner ersten persönlichen Herausforderung. Ich saugte seitdem Omas Erzählungen begierig auf, sowohl um ihr Geheimnis zu entschlüsseln, als auch um von der so entfernten und doch noch fassbaren Zeit möglichst viel zu erfahren. Eine gute Gelegenheit zum

¹ Familienforschung Westpreußen: <http://www.westpreussen.de/cms/ct/ortsverzeichnis/details.php?ID=5560>; <http://www.westpreussen.de/cms/ct/ortsverzeichnis/details.php?ID=3225>

Deutschlernen bot sich als mein Vater eine Satellitenschüssel kaufte – ein Fenster zu der ganzen Welt! Ich war übergücklich. So verbrachte ich meine Nachmittage mit dem 'westlichen' Fernsehen – wenn ich nicht gerade auf dem Bauernhof helfen musste (was jeden Tag der Fall war, da mein Vater, nachdem er die Hoffnung auf einen Sohn aufgegeben hatte, mich wie einen Jungen erzog). Die deutsche Sprache klang für mich wie Musik und die Welt, welche ich dort täglich sah, schien ein Paradies zu sein. Einen eigentümlichen 'Kulturschock' führten bei mir Werbespots herbei. Alle Menschen darin kamen mir wunderschön, glücklich und so gelassen vor, als sei das Leben wirklich ein Ponyhof und die einzige Sorge darin, Geld auszugeben. Ich staunte. Kurz nach dem TV-Glück aus dem Weltall kam das nächste aus der Schule: Deutschunterricht. Bis 1992 wurde in unserer Dorfschule nur eine Fremdsprache unterrichtet – Russisch. Somit fühlte ich mich wie ein Glückspilz, als uns als der ersten Grundschulklasse Deutsch angeboten wurde. Unsere Deutschlehrerin war eine schon etwas ältere Dame, so mussten wir aus einem uralten und nicht gerade einladenden Buch (mit einem blauen Elefanten auf dem Umschlag) lernen. Nicht zuletzt deshalb erfreute sie sich keiner besonderen Beliebtheit unter Schülern – ich aber folgte ihr, als wäre sie mein Moses gewesen. Ich hörte immer aufmerksam dem Unterricht zu, um kein deutsches Wort zu verpassen und die grammatikalischen Regeln zu behalten. Zu Hause verbrachte ich dagegen die Abende mit einem alten, von einer Tante geliehenen Wörterbuch, um die übersetzten Vokabeln zu pauken. Nach ein paar Monaten kaufte ich mir die nächste Stufe des Handbuchs (mit einem gelbbraunen Elefanten auf dem Umschlag), denn mein Verlangen wuchs. Aufsätze und Texte aus dem neuen Lehrbuch lernte ich bis zur Perfektion, so dass ich schon im ersten Jahr des Deutschunterrichts den ganzen Stoff grammatikalisch und lexikalisch fehlerfrei rezitieren konnte. Deutsch wurde zu meiner Leidenschaft.

Eines Nachmittages, als ich bei der Oma verweilte und wir uns wieder mal ihre alten Schwarzweißfotos angeschaut haben, auf welchen sie mit hellblondem Haar in hübschem Kleidchen alleine oder mit einer schönen eleganten Frau im Garten zu sehen war, legte meine Großmutter ein altes gelbliches Blatt Papier vor mich auf den Tisch. Es war mit großer, fast kindlicher Schrift voll geschrieben und an meine Oma gerichtet – ein Brief von der Uroma. Ich schaute meine Großmutter an, fing mit ihrer nickenden Zustimmung zu lesen an und erfuhr, dass meine allerliebste Oma Erika Wolf heißt und eine Deutsche ist.

Geboren wurde meine Großmutter 1938 in Bonn. Um das Ende 1944 fuhr ihre Mutter, Thekla Wolf, mit zwei Töchtern nach Petzelsdorf (in Ost-

preußen, heute Pacóftowo, südwestlich von Olsztyn), um dort ihre Familie zu besuchen. Ihr Ehemann Adolf kämpfte an der Front. Am 13. Januar begann der Angriff der Roten Armee in Ostpreußen². Tausende Menschen flohen vor ihr, doch Thekla Wolf wurde von den Ereignissen überholt. Sie entschied demzufolge, ihre Töchter in die Obhut einer vertrauten polnischen Magd zu geben. Nach dem Krieg, wenn alles vorbei sein werde, komme sie zurück, um sie abzuholen. Als die russischen Soldaten ins Haus kamen, sah die kleine Erika, wie ihre Schwester erschossen wird. Sie selbst hatte mehr Glück, ein Soldat hatte sich ihrer erbarmt – ein Kind könne ja nichts für die Sünden der Deutschen. Man ließ die Fünfjährige leben. Als eine Deutsche durfte aber Erika bei der polnischen Familie nicht bleiben, deshalb erhielt sie eine Geburtsurkunde von einem verstorbenen Jungen, Bogdan Podborowski. Um die Phonetik und den Klang eines weiblichen Vornamens beizubehalten, wurde der letzte Buchstabe des Vornamens weg gestrichen, beim Nachnamen wurde aus "i" ein "a" gemacht. Seit dieser Zeit lebte meine Oma als Bogda Podborowska. Ihre Mutter kam nie zurück.

Meine Großmutter bekam den Brief von ihrer 'polnischen Mutter' 1968 als diese im Sterben lag. Nach und nach kamen Bruchteile in Omas Erinnerung, welche sie durch das Kriegstrauma völlig verdrängt hatte, zurück. Erst ein paar Jahre später wendete sie sich an den Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes, um ihre Mutter zu finden und nach weiteren Familienangehörigen zu suchen. Aufgrund mangelnder Informationen gab man 1983 die Suche auf:

Sehr geehrte Frau Wolf,

mit Bedauern teilen wir Ihnen mit, dass die Suche nach Ihrer Mutter, Frau Tekla Wolf, geb. am 15.05.1915, nicht die erhofften Ergebnisse gebracht hat.

Wir hegen Hoffnung, ihre Mutter zu finden, als wir aus einem kirchlichen Büro die Adresse von gewisser Frau Martha Wolff, geb. am 10.09.1916 in Gr. Pötzdorf, bekamen, die – wie es sich herausgestellt hat – nicht die gesuchte Person ist und deren Name zudem mit Doppel-f geschrieben wird.

Wir denken jedoch, dass auch Ihre Mutter, Thekla Wolf, heute durchaus die Möglichkeit hätte, mit Hilfe des weltweit tätigen Deutschen Roten Kreuzes nach der Tochter Erika Wolf zu suchen.

Da Ihre Mutter es bis heute nicht getan hat, sollte man annehmen, dass sie entweder verstorben oder am Schicksal ihres Kindes nicht interessiert ist.

² Am 9. Januar 1945 wurde Hitler über die bevorstehende Offensive der Roten Armee informiert, lehnte aber die Verlegung weiterer Truppen an die Ostfront ab. Russische Panzer erreichten die Grenzgebiete in Ostpreußen, bevor die Gebiete geräumt werden konnten.

Während ich in Deutschland lebte, war meine Oma öfters bei mir zu Besuch, immer mit klopfendem Herzen, ängstlich und etwas befangen. Doch sie kam immer wieder. Auf der anderen Seite nahm ich mehrmals Stucki nach Polen mit. Wir waren zusammen in meinem Heimatdorf: Er meinte, unsere Dorfschule sei die schönste, die er je gesehen hat. Er besuchte mit mir die Oma in Sosnówka, wo wir durch die wunderschönen Wälder spazierten und ich ihn auf dem ehemaligen deutschen Gut herumführte. Wir haben Toruń besichtigt, von dessen Altstadt und Boulevard an der Weichsel (Wisła) Stuckmann bis in seine letzten Tage hinein schwärmte. Wir fuhren zusammen nach Krakau, wo Stucki liebend gerne an einer Ecke des Marktplatzes saß, seinen Café Olé trinkend und das Krakauer Trompetensignal *Hejnał* genießend. Unsere letzte gemeinsame Reise nach Polen führte nach Oświęcim, wo wir das Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau besuchten. Dies war Stuckis allerletzte Reise.

Meine Biographie ist von den zwei Menschen geprägt, meiner Oma und Heinz. D. Stuckmann, derer Leben zu meinem eigenen wurden. Meine Großmutter säte in mir Innigkeit in der Hinwendung zum fremden Land, derart stark, dass mein Leben dahin führen musste. Heinz Stuckmann empfing mich dort, ebnete meinen deutschen Weg geistig und machte auf diese Weise Deutschland zu meiner zweiten Heimat. Wo führt mich meine polnisch-deutsche Biographie noch hin? Als Nächstes nach Pacóltowo, wo ich zusammen mit meiner Oma nach den Spuren ihrer Vergangenheit suchen werde – nach unseren gemeinsamen Wurzeln also.

Ewelina Sarnecka, geb. 1982 in Wąbrzeźno, derzeit Doktorandin an der Warschauer Universität. Sie ist in einem Dorf bei Wąbrzeźno aufgewachsen, besuchte eine allgemein bildende Oberschule in Toruń und reiste nach der Reifeprüfung nach Westdeutschland (Köln) aus, wo ihre Leidenschaft für die deutsche Sprache und Kultur erwachte. 2007 zog sie nach Warschau um, um dort an der Neophilologischen Fakultät der Warschauer Universität ein Magisterstudium der Germanistik abzuschließen. Sie lebt in Warschau und arbeitet für eine in Deutschland und in der Schweiz tätige private Agentur.

FELICITAS SÖHNER

Schwäbisch-schlesische Familiengeschichten

Wenn man zahlreiche Pläne hat und sich im Berufsleben gerade erst etabliert, ist es ein gar nicht so einfaches Unterfangen, eine Biographie zu verfassen. Da ich denke, dass dieses Projekt mir erst in einigen Jahrzehnten ansteht, widme ich mich in meinen Ausführungen mehr der Biographie meiner Familie und wie sich diese auf mein derzeitiges Leben auswirkt.

Als Kind, das in einer schwäbischen Kleinstadt aufwuchs, fiel mir bei Zeiten auf, dass sich meine Sprache von der der anderen Kinder meiner Klasse leicht, von der der Kinder der umliegenden Dörfer stark unterschied. Beim genaueren Hinhören bemerkte ich, dass meine Mutter sprachlich in der Gegend verwurzelt war, mein Vater jedoch andere Wörter und Sprachfärbungen verwendete. Auch meine Großmutter väterlicherseits sprach so anders, aber mir nicht fremd. Auch beiläufige Tischgespräche, ob es nun „Senf“ oder „Mostrich“ heißen würde, der Vanillezucker „Fanillzucker“ oder „Wanilljezucker“ ausgesprochen wird, gehören zu diesen frühen Erinnerungen.

Gleichzeitig hatte ich das Glück trotz der zeitraubenden Berufstätigkeit meiner Eltern und Großeltern viel Zeit bei Ihnen verbringen zu können, konnte ich doch stets in ihrem gärtnerischen Betrieb bei der Arbeit mitzusehen und vor allem zuhören. Ob es nun im Gewächshaus, auf dem Feld, im Blumenbinderaum oder auf Lieferfahrten unterwegs war, meist fand ich ein Familienmitglied, das neben der Arbeit die Muße fand, mir zu erzählen.

„Erzähl mal wie es früher war...“, war meine übliche Aufforderung, und ich wurde nicht müde, nach immer denselben Kinderstreichen und Anekdoten zu fragen. Durch verschiedene Personen erzählt bekamen die altbekannten Geschichten immer andere Färbungen; Details wurden neu

erwähnt, weggelassen oder ausgeschmückt, Blickwinkel veränderten sich. Auch derselbe Erzähler gestaltete die gleiche Geschichte je nach Situation, Zeitfenster und Erzählfreudigkeit auf verschiedene Art und Weise. Am meisten interessierten mich die Späße und Streiche der Kindheit, wie auch die Erzählungen der Voreltern und Ahnen, die ich zwar nicht kannte, mir aber durch Wiederholungen und immer neue Szenen bekannter, ja beinahe persönlich vertraut wurden.

Gleichzeitig bemerkte ich bei den Geschichten, dass sie nicht nur zu verschiedenen Zeiten spielten, sondern auch an verschiedenen Orten. Die meisten Schilderungen stammten aus meiner Heimatstadt und den umliegenden Dörfern, in welchen ich mich auskannte und ich mit Häusern, Kirchen und Gassen verbunden war. Auch die Parks, Plätze und die Donau gehörten zu meinem heimatlichen Umfeld. Nur die Geschichten meiner Oma handelten an ganz anderen Plätzen. Sie erzählte von mir unbekannten Dörfern und Bächen, Häusern und Schulen, auch an der Oder war ich noch nie gewesen. Alle Berichte spielten in der mir völlig unbekannten, und dennoch gleichzeitig vertrauten Stadt Breslau.

In meiner kindlichen Sicht stellte ich mir diese Stadt groß und wunderbar schön vor, gleichzeitig spürte ich eine gewisse Unerreichbarkeit – gab es doch weder Bilder dieser Orte, noch hat bis dato außer meiner Großmutter kein lebender Verwandter meiner Familie diesen Ort betreten. Einige Jahre später bekam ich ein altes Foto zu sehen, auf dem das Haus ihrer Kindheit mit ihrem Großvater Robert zu sehen war. Plötzlich bekam ein Unbekannter ein Gesicht und ich konnte nun den kleinen Mauervorsprung, auf dem Oma als Kind balancierte, nicht nur sehen, sondern mir die Situation deutlich lebendiger vorstellen.

Oma lebte als Einzelkind einer gut situierten Familie in einem Vorort von Breslau, besuchte dort die Dorfgrundschule und ging später in der Großstadt auf eine Mädchenoberrealschule. Obgleich sie keine Geschwister hatte, spielte sie viel mit ihrer Cousine und einem Nachbarjungen. Ihren Erzählungen entnahm ich, dass die Mitglieder ihrer Familie und des elterlichen Betriebes Deutsch sprachen, gleichzeitig schilderte sie auch Anekdoten, in denen Menschen mit so ganz anders klingenden Namen vorkamen. Auch erwähnte Oma hin und wieder, dass ihre Großeltern dieses „wasserpolnisch“ sprachen. In Erinnerung blieb mir die Geschichte, wie sie auf den Knien ihrer Babcia schaukelte und „Renatka“ genannt wurde. Auch erfuhr ich, dass ich Vorfahren im oberschlesischen Rosenberg, in Gogolin und einem Dörfchen in der Nähe des St. Annabergs habe. Was es aber damit auf sich hatte, war mir nicht bewusst. Als Kind interessierten mich jedoch vielmehr die Erlebnisse und Späße aus der Kindheit meiner Großmutter.

So erfuhr ich, wie es war, als Kind am Oderstrandbad einen Nachmittag zu verbringen oder wie die Weide und die Oder alljährlich die Felder überfluteten und die Dorfkinder die Waschzuber als Boote verwendeten. Auch wurde manchmal davon gesprochen, dass der Lössboden entlang der Oder ein ganz besonders guter Boden im Vergleich zum hiesigen sei. Ebenso erzählte mir meine Oma von starken sozialen Unterschieden, die ihr als Kind damals begegneten und wie die Familie damit versuchte umzugehen. Andere Geschichten ließen es mich miterleben, wie sich der Mangel des Krieges am weihnachtlichen Gabentisch und am Plätzchenteller bemerkbar machte. So spielten sich diese Anekdoten zwar an einem mir fremden Ort ab, jedoch fügte sich dies ohne weiteres in meine kindliche Welt ein.

Als ich mein Abitur absolvierte, schenkte mir meine Großmutter ein kleines schwarzes Büchlein mit vergilbten Seiten. An manchen Stellen schon beinahe unleserlich, schnell dahin geschrieben, an anderen Stellen in schöner Schrift und sehr ausführlich, las ich im Tagebuch meiner 17-jährigen Oma, die das Verlassen ihrer Heimat beschrieb. Es handelte sich dabei weniger um einen faktenreichen Tatsachenbericht, sondern vielmehr um den Einblick in eine Jugendliche, die getrennt von ihren Eltern, jedoch nie allein, sich auf dem Weg befindet. Man kann genauso erkennen, dass es überhaupt nicht klar war, wohin die Reise gehen und wie das Ganze enden sollte. Gesellschaftliche Reflexionen oder gar die Klärung von Fragen der politischen Verantwortung fand ich in diesem Dokument nicht, aber es ließ mich ein wenig an der Situation meiner Großmutter teilhaben. Und es war für mich spannender als ein Krimi, wenn ich in die Geschehnisse hineintauchte und mir die verschlungenen Lebenswege vorstellte.

In den folgenden Jahren machte meine Ahne meiner ganzen Familie ein wunderbares Geschenk. Sie sprach ihre Kindheitsgeschichten auf eine Kassette auf. Diese schenkte sie allen Kindern und Enkeln zu Weihnachten. Aus einer Aufnahme wurden im Laufe der Zeit mehrere Folgen und so bin ich heute noch immer in der glücklichen Lage, mir von meiner Oma „Geschichten, wie es früher war“ erzählen zu lassen.

In den Jahren meines Studiums wanderten die Kassetten von Umzug zu Umzug in eine andere Schachtel und auch die Zeit für Geschichten war nicht immer vorhanden. Vielmehr war ich nun an der Reihe, meinen Kindern von meinen Lausbübereien und Erlebnissen zu erzählen. Gleichzeitig erhielt ich mir das Interesse für die schlesischen Wurzeln meiner Familie. Meine berufliche Neigung galt dem Studium der Geschichte und der Literatur, aber auch der Pädagogik und Werteerziehung widmete ich meine Wissbegier. Die wissenschaftlichen Studien führten mich in die Frühe Neuzeit und die Sattelzeit, jedoch intensivierten sie sich im „langen 19. Jahr-

hundert“ und vor allem in der Zeitgeschichte. Dabei führten mich meine Untersuchungen immer wieder zu Themen der Mikrogeschichte, zu den Geschichten der kleinen Leute als besonderer Blickwinkel auf die größeren Zusammenhänge. Immer stieß ich auf Fragen, wie sich persönliche Ereignisse auf die Dynamik einer Gruppe auswirken, wie sich Werte und Identitäten bilden und Vorurteile entstehen und man letzteren begegnen kann, wie sich Besonderheiten einer Region oder Zeit auf Politik und Gesellschaft auswirken. Glücklicherweise fand ich in meiner Universität Professoren, die meinen Desideraten eine Möglichkeit der Erforschung eröffneten. Dabei denke ich besonders dankbar an meine beiden Doktorväter Professor Peter Brandt und Professor Friedhelm Boll, die mich mit großem Engagement wissenschaftlich begleitet und gefördert haben.

Obgleich ich zahlreiche Geschichten aus Schlesien kannte und ich im Laufe meiner Kindheit immer wieder mit Polen, die im elterlichen Betrieb arbeiteten oder zu Besuch waren, gemeinsam am Tisch saß und ins Gespräch kam, sah ich mich mit meinen eigenen Vorurteilen konfrontiert, als ich die Studien zu meiner Dissertation aufnahm. Wie wahrscheinlich zahlreiche andere Deutsche dachte ich, dass die Region Schlesien einfach ein Gebiet in Polen sei, aus dem die deutschen Bewohner vertrieben wurden und nun ausschließlich polnische Bewohner dort leben würden. Dass es sich hier aber weder um eine homogene, genau begrenzte Region handelt und sich dort auch neben der Bevölkerung rein polnischer Identität je nach Ort unterschiedlich zahlreiche Menschen verschiedener Identitäten befinden, ließ mich das Konzept der Arbeit und meine eigenen Fremd- und Selbstbilder während meiner Untersuchungen mehrfach überdenken.

Meine Gesprächspartner in und aus dieser Region, die aus verschiedenen Generationen und gesellschaftlichen Schichten stammten, belehrten mich eines Besseren. Schnell bemerkte ich, dass das Untersuchungsgebiet Schlesien nicht nur nach Ober- und Niederschlesien getrennt beobachtet werden muss, sondern auch, dass Oppelner Schlesien sich stark differenziert. Später wurde ich mehrfach darauf hingewiesen, ich hätte das Teschener Schlesien und die kleinen schlesischen Gebiete in Deutschland und Tschechien ebenfalls gesondert untersuchen müssen. Je mehr ich mich mit Menschen in und aus dieser Region unterhielt, desto vielfältiger erschien mir das Bild dieses Landstrichs. Eine Bemerkung, die mir mehrfach begegnete und mich befremdete, war der Satz: „Die Schlesier sind doch gar keine richtigen Polen“. Die Betonung dieser Besonderheit gab mir zu denken.

Bald war mir klar, dass die Bevölkerung dieses Landstrichs nicht so einfach zu kategorisieren ist. Oft konnte eine von mir befragte Person nicht

einmal selbst sagen, ob sie nun deutsch, polnisch, schlesisch oder etwas ganz anderes sei. Die Frage des Passes war gleich geklärt, obwohl es auch hier einige Gesprächspartner gab, die beide Pässe besitzen. Jedoch eine Frage nach der nationalen Zugehörigkeit oder einer persönlichen Zuordnung konnten oder wollten viele nicht beantworten. Sie beließen es zumeist mit der Beschreibung: „Ich bin in erster Linie ein Oppelner“, „Ich sehe mich als Europäer und Breslauer“ oder auch „Ich habe einen polnischen Pass, fühle mich aber als Kattowitzer Schlesier“.

Interessanterweise bezeichnete sich meine Großmutter auch als Schlesierin und unterschied sich damit von ihrer schwäbischen Wahlheimat. Meiner Ansicht nach wollte sie aber damit weniger ihr Zugewandertsein im Unterschied zu den Einheimischen charakterisieren, sondern vielmehr ihre Herkunft und die schicksalhafte Verbundenheit mit den anderen aus Schlesien stammenden Neuschwaben. Als Angehörige der Enkelgeneration bin ich mir dieser Wurzeln zwar durchaus bewusst und freue mich auch über die kulturelle Bereicherung, die damit immer noch in meinen Alltag hineinreicht, doch fühle ich mich im Donautal beheimatet. Die kulturellen Besonderheiten, wie der schlesische Kartoffelsalat zu Weihnachten, der schon immer dazugehörte und auch nach dem Tod meiner Oma jedes Jahr einfach nicht fehlen darf, oder die Vorliebe für Mohnstreuselkuchen und Bunzlauer „Dippel“, das typische blau-weiße Geschirr, haben sich bei mir erhalten.

Als Kind bemerkte ich oft eine Wehmut in den Erzählungen meiner Großmutter, wenn sie von ihrer Kindheit sprach. Im hohen Alter stellte sie sich manchmal die Frage, wie ihr Leben verlaufen wäre, wenn sie Breslau nicht verlassen hätte, ob es dann vielleicht besser verlaufen wäre. Interessanterweise stellte sich ihre in Breslau lebende Freundin aus der Grundschulzeit dieselbe Frage. Dabei ist Christa, später Krystyna, in ihrer Stadt geblieben und hat dort ihre Familie gegründet. Beide hatten doch auf ihre Weise etwas verloren und etwas anderes jedoch behalten können. Die eine verlor ihre Heimat, da sie nun in einer fremden Gegend lebte, in welcher sie sich nie wieder völlig verwurzelt fühlte. Die andere verlor ihre sprachliche und kulturelle Heimat, da die Stadt, in der sie blieb, von zahlreichen, ihr fremden Menschen bevölkert war, die auch das Kulturbild ihrer Stadt veränderten. So hatte jede der beiden Freundinnen einen Verlust zu beklagen. Gleichzeitig hatte jede für sich auch ein Stück Heimat bewahrt. Meine Großmutter belebte Sprache und Lieder in ihrem schlesischen Freundeskreis, ihre Schulfreundin lebte weiterhin in der ihr vertrauten Umgebung. Manche alten Kochrezepte und Traditionen blieben in beiden Familienkreisen erhalten und haben noch in der dritten Generation zum Beispiel in Form des kategorischen Schlesischen Kartoffelsalats ihren festen Platz.

Auf diese Weise betrachtet, ist die Geschichte meiner Familie keine herausragende, aber für mich auf ihre Weise eine ganz besondere – nimmt sie doch immer wieder auf die deutsche und die polnische Geschichte Bezug. Man könnte sie als die Geschichte des Verlusts betrachten, doch für mich als Vertreterin der Enkelgeneration ist sie eine Geschichte der Bereicherung. Hoffentlich kann die wechselvolle Geschichte Schlesiens auch für die Deutschen und Polen den Stellenwert einer kulturellen Bereicherung einnehmen

Reflexionen zu den deutsch-polnischen Biographiegesprächen auf Gut Gödelitz

In einem Schreibwettbewerb der Zeitung „Rzeczpospolita“ *Die Deutschen, meine Nachbarn* (2002) beschrieb ein Teilnehmer die Wahrnehmung des Nachbarn als „ein von der Nachkriegsgeneration ererbtes ignoranten Misstrauen¹“. Den Grund hierfür sieht der Verfasser in den Jahren der gegenseitigen Isolation und Fremdheit. Zwar hatte der gesellschaftliche Umbruch der 90er Jahre Einfluss auf die alten Feindbilder, jedoch lösen sich vorurteilsbeladene Wahrnehmungsmuster nur langsam auf.

Ein im März 2010 in der „Rzeczpospolita“ erschienener Artikel *My się Niemców (już) nie boimy*² befasste sich damit, dass die Polen im Gegensatz zur Situation vor zwanzig Jahren, deutlich weniger Angst vor den Deutschen hätten. Doch gesellschaftliche Spannungen können nur mit dem beiderseitigen Verständnis um die gemeinsame Geschichte verstanden werden, was Grund genug für eine Rechtfertigung eines echten Interesses am Nachbar sein sollte. Auf den hohen Stellenwert der persönlichen Begegnung verwies auch Gesine Schwan: „Das konkrete Kennenlernen ist in meiner Sicht immer das Beste, um negative Vorurteile zu überwinden³“.

Die Biographiearbeit ersetzt mit ihrem Interesse für die Lebensgeschichte des Einzelnen traditionelle historische und gesellschaftliche Inhalte durch weitaus alltagsnähere. Diese besondere Art des Zugangs zur Geschichte verarbeitete schon Bertolt Brecht in seinem Gedicht *Fragen eines lesenden Arbeiters*⁴. Über den Austausch der Geschichte des Alltags, der sog. Geschichte der „kleinen Leute“, befassen sich die Teilnehmer der Gödelitzer

¹ Sadowski in: Rubiński, Maciej (2002) *Die Deutschen, meine Nachbarn. Ein Wettbewerb der Deutschen Welle – DW-Radio/Polnische Redaktion und der Tageszeitung „Rzeczpospolita“*, fibre Verlag, Osnabruck, S. 19ff.

² *Wir haben vor den Deutschen keine Angst (mehr)* (Übers.d.Verf.) Zalesiński, Łukasz (2010) *My się Niemców (już) nie boimy*. In: „Rzeczpospolita“, vom 11.03.2010.

³ Interview mit Gesine Schwan am 07.10.09 in Berlin.

⁴ Brecht, Bertolt (1949): *Kalendergeschichten*, Suhrkamp, Frankfurt a. M., S. 75.

Biographiegespräche mit ihrer eigenen Geschichte und im Zuhören mit der der anderen Teilnehmer, und zwar auf eine alternative Weise zur klassischen Wissenschaft. Der Historiker Lutz Niethammer hat diesen anderen Zugang zur Geschichte so beschrieben: „In dieser Dimension des Alltäglichen (...) wird nach der Subjektivität derer gefragt, die wir als Objekte der Geschichte zu sehen gelernt haben, nach ihren Erfahrungen, ihren Wünschen, ihrer Widerstandskraft, ihrem schöpferischen Vermögen, ihren Leiden⁵“.

Dabei repräsentiert das Erzählen der eigenen Biographie eine Vergegenwärtigung des Erlebten in unterschiedlichen Stufen der Intensität. Der biographische Erzähler kann sich dabei auf der Ebene eines bloßen Benennens von Erfahrungen bewegen bis hin zu einem unmittelbaren Nacherleben der damaligen Ereignisse. So wird es mit dieser Form der mündlichen Geschichte möglich, Geschichte zu erfahren, die von den Erzählenden bisher nicht als Geschichte wahrgenommen wurde. Auf diese Weise eröffnet sich dem Zuhörer die Möglichkeit, jenseits einer Elitenbiographie und offiziellen Erinnerungskulturen historische und zeithistorische Aspekte zu erfahren und alltägliche Lebensverhältnisse zu erfassen, welche in anderer Form kaum oder schwer erfahrbare wären. Damit gibt die Biographiearbeit auch dem einzelnen Menschen eine Stimme, welche sonst wahrscheinlich gar nicht oder jedenfalls nicht auf diese Weise gehört worden wäre⁶.

Erzählungen von Lebensgeschichten repräsentieren auf vielfältige Art das Selbst und die Sicht des Anderen. Neben einer narrativen Vermittlung von Informationen zum eigenen Lebenslauf spiegeln biographische Erzählungen persönliche und kulturelle Konzepte, Perspektiven und Werte wider. Dabei kann lebensgeschichtliches Erzählen in vielfältiger Form erscheinen: neben dem selbstreflexiven, chronologischen Lebensbericht umfasst dieses auch kurze Episoden, Skizzen und Anekdoten, wie auch unbewusst strukturiertes Erzählen, das weniger einer Planung, sondern mehr einem Erzählfluss folgt⁷.

Im Rahmen der Veranstaltungen des Deutsch-Polnischen Forums nahmen Gesprächspartner, die sich publizistisch oder wissenschaftlich mit dem nachbarlichen Verhältnis der beiden Staaten befassen, an den deutsch-polnischen Biographiegesprächen auf Gut Gödelitz teil. Nachdem bis dato der binationale Austausch innerhalb des Forums vor allem auf wissenschaftlichen Veranstaltungen erfolgte, gibt diese Form den Teilnehmern einen

⁵ Niethammer, Lutz (1985): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der ‚Oral History‘*, Frankfurt a. M., S. 10.

⁶ Vgl. Hirt, Rainer (2003): *Biographiearbeit zwischen Erinnerung und Therapie*, FH Jena.

⁷ Vgl. Röttger-Rössler, Birgitt (Hg.) (2003): *Lebenswege im Spannungsfeld lokaler und globaler Prozesse. Person, Selbst und Emotion in der ethnologischen Biografieforschung*. Münster.

neuen Rahmen zur Diskussion und zum persönlichen Dialog, mit dem Ziel, mehr voneinander zu erfahren und Vergangenheit wie Gegenwart aus der Perspektive des Anderen betrachten und dieser begegnen zu können.

Zehn Teilnehmer aus Polen und Deutschland, aus verschiedenen Alters- und Berufsgruppen kamen auf diesem Wege einander näher und öffneten sich, um den binationalen Austausch auf einer emotionalen und persönlichen Ebene fortzusetzen. Im Ablauf hielt sich der Gesprächskreis an das seit 1998 erfolgreich erprobte „Gödelitzer Modell“, welches mittlerweile auch für deutsch-türkische sowie auch nord-süd-koreanische Biographiegespräche Pate steht.

Dabei waren an diesem Wochenende nicht nur Biographiegespräche, freie Diskussionen und resümierende Feedbackrunden von besonderer Bedeutung, mindestens genauso essentiell wie bedeutsam waren die Gespräche, die sich zwischen den Teilnehmern während der gemeinsamen Spaziergänge und Mahlzeiten entwickelten. Die dem Hause Gödelitz eigene besondere Atmosphäre, Behaglichkeit und Gastfreundschaft boten dabei den richtigen Raum für gemeinsame Gespräche und kreativen Austausch.

Zu den Zielen des Projekts gehört es, über persönliche Lebensgeschichten hinaus das Verständnis über die Teilnehmer zueinander zu vertiefen sowie eine freundschaftliche und vertrauensvolle Partnerschaft aufzubauen. Die polnischen und deutschen Teilnehmer erhielten Gelegenheit, ihre bisherigen eigenen Vorurteile zu reflektieren, vielleicht sogar abzubauen. Über den Weg der einzelnen Biographie ergaben sich Gespräche zu aktuellen und zukünftigen Entwicklungen im interkulturellen Austausch. Durch die persönliche Nähe in einem kleinen Kreis, welche jedem Gesprächspartner Einblicke in die individuellen Lebensgeschichten der anderen erlaubte, erhielten die Gödelitzer Gäste einen neuen, perspektivenreicheren Blick auf die eigene wie auch gemeinsame Geschichte und wie diese die Lebenswege und Einstellungen der deutschen und polnischen Bevölkerung beeinflusste. Der Impulsgeber Axel Schmidt-Gödelitz erläuterte die Berechtigung des Gesprächskonzeptes: „Selbst die Hirnforschung gibt mir recht. Nur indem ich mitfühle, gelingt es mir, auch tief verwurzelte Vorurteile aufzubrechen. Nur so fließen Kognitives und Emotionales zusammen⁸“.

In einer guten halben Stunde erzählte jedes Mitglied der Runde seine persönliche Geschichte, von seiner Jugend und Kindheit, von seinen Zielen und Werten im Leben. Einige Tage nach den Gesprächen spürten die Teilnehmer ihren Erlebnissen nochmals nach und zogen aus kurzer zeitlicher Distanz Bilanz in einem kurzen Text für sich und für die Veranstalter über die gewonnenen Erkenntnisse aber auch aufgetretenen Fragen.

⁸ Rieckmann, Adina (2011): *Herr Gözüakça spricht*, in: Zeit Online, www.zeit.de/2011/40/S-Goedelitz

Dieses gegenseitige Erzählen und der damit verbundene intensive Austausch eröffnet den Teilnehmenden den Weg zum Abbau einer noch immer existierenden Fremdheit zwischen europäischen Nachbarn. Mit diesem Erfahrungsaustausch ermöglichen die deutsch-polnischen Biographiegespräche eine interkulturelle Annäherung über individuelle Lebenswege.

Im aktiven Zuhören der individuellen Schilderungen konnten die Gesprächspartner das jeweils Andere, aber auch einiges von sich selbst in den Lebensgeschichten entdecken. Denn zahlreiche Erfahrungen und Erlebnisse sind nicht nationsabhängig, sondern haben vielmehr etwas mit dem Menschsein an sich zu tun. Das Leben der bisher unbekannten Anderen gewinnt an Prägnanz und wird greifbar. Gleichzeitig zeigte sich in dieser Begegnung, dass es zahlreiche Parallelen mit dem Leben der Anderen gibt und es dabei völlig unerheblich ist, ob man deutsch oder polnisch ist. Das Trennende zwischen den europäischen Nachbarn erscheint plötzlich gar nicht mehr so groß, wie zuvor angenommen wurde. Daraus resultiert eine persönliche Nähe, welche politische oder wissenschaftliche Debatten gar nicht zu leisten im Stande sind. Das bessere Verständnis für das Gegenüber ist ein Ergebnis der Biographiegespräche.

In den Biographiegesprächen konnte jeder Teilnehmende seine Erinnerungen einbringen und damit den Anderen Einblick in den Kontext seines früheren Handelns und Denkens ermöglichen. Gleichzeitig hatte jeder Zuhörende damit die Gelegenheit, sich in Toleranz zu üben. Denn während der Gesprächsrunden wird jede Biographie für sich angehört und nicht nach richtig oder falsch, gut oder böse beurteilt. Das gegenseitige Zuhören ohne eine ständige Bewertung des Anderen als kritische Bremse gehört dabei zum Konzept und spiegelt einen ehernen Grundsatz des Gödelitzer Modells, welcher besagt, dass es nicht nur die eine Wahrheit gibt. Es gibt immer auch die Wahrheit des Anderen.

Damit wird dem Grundverständnis Rechnung getragen, dass Toleranz der Andersartigkeit eine grundlegende Basis für ein gelingendes Miteinander ist. Aber die Gödelitzer Biographiegespräche gehen darüber hinaus: Hier bringen die Teilnehmer auch den Respekt vor der Persönlichkeit und der Lebensleistung des Gegenübers zum Ausdruck.

Das Konzept des Gödelitzer Modells setzt gleichzeitig auf den Effekt der Multiplikation durch Weiterberichten und -geben der Erfahrungen in die sozialen und beruflichen Netzwerke der Teilnehmer. Damit geschieht auf Gut Gödelitz, was in keinem Geschichtsunterricht geleistet wird: Man erfährt die Geschichte des Anderen aus nächster Nähe mit dem Ziel, Vorurteile abzubauen und ein binationales, nachbarschaftliches Miteinander zu erreichen und zu stabilisieren.

Felicitas Söhner, Dr., geboren in Dillingen/Donau; Studium der Kulturwissenschaften (Geschichte, Philosophie, Literatur und Soziologie) sowie der Heil- und Sonderpädagogik an der Fern-Universität Hagen, B.A. 2006; Studium der Geschichte und Literatur in Hagen an der Fern-Universität Hagen, M.A. 2008; Dozentin an der Johannes-Kepler-Universität Linz für Geschichte und Wissenschaftliches Arbeiten (2007–2012); Dissertation 2012 bei Prof. Dr. Peter Brandt (Fern-Universität Hagen) und Prof. Dr. Friedhelm Boll (Universität Kassel) zum Thema *Vom Konfliktherd zur Modellregion – Selbst- und Fremdbilder in Schlesien*; Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Philosophischen Institut der Universität Passau im Projekt Wertebildung in Familien (2012–2013); Seit 2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Universität Ulm und Assistenz des Ärztlichen Direktors an der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie II der Universität Ulm. Forschungsschwerpunkte: Neuere Sozial- und Medizingeschichte, Psychatriegeschichte, Europäische Regional-, National- und Gedächtnisgeschichte sowie deren biographische Verarbeitung.

Auswahl der wichtigsten Publikationen:

* *Zu nationalen Stereotypen in Europa* (2010) in: GlobKult – kulturwissenschaftlich-politisches Magazin, FernUniversität in Hagen, Ausg. 17.05.10

* *Deutsch-polnische Kontroversen. Der polnische Historiker über Resentiments und Kernfragen* (2011) Rezension zu Szarota, Stereotype und Konflikte, in: GlobKult – kulturwissenschaftlich-politisches Magazin, FernUniversität in Hagen, Ausg. 31.03.11

* *Przemiany w stosunkach niemiecko-polskich z perspektywy historycznej / Der Wandel der deutsch-polnischen Beziehungen im geschichtlichen Rückblick* (2011) in: Czejarek, Karol/Pszczółkowski, Tomasz G., *Polska między Niemcami a Rosją*, Akademia Humanistyczna im. Aleksandra Gieysztora, Pultusk, S. 153–166/351–352.

* *Vertreibungsdiskurs und Erinnerungskultur* (2012) Rezension zu Hahn/Hahn: Die Vertreibung im deutschen Erinnern; Fischer: Heimat-Politiker?; Burk/ Fehse/Krauss/Spröer /Wolter: *Fremde Heimat*; Agazzi/Schütz (Hg.): Heimkehr; Lau: *Deutschlands historischer Osten*; Ther: *Die dunkle Seite der Nationalstaaten*; Douglas: *Ordnungsgemäße Überführung*, in: „Deutschland Archiv 45“, Heft 2, W. Bertelsmann Verlag, Hannover. S. 364–373. (03.07.2012)

* *Nationalliteratur und Identitätsbildung* (2012) Rezension zu Sutynt/Zybura, Narrative des Nationalen, in: „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas“, jgo.e-reviews Bd. 2, Heft 3, Institut für Ost- und Südosteuropaforschung, Regensburg.

* *Vom Konfliktherd zur Modellregion – Selbst- und Fremdbilder entlang der Hohen Straße in Schlesien* (2013) Neisse Verlag Dresden – Wrocław.

* *Preußisches Ethos und deutsch-polnische Erinnerungskultur* (2013) Rezension zu Borzyszkowska-Szewczyk, Pamięć dla przyszłości, Atut, Wrocław, in: Inter Finitimos 10 – „Jahrbuch zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte“, 2012, fibre Verlag, Osnabrück.

* *Zum Schreiben von Geschichte – Aufgabe und Ethik historischer Forschung* (2013), in: „IABLIS Jahrbuch für europäische Prozesse“. „Emanzipation. Der Mehrwert der Geschichte“, 12. Jg., Institut für Neuere deutsche und europäische Literatur, Fernuniversität in Hagen. (http://www.iablis.de/iablis_t/2013/soehner13.html)

HANS-ULRICH SUDEK

Deutsch-Polnisches Biographiewochenende auf Gut Gödelitz 2011. Biographische Notizen

Es gibt nicht so viel Zeit im Leben zu fragen. Eltern nicht, Geschwister, Freunde und auch den Ehepartner oder die Kinder nicht. Man arbeitet, erfüllt seine Aufgabe, der Tag fragt nicht unbedingt nach gestern.

Aber dann, irgendwann, stellt sich eine Frage wie von selbst: Hast du Verantwortung getragen? Und dann musst du dich fragen, wer du bist, dir Rechenschaft abgeben, die Determinanten entschlüsseln, die dich ausgemacht haben.

Als ich zum ersten Deutsch-Polnischen-Biographiewochenende nach Gödelitz fuhr, hatte ich im Auto sechs Stunden Zeit nachzudenken, ich stieß auf Gedanken, die zuvor nicht wirklich da waren, hier und da, das wusste ich, hatte ich sie schon einmal erzählt, im Wesentlichen meiner Frau und meinen drei Kindern.

Und auf einmal sitzt du in Gödelitz Deutschen und Polen gegenüber, die du nicht kennst, deren Befindlichkeit nicht und auch nicht deren Verletzbarkeit. Du schaust in die Runde, einen offensichtlichen Gegner gibt es nicht, weder im Blick noch in der Körperhaltung. Wir sitzen im Kreis, also kein Entkommen.

Dann bin ich an der Reihe. Was ich bereits gehört hatte, machte mir Mut, auch mich zu öffnen.

Ich sprach langsam und deutlich, so wollte ich es, nicht, um meinen Worten ein besonderes Gewicht zu geben, sondern um das, was ich sagen wollte und musste, beim Sprechen nochmals zu überdenken.

Ich heiße Hans-Ulrich Sudek, wohne im Nordwesten Deutschlands in Freren im Emsland, nahe der Grenze zu den Niederlanden.

Geboren wurde ich in Seelow/Brandenburg an der Oder am 15. September 1943. Ich bin ein Kriegskind, ein, zwei Traumata, bis heute noch wirksam, rhren daher. Vor allem die Bombennchte in Berliner Luftschutzkellern lassen mich bis heute schreckhaft sein. Erinnern kann ich mich an diese Zeit nicht, meine durchgehende Erinnerung setzt Ende 1946, Anfang 1947 ein, dem so genannten Hungerwinter. Aber eigentlich war es ein vernichtender Hotelbrand gegenüber unserer Wohnung in Lübeck-Travemünde, der meine Erinnerung unwiderruflich einläutete. Kurz darauf brach ein Brand in dem Haus aus, in dem wir wohnten. Ich rettete die Puppe meiner fünf Jahre älteren Schwester.

Ich bringe Ordnung in meinen Gedankengang, will überwiegend chronologisch erzählen. Das, was du bist, schließt die Vorfahren mit ein.

Der Name „Sudek“ kommt aus dem Tschechischen. Die Vorfahren väterlicherseits kamen wohl aus dem habsburgischen Böhmen und wanderten nach dem Siebenjährigen Krieg nach Schlesien aus. Auf jeden Fall wurde mein Ur-Ur-Großvater Gottfried Szudeck 1826 in Breslau geboren. Er war Tischlermeister, sein Sohn (geb. 1854 in Breslau) wurde Journalist und zog nach München um, wo 1881 mein Großvater zur Welt kam. Dieser studierte das Ingenieurswesen und wurde Maschinensteiger auf der Zeche Katharina in Essen im Ruhrgebiet, wo mein Vater Alfred Sudek am 15. August 1909 zur Welt kam.

Mütterlicherseits stammen meine Vorfahren aus dem Baltikum, vornehmlich jedoch aus Westpreußen. Die Eltern meiner Großmutter Wanda Nikleniewicz, geboren 1884 in Graudenz, waren Marian Nikleniewicz und Julia Lasarska, die in Tauroggen geboren wurde und einem verarmten Adel entstammte. Der Urgroßvater war Kaufmann und besaß mehrere Bäckereien. Die „Grüne Apotheke“ seines Sohnes Franz in Wejherowo gibt es noch heute.

Mein Großvater mütterlicherseits war Hubert Peter Majewski, der 1878 in Braunsvalde, Kreis Stuhm, geboren wurde. Sein Vater war dortselbst Hauptlehrer. Mein Großvater war das siebzehnte von achtzehn Kindern. Auch er war Lehrer und wurde schließlich 1905 in den Schuldienst der Stadt Danzig übernommen. Da er es ablehnte, Mitglied der NSDAP zu werden, war er nach der Machtübernahme dieser Partei vielfachen Schikanen ausgesetzt. Als er Bilder von Hitler in seiner Schule abhngte und

die Kreuze wieder anbrachte, versetzte man ihn an eine ungünstig gelegene Schule im Danziger Land, zu der es keine öffentlichen Verkehrsmittel gab; von jeder Beförderung ausgeschlossen, blieb er dennoch unbeugsam. Nicht nur deshalb habe ich ihn so sehr verehrt. Sein Bruder Aloisius votierte in den 20ern für Polen, er war Pater bei den Pallottinern in Warschau und wurde von den Deutschen ermordet. Sein Bruder Johannes war Domherr in Frauenburg, sein Bruder Lucius war Oberlehrer in Danzig und über Jahrzehnte dort Organist in der St. Brigittenkirche. Ich erzähle dies alles, damit meine Verbundenheit mit Danzig (Gdańsk) und der Region verständlich wird. Meine Großeltern hatten fünf Kinder, darunter Maria Anna Majewski, die am 09. April 1911 in Danzig geboren wurde, meine Mutter.

Meine Großeltern lebten mit ihren Kindern in Danzig-Langfuhr im Anton-Möller-Weg Nr. 5. Der Ort wurde zum Mittelpunkt großer und nachhaltiger Festlichkeiten, zumal die zahlreichen Verwandten in überschaubarer Entfernung wohnten. Geistlicher Mittelpunkt war die Herz-Jesu-Kirche in Langfuhr, in der die Kinder getauft wurden, zur Kommunion und Firmung gingen oder auch heirateten, wie z. B. meine Eltern 1936.

Nach seinem Abitur zog mein Vater 1928 von Essen nach Danzig, um an der dortigen Technischen Hochschule Maschinenbau zu studieren. Er begegnete meiner Mutter erstmals auf dem Seesteg in Zoppot, sie sollten nach ihrer Hochzeit ein 66 Jahre andauerndes gemeinsames Leben führen dürfen.

Nachdem mein Vater 1934 sein Diplom in Danzig absolviert hatte, nahm er eine Stelle bei der Deutschen Lufthansa in Berlin an. Zu seinen Aufgaben gehörte die Optimierung von Flugzeugmotoren und die Erprobung schließlich neuer Flugzeugkonstruktionen, nachdem er auch die Flugzeugführerlizenzen erworben hatte. Flugbegeistert, wie er war, war er u.a. Ozeanflieger nach Südamerika und in andere ferne Regionen, seine Erlebnisse, wenn er erzählte, waren für mich wie eigene Entdeckungsreisen. Dass er aber maßgeblich an der Erprobung des Stuka, der Ju 87, beteiligt war, blieb ihm zeitlebens eine Bürde. Während des Zweiten Weltkrieges war sein Arbeitsplatz überwiegend in Lübeck-Travemünde bei der „Erprobungsstelle See“.

Im Sommer 1944 wurden meine Mutter, meine Schwester und ich von Berlin nach Netztal, zwischen Bromberg und Schneidemühl gelegen, evakuiert, wo wir nach Auskunft der Mutter recht unbeschwerte Tage im evangelischen Pfarrhaus bei der Familie Hermann, in das wir einquartiert waren, verlebten. Die Sorgen meiner Mutter kreisten um das Wohlergehen ihres Mannes und das ihrer Eltern, die später mit einer Tochter den Einmarsch der Sowjets in Danzig erlitten. Der letzte Besuch in Danzig fand Weihnachten 1944 statt. Im Anton-Möller-Weg Nr. 5 habe ich damals das Laufen gelernt.

Dramatisch war die Flucht am 7. Januar 1945 aus Netztal. Zunächst mit geringster Habe zu Fuß, dann mit wechselnden Güterzügen über Berlin nach Schwerin, dann wieder zu Fuß und vereinzelt mit LKWs gelangten wir jedoch glücklich und unversehrt nach Travemünde, wo wir den Vater trafen und das Kriegsende erlebten. Im Juni 1945 langten meine Großeltern, aus Danzig mit ihrer ältesten Tochter vertrieben, zu Fuß in Berlin an, wo sie in der zum Teil zerstörten ehemaligen Wohnung meiner Eltern unterkamen. Ihre älteste Tochter, meine Tante Lucia, die als Schülerin bei einem Straßenbahnunfall in Danzig beide Beine verloren hatte, starb kurze Zeit später nach den Strapazen der Vertreibung.

In Travemünde wohnten wir in einer Zweizimmerwohnung zur Untermiete, willkommen waren wir nicht und es gab ewige Streitereien unter den Erwachsenen. Die Lage der Wohnung war für uns Kinder jedoch ideal, denn die Kaiserallee verlief parallel zur Strandpromenade und einen schöneren Spielplatz als den Strand konnte es gar nicht geben.

Travemünde gehörte zur britischen Besatzungszone, ein Umstand, der mich noch heute verbittert sein lässt. Vor allem die britischen Offiziere machten von den Peitschen, die sie stets unter der linken Achsel trugen, reichlich Gebrauch, wenn man die Straßenseite nicht wechselte, wenn sie auftauchten; auch wir Kinder, wenn wir nicht aufpassten, bekamen häufig Hiebe ab. Erst als Kanadier die Briten in Travemünde ablösten, war diese Zeit vorbei, denn die Kanadier waren zu uns Kindern überaus freundlich und in ihren vielen Uniformtaschen steckte manche süße Überraschung.

Ansonsten war es eine Zeit allergrößter Not. Zu essen und zu heizen gab es fast nichts, alles musste irgendwie „organisiert“ werden. Felder und Bahnhöfe, in denen hin und wieder Güterzüge mit Kohlen standen, wurden scharf bewacht, auch unter dem Einsatz von Waffengewalt. Was wir als Kinder „organisieren“ konnten, wir waren vor dem Gebrauch von Schusswaffen geschützt, war wenig, aber immerhin, manchmal gelang auch ein richtiger Coup. So klein, wie ich war, schaffte ich es in jeden Hühnerstall, ich war u. a. der Eierdieb, auch der Eierkohlen! Hauptgericht in dieser Zeit war die Suppe aus Steckrüben. Die wenigen Fettaugen, die auf der Brühe schwammen, verteilte die Mutter an den Vater und uns Kinder, meist blieb für sie nichts übrig, ihre versteckten Tränen sah ich oft. Und da wir nichts besaßen, was man tauschen konnte, blieben Hunger und Kälte ständige Begleiter, vor allem im Hungerwinter 1946/47, als zahllose Menschen, nicht nur in Deutschland, verhungerten oder erfroren.

Kriegsversehrte, überwiegend Männer, teils entsetzlich verstümmelte Krüppel, gehörten für uns Kinder zum täglichen Erscheinungsbild. Ihre hauptsächliche Tätigkeit war das Aufsammeln von Zigarettenskippen, die

die Besatzer weggeworfen hatten. Wer von den armen Teufeln noch einen Stock halten konnte, hatte diesen mit einem Nagel ausgerüstet, um die Zigarettenreste aufspießen zu können. Als wir Kinder erkannten, welchen Wert Tabak hatte, sammelten, erbeuteten wir ebenfalls Tabakreste. Da wir den Kriegsversehrten an Schnelligkeit meist überlegen waren, gingen wilde Flüche auf uns nieder und mancher Stockhieb traf schmerzhaft, aber Tabak war ein wertvolles Tauschobjekt. Später, als Heranwachsender, und noch bis heute konnte und kann ich nicht an einem Bettler achtlos vorübergehen; ich denke, Flüche, die auf einem lasten, müssen abgetragen werden.

Hunger, Kälte, Kriegsversehrte, Trümmerlandschaften, Lübeck war am Palmsonntag 1942 durch einen Großangriff zerstört worden, bestimmten das individuelle Leben und Umfeld. Ein Ereignis aber lässt mich bis heute nicht los. Am 3. Mai 1945 wurden die *Kap Arkona* und weitere Schiffe, die vollgepfertcht waren mit KZ-Häftlingen aus Neuengamme, durch englische Bomber in der Lübecker Bucht vor Neustadt versenkt. Bis 1950 trieben Tote im Meer und an den Strand, noch in den 60er Jahren gab es Knochenfunde im Sand. Als Kind war ich zutiefst verstört, dieser Schrecken ist geblieben. Heute weiß ich, dass auch KZ-Häftlinge aus Stutthof auf Lastkähnen über die Ostsee nach Neustadt gelangten. Die Kähne, zuvor von den SS-Wachmannschaften verlassen, trieben an den Strand. Fast 300 Häftlinge, die nach Nahrung suchten, wurden in einer so genannten „Sammelaktion“ zusammengetrieben und erschossen.

Nach und nach besserten sich die Zeiten. Der Vater hatte Arbeit gefunden, zunächst in einer Ziegelei, später bei der Industrie- und Handelskammer in Lübeck. Zwei Schwestern meiner Mutter und ein Onkel von ihr gelangten auf abenteuerliche Weise ebenfalls nach Travemünde, die Familie war wieder größer geworden und rückte unter den bescheidenen Verhältnissen zusammen. Die Leben waren gerettet, die nun „alte“ Heimat verloren, Gedanken und Empfindungen kehrten jedoch immer wieder nach Danzig zurück, bestimmten die Gespräche untereinander.

Die Antwort auf die Mängel meiner Kindheit war, aufmerksam zu sein.

Begierig hörte ich zu, wenn die Erwachsenen miteinander sprachen, alle Geschichten lebten mit mir mit. Und so wurde Danzig auch für mich zum Sehnsuchtsort. Manchmal aber mussten meine ältere Schwester und ich den Raum verlassen, wenn die Erwachsenen miteinander sprachen. Verbotenerweise lauschten wir vielfach, denn nichts reizt so sehr als die vorenthaltene Wahrheit!

Aus meiner Liebe zu Geschichten, so denke ich, erwuchs mein Interesse an der Geschichte. Gefördert hat dieses Interesse vor allem mein Großvater mütterlicherseits. Geboren im Kaiserreich, hatte er bereits so

viel Geschichte selbst erlebt, seine legendäre Bibliothek, leider im Krieg vernichtet, war wohl der sichtbare Ausdruck seines Wissens, dazu war er ein wunderbarer und geduldiger Erzähler. So lernte ich früh, dies war ihm wohl ein besonderes Anliegen, die Geschichte des Ostens, der Deutschen und Polen und immer wieder insbesondere die Geschichte Danzigs. Als er starb, war ich bereits 27 Jahre alt, ich trage einen Schatz in mir. Bei meinen vielen Besuchen bei meinen Großeltern, die zuletzt in Köln wohnten, wurde am Abend lange, lange gebetet für die Lebenden und die Toten und die alte Heimat. Es war eine seltsam heimelige Atmosphäre, mein Großvater betete auf Deutsch, meine Großmutter auf Polnisch.

1953 war eine starke Zäsur in meinem Leben. Nicht, weil ich inzwischen eingeschult war und der „Ernst des Lebens“ begonnen hatte, sondern vielmehr, weil wir nach Essen zogen und ich Travemünde verlassen musste. Ein Jahr zuvor hatte mein Vater eine Stelle als Maschinenbauer bei der Firma Krupp angetreten, meine jüngere Schwester wurde noch in Lübeck geboren, und so zogen wir nach Essen hinterher, nachdem eine Wohnung gefunden worden war. Ein Abschied von Travemünde war es vielleicht nicht einmal, im Wesentlichen war es ein Abschied von meiner Heimat, der Ostsee. Kaum ein Jahr ist in meinem Leben vergangen, ohne dass ich zur Ostsee zurückgekehrt bin. Einer meiner Lieblingsorte ist der Seesteg in Zoppot.

Der nahe zu unserer Essener Wohnung gelegene Wald konnte mir Strand und Meer nicht ersetzen. Eher schon die Ausläufer des Bergischen Landes, wo meine Großeltern väterlicherseits lebten. Sie hatten einen sehr großen Garten, der der Selbstversorgung diente. Es gab dort Kartoffeln, Gemüse, allerlei Obst, ein Hühnerstall – und die Großmutter konnte herrlich kochen und backen. Wir Kinder waren gerne dort, zumal die Oma mit uns gerne Gesellschaftsspiele spielte, der Großvater eher notgedrungen. Er sprach nicht sehr viel, hörte aber gerne zu und verlangte von uns, in Gegensätzen zu denken, wenn wir eine Entscheidung treffen wollten. Zudem achtete er sehr auf die Etikette, ohne geputzte Schuhe z. B. durften wir ihn nicht begleiten. Etwas anderes war jedoch wichtiger: Wenn wir Kinder im Spiel Erfolg hatten und übermäßig unsere Freude artikulierten, so sagte mein Großvater, dass wir bitte Rücksicht auf die Verlierer nehmen sollten, diese nicht zu verletzen. Und wenn wir zu den Verlierern gehörten, achtete er sehr darauf, dass wir unseren Unmut nicht allzu deutlich zeigten. Merkwürdig, wie sich diese Ermahnungen eingebrannt haben. Der Großvater starb viel zu früh, ich war erst 14 Jahre alt.

Bei Familienfesten im Kreise der großen Verwandtschaft lebte die Vergangenheit immer wieder auf, ansonsten aber beherrschte die Gegenwart

das tägliche Leben der so genannten „Wirtschaftswunderzeit“. Wie gefährdet dieses Dasein war, zeigte sich in den Aufständen in Polen und Ungarn 1956, der Kuba-Krise, dem Einmarsch des Warschauer-Paktes 1968 in Prag, den Auswüchsen also des Kalten Krieges. Nie werde ich die flehentliche Stimme des Radiosprechers von Radio Budapest vergessen, bevor der Sender stumm wurde: „Helft uns doch, helft uns doch!“

1954 machte ich die Aufnahmeprüfung am Alfred-Krupp-Gymnasium in Essen. Es war ein reines Jungengymnasium mit mathematisch-naturwissenschaftlicher Ausrichtung. Unsere ersten Lehrer waren durchweg im Alter unserer Großeltern, aus dem Ruhestand reaktiviert; der älteste Lehrer war 84: Sein Biologieunterricht bestand darin, dass wir die Aquarien, sein Hobby, reinigen mussten. Der Gebrauch des Rohrstocks war bei allen Lehrern mehr oder weniger gängiges Erziehungsmittel. Ich rebellierte, verstärkt durch die Erinnerung an das Verhalten der Briten. Da ich redegewandt war, keine Angst vor „Respektspersonen“ hatte und Ungerechtigkeiten auch gegen Mitschüler hasste, war ich in all den Jahren meiner Gymnasialzeit Klassensprecher, in der Zeit der Oberstufe auch Schulsprecher.

Das Jahr 1959 brachte eine entscheidende Wende in mein Leben. Bis dahin war ich ein eher mäßiger Schüler, dies änderte sich radikal. Neue, jüngere Lehrer traten ihren Dienst an, darunter mein Klassenlehrer Friedrich Hammacher, der es bis zum Ende meiner Schulzeit bleiben sollte, ein Glücksfall für mich. Wie dieser Friedrich Hammacher auch, waren viele der neuen Lehrer gezeichnet durch Krieg und Gefangenschaft, waren bereits zwischen 35 und 40 Jahre alt. Ich erinnere mich noch genau an die erste Begegnung mit ihm. Er stand in der Tür zum Klassenzimmer, den Türrahmen ausfüllend, und ging mit schweren Schritten, wie es seine Art war, gebeugt, als trüge er eine schwere Last, auf das Katheder zu. Dann ging er auf jeden einzelnen zu, gab ihm die Hand, musterte ihn und fragte nach dem jeweiligen Namen. Welch ein ungewöhnlicher Einstieg, so etwas hatten wir noch nie erlebt! Nach der Nennung seines Namens und einer kurzen Pause sagte er: „Ich rede, ihr schweigt, ihr lernt und fragt, ich antworte.“ Dann folgte der entscheidende Satz: „Ich nehme euch ernst, meine Herren, ich bin für euch da.“ Wir glaubten es ihm, und für uns 27 Schüler brach eine wunderbar intensive, überaus lehrreiche und erfolgreiche Zeit an, die sechs Jahre umfasste.

Friedrich Hammacher unterrichtete uns in Latein, Geschichte und Geographie. Besonders im Fach Geschichte war er eine wandelnde Bibliothek, auch die NS-Zeit, der Antisemitismus und Holocaust wurden so eingehend erarbeitet, dass ich in meinem späteren Studium der Geschichte meinen Mitstudenten weit überlegen war. Sein Unterricht stellte sich bewusst gegen die

gesellschaftlich vorherrschende Haltung, die „Geschichte ruhen zu lassen“, wenn wir z. B. in kirchlichen Einrichtungen oder den jeweiligen Familien nachfragten, stifteten wir meist Unfrieden oder betretenes Schweigen.

Friedrich Hammacher hat uns aufgeklärt und geprägt wie kein anderer in der Zeit des Erwachsenwerdens. Ich blieb Hammacher über die Schulzeit hinaus freundschaftlich eng verbunden. Nach und nach wuchsen nun wechselseitig Wertschätzung und Vertrauen und ich erfuhr: Friedrich Hammacher war 1944 von der Front desertiert, gelangte in wochenlanger Flucht vom Don bis nach Essen, wurde verhaftet, zum Tode verurteilt, saß wochenlang in Einzel- und Dunkelhaft in der Todeszelle in Darmstadt. Da sein Prozess noch einmal aufgerollt werden sollte, kam er ins Straflager V, Neusustrum im Emsland, wo er den Krieg, auf 36 kg abgemagert, überlebte. Wohl nie hat er die erlittene Zeit bewältigen können, am 6. Mai 1983 nahm er sich das Leben, er hatte keine Kraft mehr. Ich vermisse ihn sehr.

1965 zog ich von Essen nach Freiburg, am Rande des Schwarzwaldes gelegen, um an der dortigen Universität Germanistik, Geschichte und Geographie zu studieren. Es war eine wunderbare und sorglose Zeit im Dreiländereck Deutschland, Schweiz, Frankreich, hinzu kam, dass ich auf Professoren traf, die in meinen Interessensgebieten Hervorragendes leisteten. 1970 machte ich das 1. Staatsexamen, nach der Referendarszeit, ebenfalls in Freiburg absolviert, das 2. Staatsexamen. Bereits als Student unterrichtete ich Geographie an einer privaten Klosterschule in der Nähe von Freiburg, geleitet vom Orden der Herz-Jesu-Priester, diese Schule war die Dependence einer Klosterschule im Emsland, und da dort im Emsland unbedingt ein Deutschlehrer gebraucht wurde, trat ich am 1. August 1972 meine erste Dienststelle am Gymnasium Leoninum in Handrup/Emsland an.

1970 heiratete ich. Meine Frau kannte ich bereits aus der Schulzeit, zeitweise studierten wir gemeinsam in Freiburg, sie Sozialpädagogik/Sozialarbeit. Zwischen 1971 – 77 wurden unsere drei Kinder geboren, in der Reihenfolge ein Junge und zwei Mädchen. Anfang der 80er Jahre war mein Bedürfnis, katholische Theologie zu studieren, so groß geworden, dass ich mich als Fernstudent an der Hochschule Hildesheim, die ein solches berufsbegleitendes Studienangebot gemacht hatte, einschrieb; drei Jahre später erhielt ich die Fakultas für katholische Theologie. Meine Leidenschaft jedoch war das Schultheater, in über 40 Dienstjahren habe ich über 70 Theaterproduktionen auf die Bühne gebracht.

Im Emsland heißt es, ein Mann müsse einen Sohn gezeugt, ein Haus gebaut, einen Baum gepflanzt und ein Buch geschrieben haben. 1985 hatte ich diese „Anforderungen“ erfüllt. Haus und Garten, Familie, die Kinder

waren inzwischen herangewachsen, Schuldienst, Theaterspiel, was sollte nun noch werden? Da bestimmte 1987 ein Erlass, dass ich das Kloster in Handrup verlassen und an ein öffentliches Gymnasium wechseln musste, zugewiesen wurde mir das Windthorst-Gymnasium in der emsländischen Kreisstadt Meppen. Eine unerwartete Wendung war also eingetreten, die in der Folge rasante Fahrt aufnehmen sollte.

Ende der 70er Jahre setzte spürbar der Zuzug Deutschstämmiger aus dem Osten ein. In Lingen, der größten Stadt des Emslandes, bildete sich ein Kreis junger Juristen, die bei der Eingliederung der neuen Mitbewohner helfen wollten. Diese brachten Photos von Familienmitgliedern mit, die zurückgeblieben waren. Eines Tages brachte mir eine junge Kollegin, Ehefrau eines der Juristen, ein Familienphoto mit dazugehöriger Anschrift mit und sagte: „Bitte, schick ein Hilfspaket dorthin“. Ich tat es. Die Antwort aus Königshütte in Oberschlesien, geschrieben in gebrochenem Deutsch, war derart ergreifend, dass meine Frau und ich weitere Pakete schickten. Als das Porto für die Pakete teurer wurde als der Inhalt, entschloss ich mich, selbst mit dem Auto nach Polen zu fahren. Mit Hilfe von Freunden und Nachbarn wurde mein Auto, das eine große Ladefläche hatte, bis unter Dach mit Waren vollgestopft. Fröhlich verabschiedet, aber mit bangem Herzen fuhr ich los. Was ich auf der Reise im Einzelnen erlebt habe, muss ich hier aussparen, es würde zu weit führen, aber deutsches Bier, amerikanische Zigaretten, Aspirin etc. halfen in schwierigen Situationen. Nach sechzehn Stunden Fahrt traf ich in Königshütte ein, überwältigend der Empfang und die sprichwörtliche polnische Gastfreundschaft! Da ich Ferien hatte, blieb mir Zeit für einige Ausflüge in polnischer Begleitung, sehr hilfreich, weil ich – leider bis heute – die polnische Sprache nicht beherrsche. Kattowitz, Krakau, Tschenstochau waren wunderbare Erlebnisse, Auschwitz – wie sollte es anders sein – drückte mich nieder. Nach sechs Tagen war mein erster „Hilfstransport“ abgeschlossen, weitere sollten folgen.

Meine Liebe zu Polen, durch die persönlichen Begegnungen mit polnischen Menschen deutlich verstärkt, hatte ihren Anfang gefunden.

Natürlich musste ich überall erzählen, aber ich konnte meine Begeisterung nicht auf die Eltern übertragen. Inzwischen waren sie alt geworden, wollten Danzig in ihrer Erinnerung behalten, so wie sie es gekannt hatten. So sehr meine Geschwister und ich auch drängelten, sie wollten nicht zu einer gemeinsamen Reise aufbrechen. Da trat ein neuer Zufall ein.

1904 wurde in Danzig die katholische deutsche Studentenverbindung Baltia Danzig gegründet, deren Mitglied mein Vater 1928 geworden war. Diese Verbindung wurde 1949 in Aachen wiederbegründet als Baltia Danzig zu Aachen. 1988 wurde mein Vater von jungen Studierenden der Ver-

bindung angefragt, ob er sie „zu den Wurzeln der Verbindung“ begleiten wolle. Zu unserer Überraschung sagte mein Vater zu. Und so fuhren meine Eltern, meine ältere Schwester und ich mit fünfzig weiteren Teilnehmern per Bus von Aachen und per Schiff im Oktober 1988 von Travemünde nach Danzig. Endlich!

Die 10-tägige Reise nach Danzig und in die Umgebung war hervorragend geplant und durchgeführt von einem Düsseldorfer Architekten, der noch in Danzig geboren worden ist und bereits mehrere Male dort war.

Auch für die Eltern war die Reise nach Danzig beglückend. Für den Vater besonders schön war der Empfang und die Führung durch die Danziger Technische Hochschule durch den Rektor, meine Mutter, euphorisch, erzählte ununterbrochen Geschichten aus der Vergangenheit und bestaunte den Wiederaufbau Danzigs. Einen kritischen Moment gab es, als wir zu viert ihre elterliche Wohnung an einem freien Nachmittag besuchten. Obwohl unangemeldet, wurde uns aufgemacht, und nachdem ich unser Anliegen vorgebracht hatte, ließ uns die Mieterin, eine ältere Dame, freundlich ein. Die Räume füllten sich mit Erinnerungen und schließlich bat uns die ältere Dame an den Esszimmertisch im Erkerzimmer, sie hatte Kaffee gekocht. Dazu gab es Kuchen, wie schaffen es die Polen bloß, immer Kuchen bereit zu halten?

Plötzlich begann meine Mutter zu zittern, sie flüsterte mir erregt zu, dass das ihr alter Esstisch gewesen sei und auch das Klavier, das in der Ecke stand. „Sieh nach“, bat sie, „unter die Tischplatte habe ich als Kind meinen Namen geritzt und am Klavier findest du meine Initialen“. Ich konnte es nicht glauben, waren doch die Sowjets 1945 in die Wohnung eingedrungen und hatten alles zerstört. Aber meine Mutter hatte recht, ich fand die von ihr genannten Kennzeichen in einem unbeobachteten Moment. Betroffen behielt ich das Wissen für mich, ich wollte jede weitere Aufregung unbedingt vermeiden.

An einem Tag der Reise wollten wir in die Kaschubei nach Karthaus. Wir durchfuhren Danzig-Jasień und ich bemerkte eine für mich so ungewöhnliche Baustelle, dass ich bat anzuhalten. Wir standen am Rande einer riesigen Baugrube, was Umfang und Tiefe anbetraf, am Rand der Baugrube stand eine kleine Holzkirche. Drei Männer mit Spitzhacke, Schaufel und Schubkarren arbeiteten am Grund des Bauloches. Mir erschien deren Tun so merkwürdig und ineffektiv, dass ich hinabstieg, um zu fragen. Einer der Männer war der Pfarrer der nebenstehenden Holzkirche, Bronisław Kabat. Mit Lachen begegnete er meiner Verständnislosigkeit, führte uns in die Holzkirche, breitete Bauzeichnungen aus, auf denen eine gewaltige Kirche zu sehen war, und sagte: „Wir bauen diese Kirche“. Die Pfarrei umfasste

6000 Gläubige, die neue Kirche musste aber für 11000 Gläubige ausreichen, denn Jasień war ein neu erschlossenes Baugebiet. „Wie lange, denken Sie, werden Sie für den Neubau benötigen?“ „Vielleicht 20 Jahre, vielleicht mehr“, war die Antwort. Eine spontane Spendensammlung erbrachte mehrere 100,- DM, von irgendwo kam Wodka her, es war ein fröhlicher, herzlicher, aber auch nachdenklicher Abschied.

Für alle Teilnehmer war es eine ereignis- und erlebnisreiche Reise, wenn ich an die schönen Tage mit den Eltern zurückdachte, kam mir aber auch stets Bronisław Kabat in den Sinn, der vor einer Herkulesaufgabe stand, an der sein Vorgänger zerbrochen war, und nicht aufgab.

Wieder in der Schule fragte mich eines Tages ein Kollege, der eine Familie in Köslin betreute und wusste, dass ich dasselbe in Oberschlesien tat, woher ich Medikamente bekomme. Es war eigentlich für Privatpersonen unmöglich, Medikamente zu beschaffen, mir war es hin und wieder gelungen, weil ein ehemaliger Schüler, inzwischen Apotheker geworden, mir in Notfällen half. Wenn das eine nicht Erfolg versprechend war, was könnte es sonst sein? Wir beschlossen versuchsweise, in unseren Klassen nicht mehr gebrauchte Brillen zu sammeln. Der Erfolg war unglaublich, die Klassen traten in einen regelrechten Wettstreit, sammelten nicht mehr nur in ihren Familien, sondern auch in der Nachbarschaft, Vereinen, kirchlichen Jugendgruppen; am Ende waren es mehr als 1.500 Brillen! Auf die Sache aufmerksam geworden, traten Eltern und Kollegen an uns heran und fragten, welches Ziel wir verfolgten. Dies war mir selbst noch nicht ganz klar. Und wenn du nicht mehr weiter weißt, dann bilde einen Arbeitskreis! Nach dieser Devise fand sich eine kleine Gruppe aus Lehrern, Eltern und Schülern, also der ganzen Schulgemeinschaft, zusammen. Bronisław Kabat und Danzig hatte ich im Hinterkopf, und so beschlossen wir, einen groß angelegten Hilfstransport in Richtung Danzig vorzunehmen. Projektplanung war gefragt: Mobilisierung eigener Ressourcen, Sponsoring, Öffentlichkeitsarbeit etc. Meine Schule stellte Räume zur Verfügung, um Spenden zu lagern, bald reichten zwei Räume nicht mehr aus. Kleidungsstücke wurden gesammelt, gesichtet, aussortiert, gewaschen, ausgebessert und genäht, Konserven wurden eingelagert, Nahrungsmittel, vor allem Babynahrung, medizinisches Gerät wie Rollstühle, Gehhilfen, auch Verbandsmaterial, Tausende Paar Schuhe, Spielzeug etc. Es nahm alles eine eigene Dynamik an, letztlich waren auch Meppener Kaufleute beteiligt, die uns gegen eine Spendenquittung Waren überließen. Die Presse verrichtete die Öffentlichkeitsarbeit, das Deutsche Rote Kreuz, Abteilung Meppen, stellte sich für den Transport kostenlos zur Verfügung. – Es war eine atemlose Zeit! In den Zeugnisdien – vier Tage – im Januar 1990 konnte der erste Hilfstransport nach

Danzig-Jasieñ gestartet werden. Auf Hinweis von Kabat sollte auch eine Nachbargemeinde mit versorgt werden, wir teilten also die Spenden gleich beim Beladen der LKWs anteilig auf. Zweiundzwanzig Personen begleiteten den Transport nach Danzig: DRK-Leute, Lehrer, Eltern und Schüler. Der Transport, der aus fünf LKWs mit Anhängern und vier Begleitfahrzeugen bestand, brauchte sechsundzwanzig Stunden bis zum Bestimmungsort, die Wetterverhältnisse im Januar waren sehr beschwerlich. Über die Erfahrungen an der Grenze zur DDR und Polen rede ich lieber nicht mehr, aber ohne meinen Hang zur direkten Konfrontation hätte unsere Wartezeit in eisiger Kälte wohl noch länger gedauert.

Das Glanzlicht unseres Transportes war eine vollständige Zahnarztpraxis einschließlich der Röntgenapparate, die uns eine Zahnarztwitwe überlassen hatte. Aus welchem Grunde auch immer, wir mussten sie bei Pfarrer Janowski in der Brigittenkirche in Danzig abliefern. Der Empfang in beiden Gemeinden in Danzig, die die übrigen Hilfsgüter erhielten, war so überwältigend, dass wir – auch im übertragenen Sinne – beinahe den Boden unter den Füßen verloren. Ein ganzer Tag in Danzig und Zoppot, dann musste die Rückreise angetreten werden, überglücklich und noch mehr erschöpft kamen wir wieder in Meppen an. Die gemachten Erfahrungen beflügelten alle Teilnehmer, die Arbeit fortzusetzen. Sechs weitere Hilfstransporte wurden in gleicher Form geleistet, die Spenden wurden noch umfangreicher und mehr noch auf die Bedürfnisse beider Gemeinden abgestimmt. Die entstehende Kirche von Bronisław Kabat sollte der Hl. Dorothea von Montau geweiht werden, die von Piotr Toczek, dem benachbarten Pfarrer, der ebenfalls eine Kirche baute, sollte nach Maximilian Kolbe benannt werden. Unsere Hilfsleistungen dienten beiden Pfarreien unter anderem zur Abwicklung der handwerklichen Mitarbeit beim Kirchenbau. Mit Erfolg, aber alles ging doch zu langsam voran. Das, was schon erreicht war, drohte zu verrotten, ich konnte es Jahr für Jahr in Augenschein nehmen. Es waren vor allem die Bundesbrüder der Baltia Danzig zu Aachen, die einen Kredit über 100.000,- DM aufnahmen und damit die Vollendung der Kirche in Jasieñ sicherstellten. Bei der Einweihung der Kirche war ich zugegen. Als Kabat und der Erzbischof von Danzig mich an den Altar winkten, die Gründungsurkunde ebenfalls zu unterschreiben, war ich so gerührt, wie ich es gar nicht beschreiben kann. Die Urkunde, eingelötet in eine Kupferhülle, wurde in die Kirchenwand eingelassen und mit einer Gedenktafel verschlossen.

1997 feierte die Stadt Danzig das 1000-jährige Jubiläum seines Bestehens. Am 10.10.1997 erreichte das Windthorst Gymnasium in Meppen folgendes Schreiben des Vorsitzenden des Rates der Stadt Gdańsk, Paweł Adamowicz: „Aus Anlass des 1000-jährigen Jubiläums der Stadt Gdańsk

verleiht der Rat der Stadt Gdańsk Ihrem Gymnasium eine Millenium-Medaille der Stadt Gdańsk, um Sie für die Initiativen zum Wohl der Danziger Gemeinschaft, und besonders für Ihre karitative Tätigkeit, zu ehren“.

In einer feierlichen Messe in Anwesenheit des Danziger Erzbischofs in der Maximilian-Kolbe-Kirche wurde uns die Medaille von Paweł Adamowicz überreicht. Meinem Kollegen, mit dem zusammen alles begonnen hatte, unseren Ehefrauen und unserem damaligen Schulleiter war klar, dass mit der Verleihung der Medaille ein Ende und zugleich ein neuer Anfang eingeläutet war, denn Hilfstransporte in dem Umfang waren nach Meinung der Pfarrer nicht mehr nötig, andererseits wollte die Schule die gewachsene Bindung an Danzig nicht aufgeben.

So traf es sich gut, dass wir mit Anna Rink, Deutschlehrerin am XX Liceum in Danzig, die lange in Deutschland mit ihrer Familie gelebt hatte, in Kontakt kamen. Ihr Interesse an einem Schüleraustausch mit einem deutschen Gymnasium war sehr groß und im Gespräch einigten wir uns, einen ersten Versuch 1998 zu starten.

Der erste Schüleraustausch war sehr erfolgreich. Die Jugendlichen hatten untereinander keinerlei Berührungsängste, das Leben in den Familien schärfte die Wahrnehmung des anderen, gemeinsame historische und kulturelle Veranstaltungsorte vertieften das gegenseitige Verständnis, das von beiden Seiten bereits im Vorfeld angelegt war.

Der Schüleraustausch unserer Schule mit dem XX Liceum geht in das 15. Jahr. Mein Freund und Kollege Norbert Kreimer, mit dem ich all die Jahre den Schüleraustausch durchgeführt habe, geht nun auch bald in Pension, ich bin es bereits. Aber wir haben zwei junge Kollegen als Nachfolger eingearbeitet, einer ist gebürtiger Pole und beherrscht fließend die polnische Sprache, sie werden unsere Sache weiterführen.

Die beiden ersten Male des Schüleraustausches waren wunderschön, befriedigten mich aber nicht, wenn ich daran dachte, dass jedes Jahr mehr oder weniger ein gleiches Programm ablaufen sollte. Sicher, von Jahr zu Jahr waren es immer andere Schüler, die am Schüleraustausch teilnahmen, und für jede Gruppe war alles neu und voller Eindrücke. Aber ich wollte mehr, ich wollte ein beide Schulen verbindendes Projekt, etwas, was den Schüleraustausch vom Rande des Schullebens in dessen Mitte rückte.

Den Anstoß zu unserem ersten Projekt gab schließlich der Umstand, dass im Emsland jüdische Gedenkstätten geschändet worden waren und es auch in Danzig eine rechtsradikale Szene gab. So entschloss ich mich, ein gemeinsames Theaterprojekt beider Partnerschulen zu wagen als Aktion gegen rechtsextremistische Gewalt.

Mein inzwischen neuer Schulleiter, Herr Dr. Hamacher, der gerade erst seinen Dienst angetreten hatte, war dem Projekt gegenüber sehr skeptisch, vor allem auch darum, was die 1000 km Entfernung zwischen Meppen und Danzig anging. Schließlich aber stimmte er zu und unterstützte alle Phasen der Erarbeitung. Grundlage des angestrebten Theaterprojekts war das dokumentarische Theaterstück *Die Ermittlung* von Peter Weiss. Das Theaterstück beruht auf den Akten des Auschwitz-Prozesses, der zwischen 1963–1965 in Frankfurt/Main stattfand. In meinem Deutschkurs (Oberstufe) *Möglichkeiten dramatischer Gestaltung* erarbeiteten wir eine 90-minütige Textfassung der auf 4 Stunden angelegten Textvorlage von Peter Weiss. Im Herbst 2000 wurde die gekürzte Fassung nach Danzig gesandt und das Projekt vorgestellt. Ein gemeinsames Projekt wollte man gerne beginnen, aber ein solches Thema? Wollen und können polnische und auch deutsche Schüler den Text von Peter Weiss der Form und dem Inhalt nach angemessen erarbeiten und darbieten? Sollten wir Lehrer junge Menschen beider Länder mit der Höllenfahrt gemeinsamer Geschichte in dieser Form konfrontieren? Lange Gespräche und Diskussionen erbrachten kein klares Ergebnis, ich aber wollte das Projekt unbedingt verwirklichen. So schlug ich vor, die Schülergruppen auf beiden Seiten zu bilden um dann mit den Schülern selbst ins Gespräch zu kommen. Auf der Ebene der Schüler wurde eine schnelle Einigung erreicht, es konnte endlich losgehen, ohne dass alle Vorbehalte ausgeräumt waren.

Die polnischen Schüler konnten einigermaßen Deutsch sprechen, ich wies ihnen die Rollen der Zeugen, die Opfer waren, zu, während die deutschen Schüler die Rollen der Täter zu spielen hatten; die Proben in Danzig leitete Anna Rink, ich die in Meppen. In den Osterferien 2001 reiste ich nach Danzig, um der Ensembleleistung willen. Meine Hauptaufgabe war, vor allem den polnischen Schülern den Text in seiner sprachlichen und historischen Dimension zu verdeutlichen. Als ich Danzig nach einigen Tagen wieder verließ, war ich sicher, das Projekt zu einem erfolgreichen Ende zu bringen. Am 7. Mai 2001 trafen die polnischen Schüler und Lehrer in Meppen ein. Am 11. Mai sollte die Aufführung stattfinden!

Die Schüler fanden schnell zueinander durch das gemeinsame Tun, Presseberichte, die das Projekt begleitet hatten, gaben weiteren Auftrieb, ebenso die Schreiben von Bundeskanzler Schröder und weiteren öffentlichen Personen. Der Tag der Aufführung kam, die Konzentration und Spannung wuchs, aber auch die Erleichterung, es bald geschafft zu haben.

Die Aufführung vor vollem Haus war überwältigend. Dazu beigetragen hatten ganz wesentlich die polnischen Schüler, deren Art des Sprechens und Akzentuierens eine Authentizität bewirkten, die für die Zus-

chauer kaum zu ertragen war. Atemlose Stille im Theatersaal, am Schluss kein Applaus, aber auch niemand stand auf. Die Schüler, vom eigenen gesprochenen Wort erschöpft, sollten die Bühne nicht verlassen, bevor sich die Zuschauermenge auflöste, was mehrere Minuten lang nicht geschah. Darum, wir hatten die Situation vorhergesehen, traten ein Musiklehrer und ein Schüler auf, die das Kaddisch, das jüdische Totengebet, in der Weise von Maurice Ravel instrumentalisieren (Klavier, Klarinette). Die Spannung im Raum löste sich, dennoch war auffällig, mit welcher leiser Stimme die Zuschauer den Schülern Dank und Hochachtung zollten. Das Theaterstück wurde noch mehrfach aufgeführt, die Reaktionen der Zuschauer blieben gleich, auch im Danziger Stadttheater.

Presseberichte und Leserbriefe waren überschwänglich. Wir erstellten eine Dokumentation des gesamten Projektes, reichten sie im Niedersächsischen Kultusministerium ein und gewannen den Schülerfriedenspreis des Landes Niedersachsen, den alle beteiligten Schüler und Lehrer nebst ihren Schulleitern im Dezember 2001 in Hannover in Empfang nahmen.

Der Erfolg beflügelte den Schüleraustausch der folgenden Jahre, der Austausch war etwas Besonderes geworden. Kleinere Projekte folgten, ein erneut großes Projekt sollte den 10-jährigen Schüleraustausch krönen. 2006 beschlossen die deutschen und polnischen Lehrkräfte, ein Theaterstück zur deutsch-polnischen Geschichte selbst zu verfassen. Jede Seite sollte zunächst eigene Vorstellungen und Konzepte entwickeln. Fünf polnische Kollegen besuchten Norbert Kreimer und mich in unseren Sommerferien 2007 im Emsland, im Gepäck allerlei Vorstellungen. Acht Tage intensivster Zusammenarbeit folgten. Frau Kreimer und meine Frau sorgten für das leibliche Wohl, gefeiert wurde natürlich auch. In dieser Atmosphäre gelang uns ein großer Entwurf. Anders als zuvor befürchtet, einigten wir uns völlig unproblematisch auf acht Szenen zu Eckpunkten deutsch-polnischer Geschichte. Auch der Titel wurde gefunden: *Ich blickte in die Zukunft und sah ... acht Szenen aus der Geschichte zweier Nationen, eine Idee*. Die Szenen wurden im gleichen Verhältnis aufgeteilt, um die Probenarbeit zu erleichtern, die Darstellungsweise verabredet. Wir gingen auseinander, wissend, dass wir einen Berg Arbeit vor uns hatten. Zwischen Meppen und Danzig begann eine rege Reisetätigkeit, der Teilhabe der jeweiligen Entwicklung und Probenarbeit wegen. Die Kostenfrage war nicht geklärt. Die am Anfang recht realistisch geschätzten 30.000,- € wurden am Ende deutlich mehr. Das deutsch-polnische Jugendwerk (DPJW) half, Sponsoren mussten gefunden werden, ein erheblicher Teil wurde durch Eigenmittel abgedeckt.

Nach und nach mussten nun auf beiden Seiten je 25 Schüler gefunden werden, die bereit waren, einen großen Teil ihrer Freizeit zu opfern, und

die das Talent für das Theaterspiel hatten, es gelang. Die Sozialisation der jeweiligen Gruppen untereinander und schließlich im Miteinander beider Gruppen war die Grundlage des Erfolges, wichtig in diesem Zusammenhang war die eingerichtete Internetplattform, über die alle Beteiligten zwischenzeitlich miteinander Kontakt hielten, um sich auszutauschen. Beide Seiten hatten einen regelrechten Arbeitsstab, der sich um organisatorische und logistische Probleme kümmerte. Im April 2008, beim Schüleraustausch in Meppen, begann die heiße Phase des Projektes, Proben und nochmals Proben. Die Aufführungstermine im Oktober in Meppen und Danzig wurden festgelegt, Einladungslisten vorbereitet, das Programmheft konzipiert etc.

Als Schirmherren konnten der damalige niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff sowie der Marschall der Woiwodschaft Pommern, Jan Kozłowski gewonnen werden.

Die Premieren in Meppen (10. und 11.10.2008) und in Danzig (20.10.2008) wurden ein sehr, sehr großer Erfolg. Das große Zuschauerinteresse bereits im Vorfeld in Meppen führte zu zwei Aufführungen an aufeinander folgenden Tagen. Unter den Zuschauern waren auch die Repräsentanten des Rates der Stadt Ostrołęka, Meppens polnische Partnerstadt, die extra angereist waren. Die Premiere unseres Theaterstückes in Danzig fand im großen Saal des Stadttheaters statt, der Zuschauerraum war bis auf den letzten Platz besetzt, darunter der deutsche Generalkonsul in Danzig Joachim Bleicker.

Nicht enden wollender Applaus bei allen drei Aufführungen, jubelnde und ausgelassene Schüler, zahlreiche Interviews mit öffentlichen Medien waren der Dank für zwei Jahre Arbeit.

Kameraprofis hatten die Uraufführung in Meppen aufgenommen, die DVD und eine umfangreiche Dokumentation in deutscher und polnischer Sprache, die noch einmal ein halbes Jahr Arbeit kostete, wurde wieder für den Schülerfriedenspreis eingereicht. Auch den Schülerfriedenspreis 2009 haben beide Partnerschulen gewonnen.

Unvorhergesehen war, was das gemeinsame Theaterprojekt noch bewirken sollte.

Im Februar 2009 wandte sich der Danziger Generalkonsul, der die Aufführung in Danzig 2008 gesehen hatte, an mich mit der Frage, ob wir in der Lage wären, das Stück im Zusammenhang einer vom deutschen Auswärtigen Amt geplanten Festveranstaltung *20 Jahre Freiheit: Deutschland sagt Danke!* im Juni 2009 in Danzig aufzuführen.

Nach Rücksprache mit den polnischen Kollegen sagte ich zu, aber wir mussten mit den Schülern, die nun 2009 am Schüleraustausch beteiligt waren, das Stück neu einstudieren, erneut begann eine intensive Reisetätigkeit.

Das Theaterstück wurde auf dem Platz vor dem Danziger Stadttheater im Juni 2009 aufgeführt, unvergesslich die Reaktion der Danziger Bevölkerung.

Im Oktober 2009 kam es zu einer weiteren Aufführung in Polen, und zwar in der Europäischen Begegnungsstätte Kreisau nahe Breslau. Dort tagten das DPJW sowie deutsche und polnische Historiker. Auch das Fachpublikum konnten wir überzeugen.

Ein Glanzpunkt des Projektes war die Einladung an Anna Rink, meine langjährige polnische Kollegin, und mich, auf der 3. NGO – Konferenz in Seoul im August 2009 über unsere gemeinsame Arbeit zu referieren. Ob wir hilfreich sein konnten, dass vor allem Südkorea und Japan ihre gemeinsame Geschichte aufarbeiten und in einen Prozess des wechselseitigen Verständnisses eintreten, bleibt abzuwarten, aber inzwischen gibt es auch dort Jugendbegegnungen, die von beiden Staaten gefördert werden.

Im Juni 2011, aus Anlass des 25-jährigen Bestehens des DPJW, wurden u. a. das Windthorst Gymnasium in Meppen und das XX Liceum in Danzig auf einem Festakt in Berlin durch den damaligen Bundespräsidenten Wulff und den polnischen Staatspräsidenten Komorowski als „Gute Nachbarn“ ausgezeichnet.

Inzwischen haben wir ein weiteres Projekt *Treffpunkt übermorgen*, ausgeschrieben vom DPJW, mit beiden Partnerschulen realisiert und mit einer Dokumentation abgeschlossen. Wir haben uns mit Energiefragen unter ökonomischen und ökologischen Aspekten befasst. Eingereicht wurde die Dokumentation auch für den Schülerfriedenspreis 2012.

Im nächsten Jahr besteht unser Schüleraustausch mit Danzig 15 Jahre, ein gutes und starkes Fundament, auf dem weiter auf- und ausgebaut werden wird. Über 700 deutsche und polnische Schüler haben bisher mitgewirkt, Deutschland und Polen einander näherzubringen, viele Freundschaften sind entstanden. Inzwischen bin ich über 50 mal nach Polen gereist, kilometermäßig habe ich dabei die Erde mehr als einmal umrundet!

Völkerverständigung und der Versöhnungsgedanke, beide Begriffe bergen kein Geheimnis, notwendig aber ist es, sich unverstellt zu erinnern und zu begegnen.

Freren, im Dezember 2012

Hans-Ulrich Sudek, wurde am 15.09.1943 in Seelow, ca. 30 km nördlich von Frankfurt/Oder, geboren. Seine Mutter, gebürtige Danzigerin, damals wohnhaft in Berlin, wurde zeitweise nach Seelow umgesiedelt, da werdende Mütter vor den Bombenangriffen auf

Berlin geschützt werden sollten. Die Eltern seiner Mutter wohnten damals noch in Danzig, dort hat er Weihnachten 1944 das Laufen gelernt. Nach Flucht und Vertreibung (er hatte nach 1945 einen Flüchtlingsausweis) landete seine Familie in Lübeck-Travemünde. Die Arbeit des Vaters führte sie schließlich nach Essen/Ruhr, wo er 1965 das Abitur machte. Seine Studienjahre erfolgten in Freiburg/Breisgau, wo er Germanistik, Geographie und Geschichte für das Lehramt an Gymnasien studierte. Nach der abgeschlossenen Referendarszeit in Freiburg/Breisgau ging er ins Emsland/Land Niedersachsen, wo er heute noch wohnt. Seine Liebe zum Theater begleitet ihn bis heute, ein besonderer Höhepunkt seiner jahrzehntelangen Theaterarbeit war die Erarbeitung eines Theaterstückes zur Deutsch-Polnischen Geschichte, das er mit deutschen und polnischen Schülern in Deutschland und in Danzig (Gdańsk) mehrfach aufgeführt hatte.

Hilfstransporte in zwei Danziger Kirchengemeinden seit 1992 haben die persönliche Bindung seines Meppener Gymnasiums nach Danzig durch viele Jahre gefestigt. Die Verleihung der Verdienstmedaille im Jahre 1997 der Stadt Danzig war anerkannte Ehre für „besonders karitative Tätigkeit“. Bis heute gilt sein Interesse, jungen Menschen beider Länder die gemeinsame Geschichte, auch der furchtbarsten Zeiten, nahezubringen.

WENDELIN SZALAI

„Erzählt euch eure Biographien“ – ein Erfahrungsbericht

Dieser Satz – ob als Ratschlag, als Mahnung, als Aufruf, als Forderung – spielt seit 1994/1995 in den ostdeutschen Bundesländern eine wichtige Rolle. Warum? Die äußere Einheit Deutschlands war überraschend schnell und relativ unkompliziert erreicht worden, ein Glücksfall der Geschichte. Gerade das aber wurde nach weniger als einem Jahrzehnt von vielen Ostdeutschen nicht mehr so empfunden. Sie fühlten sich gegenüber den westdeutschen Mitbürgern oft minderwertig und nicht selten in ihrer Würde verletzt. Aus den „deutschen Brüdern und Schwestern“ vor 1989 schienen Fremde geworden zu sein.

Alte Vorurteile lebten wieder auf, und neue kamen dazu. Ein solches neues Klischee wurden die „Besserwessis“ (Westdeutsche, die alles besser wussten und die Ostdeutschen belehrten) und die „Jammerossis“ (Ostdeutsche, die ihre gefühlte Zweitrangigkeit beklagten und über die als dominierend empfundenen Westdeutschen „jammerten“). Es zeigte sich, dass die innere Vereinigung Deutschlands hinter der äußeren zurückgeblieben war. Was tun? Die Menschen in West und Ost mussten mehr voneinander wissen. Sie sollten sich gründlicher kennen lernen. Sie sollten sich so besser verstehen lernen. Sie sollten sich dadurch leichter als Gleichrangige und Gleichwertige anerkennen können. Das miteinander Reden statt des übereinander, das gegenseitige Erzählen von Biographien, der wechselseitige Austausch von Lebensgeschichten wurde als ein erfolgreicher Weg zum Erreichen der inneren Einheit angesehen. Von Anfang an war klar, dass diese innere Einheit ein Langzeitprozess sein wird, der viel Zeit und Geduld braucht. Es musste dabei ja um das Aufbrechen alter Tiefenprägungen gehen. Zu diesen gehörten auch Feindbilder und Vorurteile. Beide sind gleichermaßen verführerisch wie

gefährlich. Sie versprechen einfache Antworten auf sehr komplizierte Fragen. Und sie ersparen das mühevollen Nachdenken. Feindbilder und Vorurteile sind deswegen zählebig und nur in einem Langzeitprozess aufzubrechen und abzubauen. Schnell wurde sichtbar, dass die Politik mit langfristigen Vorgängen Schwierigkeiten hat. Politiker neigen aus Gründen von Machtgewinnung und Machterhalt eher zu einem Denken von Wahlperiode zu Wahlperiode und dementsprechend zur Beschäftigung mit äußerlich sichtbaren Kurzzeitprozessen. Tiefer liegende Langzeitvorgänge sind ihre Stärke nicht. In dieser Situation nun zeigte sich eine Stärke der Bürgergesellschaft.

Private Stiftungen, evangelische und katholische Akademien, Bürgervereine und Initiativgruppen erwiesen sich als geeignete Orte für das Miteinanderreden, für das Erzählen von Biographien, für den Austausch von Lebensgeschichten. Viele Projekte entstanden, sowohl Einzelveranstaltungen als auch ganze Veranstaltungsreihen. Ihre Namen waren ähnlich programmatisch. Sie nannten sich zum Beispiel *Erzählwerkstatt*, *Biographiegespräch*, *Ost-West-Club*, *Lebensläufe hüben und drüben*, *Erzählte Zeitgeschichte*, *Ost-West-Forum*, *Dialog der Generationen*, *Aus Fremden wurden Freunde*, *Deutsch-polnisches Forum*, *Verstehen beginnt mit Zuhören*, *Brücken begehen*. Alle diese Projekte boten geschützte Räume für ein vorurteilsarmes Begegnen auf Augenhöhe. Man konnte in ihnen als Gleichrangige und Gleichwertige miteinander reden. Die Begegnungen waren geschützt vor parteipolitischen Zwängen, vor tagespolitischen Opportunitäten, auch vor sensationsgierigen Medien. Nicht wenige dieser erfolgreichen Projekte sind dann wegen der ermutigenden Wirkung von Biographiegesprächen an die Öffentlichkeit gegangen und haben Lebensgeschichten veröffentlicht.

Ich selbst hatte das Glück, seit 1995 an mehreren derartigen Biographieprojekten teilnehmen zu können. Manche davon laufen noch immer erfolgreich. Meine Erfahrungen mit einigen dieser Vorhaben möchte ich kurz darstellen.

Den ermutigenden Beginn verdanke ich Friedrich Schorlemmer. Dieser evangelische Pfarrer aus der Lutherstadt Wittenberg, ein Oppositioneller in DDR-Zeiten, war Direktor der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt geworden. Dort hatte er unter dem Namen „Kulturforum“ eine Ost-West-Gesprächsreihe installiert. Bei den mehrtägigen Wochenendveranstaltungen ging es um das inhaltsreiche, ehrliche Erzählen von Lebenserinnerungen, um das vorurteilsfreie, geduldige Zuhören, um das verstehenswillige Gespräch. Es begegneten sich ganz unterschiedliche Leute, systemnahe und oppositionelle ehemalige DDR-Bürger, Westdeutsche und Ausländer. Friedrich Schorlemmer hat als großartiger Menschenversther einfühlsam gefragt und moderiert. Immer dominierte Empathie, einfühlsames Fremdverstehen, nie

selbstgerechtes Verurteilen. Ich selbst, ein ehemaliger DDR-Hochschullehrer und sozialistischer „Überzeugungstäter“, habe meine Lebensgeschichte, die alles andere ist als eine oppositionelle Heldenbiographie, am Abend des 25. Januar 1995 erzählt, nachdem zuvor ein junger Ostdeutscher über seine Geschichte als politischer Häftling in der DDR gesprochen hatte. Die Konfrontation unserer so gegensätzlichen Biographien war tief bewegend. In mehreren Büchern hat Friedrich Schorlemmer Biographiegespräche veröffentlicht. Meine Geschichte findet sich im Band 3 der Tagungstexte der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt. (Friedrich Schorlemmer, Herausgeber: *Lebenswege. Gesprächsnotizen aus der Wittenberger Akademiereihe Kulturforum*. Magdeburg 1995) In diesem Buch sind autobiographische Texte von 17 Leuten vereint. Darunter von der ostdeutschen Schriftstellerin Christa Wolf, dem ehemaligen Politbüromitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands Werner Eberlein, dem ehemaligen deutschen Außenminister Hans-Dietrich Genscher, dem österreichischen Künstler Alfred Hrdlicka, dem ehemaligen sowjetischen Botschafter in der Bundesrepublik Deutschland Valentin Falin sowie von dem polnischen Journalisten und Bürgerrechtler Adam Michnik. Die Beteiligung ausländischer Erzähler und Gesprächspartner hat sich als sehr hilfreich erwiesen. Immer dann, wenn die deutschen Teilnehmer die ostdeutsch-westdeutschen Gegensätze betonten und überbetonten, machten sie ihnen auf freundliche Art ihre deutschen Gemeinsamkeiten bewusst.

Die Mitwirkung von Ausländern zeigte auch deutlich, dass Biographiegespräche nicht nur im deutschen Vereinigungsgeschehen sinnvoll und nützlich sind. Der Prozess der deutschen Einigung ist doch bei all seiner Einmaligkeit auch ein Teil übergreifender Prozesse. Ich denke da vor allem an die postsozialistischen Transformationen nach der Implosion des „sozialistischen Weltsystems“, an den Bau des „Hauses Europa“ und an die fortschreitende Globalisierung. Das neue geeinte Deutschland war jetzt von lauter Freunden umgeben. Und einige seiner Nachbarländer hatten mit den Ostdeutschen eine gemeinsame „sozialistische Vergangenheit“. Aus der früher von oben gewollten, verordneten und organisierten „Völkerfreundschaft“ konnte und sollte jetzt eine freiwillig gewollte und den Alltag der Bürger erreichende gute Nachbarschaft und Freundschaft werden. Neben der bisher dominierenden Betrachtungsweise einer Ereignis- und Strukturgeschichte musste jetzt eine Mentalitätsgeschichte hinzukommen. Das Verstehen der „großen Geschichte“ erforderte Kenntnis und Verstehen der vielen „kleinen Geschichten“. Es galt zu begreifen, wie vielfältig und gegensätzlich Biographien als kleine Geschichten mit der großen Geschichte verflochten waren. Die Nachbarvölker sollten mehr voneinander wissen, von ihrer geschichtlichen und kulturellen Prägung, ihrer Mentalität, ihren Sitten und

Bräuchen, ihren Alltagsgewohnheiten. Sie sollten sich besser kennen lernen, sich als Gleichwertige anerkennen. Fortwirkende Vorurteile waren zu überwinden, manche Tiefenprägungen aufzubrechen. Vorbild konnten die deutsch-französischen Beziehungen sein. Aus den einstigen „Erbfeinden“ Deutschland und Frankreich waren über Jahre und Jahrzehnte hin mit aktiver Geduld wirkliche Nachbarn und Freunde geworden.

In meinem Wohnort Dresden gehörte ich dem mehrere Jahre wirkenden „Ost-West-Club“ an. Heidrun Müller, zu DDR-Zeiten eine Oppositionelle aus der Kulturszene, nach der Wende im Büro des ersten Sächsischen Ministerpräsidenten tätig, hatte 1995 diesen Bürgerverein gegründet. Sein Motto lautete „miteinander reden“. Ostdeutsche trafen sich mit solchen Westdeutschen, die nach der Wende nach Dresden gekommen waren, um in Sachsen mit Rat und Tat zu helfen beim Aufbau neuer Strukturen in Politik, Wirtschaft, Bankwesen, Rechtsprechung und Bildung. Unsere monatlichen thematischen Gesprächsabende in lockerer und offener Atmosphäre fanden in einem Dresdener Restaurant statt. Wir nannten sie darum „Stammtische“. Ich erinnere mich an Themen wie *Medienverständnis in Ost und West*, *Probleme der Menschen aus Ost und West aus psychologischer Sicht*, *Brückenbauer oder Sprengmeister?*, *Bräuche zur Weihnachtszeit und zum Jahreswechsel*.

Angeregt und ermutigt durch die guten Erfahrungen mit den Biographiegesprächen bei Friedrich Schorlemmer, habe ich in Dresden eine ähnliche „Erzählwerkstatt“ installiert.

1996 und 1997 haben sich monatlich an einem Abend „Ossis“ (eine meist liebevoll benutzte Bezeichnung für Ostdeutsche) und „Wossis“ (gemeint sind Westdeutsche, die nach der Wende als „Aufbauhelfer“ nach Ostdeutschland gekommen waren) getroffen und sich ihre Lebensgeschichten erzählt. An jedem Abend stand eine Biographie im Mittelpunkt des Vortrages und des anschließenden Gesprächs. Auch hier hat sich die Beteiligung von Ausländern als hilfreich und bereichernd erwiesen. Zwei russische Juden und eine Japanerin waren ein Gewinn für unsere Zusammenkünfte. Diese fanden im Dresdener Haus der in Hamburg ansässigen privaten renommierten „Körper-Stiftung“ statt. Im Verlaufe von knapp zwei Jahren sind wir zu einer wirklichen „Vertrauensgemeinschaft“ geworden. Manche der Teilnehmer halten heute noch freundschaftliche Kontakte untereinander. Durch eigenes Erleben vom großen Nutzen der Biographiegespräche überzeugt, wollten wir mit der Veröffentlichung unserer Lebensgeschichten andere Leute zu ähnlichen Projekten anregen.

Das Buch mit unseren Lebenswegen ist 1998 erschienen und hat später eine zweite Auflage erfahren (*Dreizehn deutsche Geschichten – erzähltes Leben aus Ost und West*. Herausgegeben von Winfried Ripp und Wendelin Szalai.

Hamburg: Edition Körber-Stiftung, Hamburg 1998, 420 Seiten). Richard von Weizsäcker, der frühere deutsche Bundespräsident, dem ich das Buch geschickt hatte, schrieb mir in einem Brief: „Mit diesem Austausch von Erzählungen kommen wir einander auf humanere Weise näher als durch alles, was politisch, wirtschaftlich und sozial gemacht werden kann. Es ist nach meinem Urteil eine beispielhafte Arbeit, in der man immer wieder mit Gewinn und am Ende auch mit dem Gefühl der Ermutigung lesen kann“.

Nicht selten hatten wir bei unseren Gesprächen das Gefühl, dass ein Abend von ungefähr drei Stunden Dauer eigentlich zu kurz ist für eine ganze lange Lebensgeschichte. So entstand die Idee, in einer zweiten „Erzählwerkstatt“ autobiographisch von einem kürzeren Zeitraum zu erzählen. Auf Anregung und unter Mitwirkung von Astrid von Friesen kam es 2001 und 2002 zu monatlichen Erzähl- und Gesprächsabenden zum alle Teilnehmer verbindenden Themenfeld „Vertreibung“. Vertriebene aus Schlesien und Ostpreußen, aus dem Sudetengebiet und aus Ungarn sowie Kinder solcher Leute erzählten ihre eigenen oder die von ihren Eltern an sie weiter gegebenen Erinnerungen an Krieg, Flucht und Vertreibung. Die „Wossis“ machten das lockerer, weil gewohnter als die „Ossis“, die meist erstmalig über dieses Tabuthema aus DDR-Zeiten redeten. In den häufig sehr emotionalen Gesprächen ging es um Anerkennung von erlittenem Leid ohne Rachsuchtgefühle und ohne irgendwelche revanchistischen Forderungen. Friedliche und freundschaftliche Beziehungen zu unseren heutigen Nachbarn wurden zum verbindenden Anliegen. Unsere Begegnungen fanden am gewohnten Ort statt; das Dresdener Haus der Körber-Stiftung war inzwischen zum Sitz der Bürgerstiftung Dresden geworden. Und auch in diesem Fall hat uns der Erfolg unserer Biographiegespräche zur Veröffentlichung der Erzählungen ermutigt. Bereits 2002 ist dazu ein Buch erschienen (Astrid von Friesen und Wendelin Szalai, Herausgeber: *Heimat verlieren – Heimat finden. Geschichten von Krieg, Flucht und Vertreibung. Aus einer Erzählwerkstatt in der Bürgerstiftung Dresden.* ddp goldenbogen, Dresden 2002, 349 Seiten).

Beide Dresdener Erzählwerkstätten hatten gezeigt, dass ein ehrliches Erzählen und ein verstehenswilliges Gespräch über gelebtes Leben in einem rund fünfzig Jahre zurückliegenden Zeitraum gut funktioniert. Nun wollten wir wissen, ob ein solches offenes, einfühlsames, tolerantes Erinnern auch für weniger lang zurückliegende Ereignisse und Prozesse möglich ist. In einer dritten Erzählwerkstatt sollte es um die Jahre 1990 bis 1993 gehen. Als Titel dafür hatten wir *Geschichten aus dem wilden Osten* gewählt. 2003 und 2004 traf sich am gleichen Ort und nach dem gleichen Verlaufsmuster eine Gesprächsrunde aus „Ossis“ und „Wossis“. In meiner Einführung am Beginn unserer Gesprächsreihe hatte ich unter anderem gesagt: „Unser

Hauptziel soll das Erinnern an die ereignisdichten, spannenden, hoffnungsreichen ersten Jahre des Ereigniskomplexes sein, den wir heute zumeist 'Wende' nennen ... Wir wollen unsere Erlebnisse und unsere Erfahrungen vor dem Vergessen bewahren. Folgende Fragen könnten unser Erinnern leiten: 'Was ist mir aus den Jahren 1990 bis 1993 in besonders lebendiger Erinnerung geblieben – und warum ist das so? Was habe ich in dieser Zeit an neuen, schönen, interessanten, spannenden, kuriosen, schweren, belastenden Dingen erlebt? Wie habe ich mich damals dabei gefühlt? Wie habe ich diese Ereignisse und Zustände damals beurteilt? Wie fühle ich mich heute, wenn ich mich an die damaligen Ereignisse und Zustände erinnere? Wie beurteile ich sie heute?' Wir wollen unsere Erinnerungen erzählen, wir wollen mündlich Geschichten aus den Jahren 1990 bis 1993 austauschen. Wir wollen davon reden, wie diese unsere 'kleinen Geschichten' mit der 'großen Geschichte' verknüpft gewesen sind. Natürlich möchten wir an diesem Reden selbst Freude haben. Und wir wollen uns im inhaltsreichen Erzählen, im aufmerksamen Zuhören und im einfühlsamen Gespräch üben, auf Gebieten also, die in unserer schnellen und lauten Mediengesellschaft mit ihrer oft oberflächlichen Talkshowmentalität meist zu kurz kommen ... Zu unserer Erzählwerkstatt gehören eingeborene Ostdeutsche, die in der DDR aufgewachsen sind und hier sozialisiert wurden, unter ihnen Leute, die das sozialistische politische System mit getragen hatten, aber auch Leute, die ihm gegenüber kritisch und ablehnend gewesen sind. Wir werden wahrscheinlich Geschichten von belastender Abwicklung, Entlassung und Arbeitslosigkeit ebenso hören, wie solche von befreiendem und ermutigendem Neuanfang und Aufbau. Und vielleicht sind Verlust und Gewinn sogar innerhalb einer Lebensgeschichte vereint. In unserer Runde sind Westdeutsche, die schon 1990 bis 1993 an dem grundlegenden Umbau der Verhältnisse in Ostdeutschland aktiv mitgewirkt haben. Teilweise machten sie dies noch von den alten Bundesländern aus, meist aber hatten sie bereits im Osten ihren neuen Lebensmittelpunkt gewählt. Sie können von ihren damaligen verantwortungsvollen Entscheidungen erzählen und vielleicht auch davon, wie sie diese heute rückblickend beurteilen. Einige unserer westdeutschen Mitglieder sind in Wirklichkeit eingeborene Dresdner, die als Jugendliche die DDR verlassen hatten und durch die Wende in die „alte Heimat“ zurückgekehrt sind ... Wir werden Geschichten hören von Männern und von Frauen, von Jüngeren und von Älteren. Unser ältester Teilnehmer wurde 1932 geboren, die Jüngste in unserer Runde kam 1979 auf die Welt. Auch von der beruflichen Prägung sowie von den 1990 bis 1993 ausgeübten Tätigkeiten her dürfen wir sehr unterschiedliche Geschichten erwarten. Wir haben in unserer Mitte eine damalige Schülerin ebenso wie

eine Lehrerin, einen Bankdirektor und einen Notar, einen Soldaten und einen Studenten, eine Bürgermeisterin und einen Bäckermeister, einen Arbeitslosen und eine freischaffende Malerin, einen Existenzgründer und einen Regierungspräsidenten, einen Journalisten und einen Geschäftsführer. Unsere dritte Erzählwerkstatt war noch emotionaler als die zweite. Wir waren ja noch unmittelbar in die Ereignisse, von denen erzählt wurde, verstrickt, manchmal ganz real, immer aber emotional. Uns wurde bewusst, dass Geschichte und Lebenswege, kollektives und individuelles Erinnern also, sowohl Rekonstruktion als auch Konstruktion von Vergangenheit sind. Die Rückschau ist immer eine standpunkt- und interessengeleitete, sie ist immer mit Deutung und Wertung verknüpft. Wir haben an uns selbst erlebt, wie Autobiographisches auch der Selbstvergewisserung dient und eine gewisse Selbstbeschönigung darstellt. Jeder von uns hat seine Sicht auf ein Stück gemeinsamer Vergangenheit erzählt, seine eigene Wahrheit also. Und es kam darauf an, neben seiner eigenen Wahrheit die Wahrheiten anderer Erzähler auszuhalten. Diese Übung in Multiperspektivität und Toleranz war schwer. Für zwei unserer Gesprächsteilnehmer war es zu schwer. Sie haben darum unsere Runde vorzeitig verlassen.

Eigentlich wollten wir auch mit unseren *Geschichten aus dem wilden Osten* ein Buch machen. Aber diesmal ist es nicht gelungen. In Zeiten knappen Geldes konnten wir keine Sponsoren für die Druckkosten finden. Aber vielleicht war auch fünfzehn Jahre nach dem Ende der DDR das Interesse an der „friedlichen Revolution“ zurückgegangen.

Seit 1999 arbeite ich ehrenamtlich im „ost-west-forum Gut Gödelitz“ mit. Dieser 1998 gegründete überparteiliche Bürgerverein beschreibt auf seiner Webseite im Internet seine Ziele so: „Wir wollen erreichen, dass die Menschen aus beiden nun vereinten Teilen Deutschlands besser informiert sind über die jeweils andere Gesellschaft, die sie sozialisiert und geprägt hat. Über ihre persönliche Geschichte, durch Berichte über die ganz anders gearteten Lebenswelten wollen wir Neugierde wecken, Kenntnisse vermitteln und Verständnis für das Andere, das Fremde – vielleicht auch für das Befremdliche, fordern und Toleranz einüben“. Im Internet kann man unter www.ost-west-forum.de mehr über die vielfältigen Projekte dieser Bürgergemeinschaft nachlesen. Eines dieser Projekte sind die „Biographiegespräche“, die jeweils von freitagabends bis sonntagmittags stattfinden. Der Verein formuliert das Anliegen dieses Projektes wie folgt: „Mit den Biographiewochenenden wollen wir vor allem die tiefgehenden Vorurteilsstrukturen aufbrechen, die die Beziehungen zwischen Ost- und Westdeutschen belasten und die innere Einheit Deutschlands unvollendet lassen. Diese Vorurteile siedeln und gedeihen auf dem Boden von Unkenntnissen

über das Leben im jeweils anderen Teil der damals politisch gespaltenen Nation. Eingeladen wird nach einem bestimmten Schlüssel: Fünf Ostdeutsche, fünf Westdeutsche, Männer und Frauen, verschiedene Berufe, Altersgruppen und unterschiedliche politische Sichtweisen. Jeder erzählt seine Lebensgeschichte, ohne unterbrochen zu werden. Niemand muss befürchten, gleich in eine Verteidigungsposition zu geraten, wenn er Begebenheiten aus seinem Leben erzählt, die er vor Jahren richtig fand, heute aber möglicherweise von ihm und anderen Menschen kritischer beurteilt werden. Alle Teilnehmer müssen sich offen halten. Der Gewinn ist, einmal einen fremden oder gar befremdlichen Lebenslauf zu begleiten, ohne sich schon nach den ersten Sätzen innerlich abzuwenden oder Gegenpositionen aufzubauen. Was hier erwartet wird, scheint selbstverständlich: Es gibt nicht nur Deine Wahrheit – es gibt auch die Wahrheit des Anderen. Und die ist sehr stark von seinem biographischen Erlebten geprägt“.

Die vielen Gesprächswochenenden haben sich als sehr sinnvoll und nützlich erwiesen. Sie waren und sind ein Übungsfeld für Empathie und Toleranz.

Bald hat unser „ost-west-forum“ die lediglich deutsch-deutsche Dimension zu einer europäischen ausgeweitet. Und häufig kamen auch globale Sichtweisen zum Tragen. Das geschah zunächst auf unseren monatlichen öffentlichen Sonnabendveranstaltungen mit Expertenvortrag und Diskussion zu politisch aktuellen und gesellschaftlich übergreifenden Themen, an denen jeweils zwischen 100 und 250 Leute teilnehmen.

Es betraf aber sehr schnell auch die bewährten Biographiewochenenden. Zu den deutsch-deutschen Biographiegesprächen kamen deutsch-türkische und deutsch-russische hinzu. Ich selbst habe an einem deutsch-deutschen und einem deutsch-russischen Biographiewochenende teilgenommen und beide als sehr anregend und bereichernd empfunden.

Im Jahr 2005 hat unser Bürgerverein in Gödelitz ein neues Projekt gestartet, das „Deutsch-Polnische Forum“. Unser Vorstandsvorsitzender, Axel Schmidt-Gödelitz, hat Ursache und Zielstellung dieses Vorhabens so gekennzeichnet: „Die Gefühle der Deutschen für ihr Nachbarland Polen liegen auf Eis. Von den neun Nachbarstaaten Deutschlands erhalten – laut einer Umfrage der Zeitschrift GEO Special vom September 2004 – acht Staaten eine insgesamt positive Bewertung. Einzig und allein Polen wird von den Deutschen mit einer negativen Beurteilung versehen. Alarmierend dabei ist, dass junge Deutsche ihr östliches Nachbarland weit negativer bewerten als ältere. Polen und Deutschland verbindet eine schicksalhafte, über weite Zeiträume tragische Nachbarschaft. Dasselbe gilt aber auch für Frankreich. Nur: hier ist es in einer historisch atemberaubend kurzen Zeit gelungen, Aussöhnung und Freundschaft zwischen den beiden Völkern

fest zu verankern. Warum ist dies zwischen Deutschland und Polen bisher nicht gelungen? Fehlt es am politischen Willen? Fehlt es an Geld und der nötigen institutionellen Infrastruktur? Und sollte dies so sein – können wir das einfach so hinnehmen? Anfang September 2005 wurde unter dem Dach des ost-west-forums auf Gut Gödelitz das Deutsch-Polnische Forum gegründet. Wir werden im Rahmen unserer Möglichkeiten alles tun, um das Verhältnis zwischen den beiden Völkern zu verbessern, um Ignoranz und Vorurteile abzubauen“. Bereits in unserer nächsten öffentlichen Veranstaltung, am Sonnabend, dem 22. Oktober 2005, ging es in Gödelitz um das alltägliche Verhältnis zwischen Deutschen und Polen. Krzysztof Wojciechowski las aus seinem Buch *Meine lieben Deutschen*. (Übersetzung aus dem Polnischen. Westkreuz-Verlag Berlin/Bonn 2002, 264 Seiten. Titel der Originalausgabe: *Moi kochani Niemcy*. Mefisto Editions, Gdańsk 2000). Es gab danach eine sehr lebhaft, offene und auch humorvolle Diskussion. Wir Teilnehmer haben nicht nur viel Interessantes über unsere polnischen Nachbarn erfahren. Die liebenswert-kritische und humorvolle Sicht des polnischen Buchautors auf seine deutschen Nachbarn hat bei uns zu einem besserem Selbstverständnis mit all unseren unbewussten Vorurteilen beigetragen. Ich hatte den polnischen Gesellschaftswissenschaftler und ausgezeichneten Deutschenkenner einige Jahre zuvor über sein Buch kennen gelernt. Über ihn ist auch mein Kontakt zum deutsch-polnischen Verein „My Life – erzählte Zeitgeschichte“ zustande gekommen. Krzysztof Wojciechowski ist der Vorstandsvorsitzende. Dieser Verein sammelt und archiviert Lebensgeschichten. Senioren erzählen ihr Leben. Jugendliche schreiben es auf. Am 4. 3. 2005 wurden auf einer Konferenz mit dem Titel *Aus Fremden wurden Freunde* derartige Lebensgeschichten vorgestellt. Ich habe an dieser beeindruckenden Veranstaltung am Collegium Polonicum in Ślubice teilgenommen und über meine Erfahrungen mit dem Austausch von Lebensgeschichten gesprochen.

Fazit: Nach meinen bisherigen insgesamt sehr guten Erfahrungen mit dem Austausch von Lebensgeschichten halte ich das Motto *Erzählt euch eure Biographien* für nach wie vor aktuell. Ich meine auch, dass eine eigene Reihe „deutsch-polnischer Biographiegespräche“ sinnvoll, tragfähig und Erfolg versprechend ist. Wahrscheinlich kann man dafür das „Gödelitzer Modell“ kreativ benutzen. Nur eine kleine Ergänzung würde ich vorschlagen. Ich habe mit dem Veröffentlichen von Lebensläufen nur positive Erfahrungen gemacht und meine darum, dass Ergebnisse der deutsch-polnischen Biographiegespräche publiziert werden sollten.

Wendelin Szalai, 1939 in Ungarn geboren; 1948 Vertreibung der ungarndeutschen Familie nach Deutschland (Sachsen); 1957 bis 1960 Studium der Geschichte und der Kunsterziehung in Dresden; 1962 bis 1964 (Fern)Studium der Geschichte in Potsdam.

1960 bis 1967 Fachlehrer für Kunsterziehung und Geschichte in Radebeul; 1967 bis 1992 Geschichtsmethodiker (Geschichtsdidaktiker) an der Pädagogischen Hochschule Dresden; 1973 Promotion zum Dr. paed.; 1979 Habilitation zum Dr. sc. paed.; 1980 Berufung zum Hochschuldozenten für Geschichtsmethodik; 1983 Berufung zum ordentlichen Professor (Ordinarius) für Geschichtsmethodik; 1992 im Frühjahr aus politischen Gründen abberufen, arbeitslos; 1992 bis 1994 ABM-Stelle (ABM = Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für Arbeitslose) bei der Körber-Stiftung in Dresden, Bearbeitung eines Forschungsprojektes zu den Arbeitsgemeinschaften Junge Historiker in der DDR; 1995 im Sommersemester Vertretungsprofessur für Geschichtsdidaktik an der Universität in Hamburg. 1996 Mitarbeit am Publikationsprojekt *Miteinander leben in Europa* bei der Körber-Stiftung in Hamburg; 1996 (November) bis September 2000 Mitarbeiter bei der Aktion Gemeinsinn e. V. in Bonn, Aufbau und Leitung der „Arbeitsstelle Bürgerschaftliche Initiative, freiwilliges Engagement, Ehrenamt“.

1996 bis 1998 Leitung einer Ost-West-Erzählwerkstatt bei der Körber-Stiftung in Dresden (Buch: *Dreizehn deutsche Geschichten. Erzähltes Leben aus Ost und West*. Edition Körber-Stiftung 1998); 2001 erneut arbeitslos, aber vielfältig ehrenamtlich tätig: Mitglied im Nationalen Beirat für das Internationale Jahr der Freiwilligen 2001; Vorstandsmitglied und Mitglied des Arbeitsausschusses bei der Aktion Gemeinsinn e. V. (Bonn); Vorstandsmitglied im Deutschsprachigen Kommunitarier-netz e. V. (Freiburg); Vorstandsmitglied im ost-west-forum Gut Gödelitz e. V.; Mitarbeit in der Bürgerstiftung Dresden: 2001/2002 gemeinsam mit Astrid von Friesen Moderation einer Ost-West-Erzählwerkstatt (Buch: *Heimat verlieren – Heimat finden. Geschichten von Krieg, Flucht und Vertreibung*. ddp goldenbogen Dresden 2002); 2003/2004 gemeinsam mit Barbara Amelung Moderation einer Ost-West-Erzählwerkstatt *Geschichten aus dem wilden Osten – Rückblicke ohne Zorn* (Erinnerungen an die Jahre 1989 bis 1993).

Zahlreiche Vorträge und Veröffentlichungen: bis 1989 vor allem zum Aneignungsprozess von Geschichte im Unterricht sowie zur Planung des Geschichtsunterrichts, nach der Wende zur historischen Bildung in der DDR, zur historischen Orientierung im deutschen Vereinigungsprozess und zum bürgerschaftlichen Engagement/Ehrenamt. Seit Mai 2003 Rentner; verheiratet, zwei erwachsene Töchter.

HORST WALTER

Goldberger Impressionen

U nser Freund Mirek wohnt in Stettin/Szczecin. Wir, die Familie Walter, wohnen in der Nähe der Hansestadt Wismar. Hier leben wir seit 1945.

Was Mirek und mich verbindet, ist unsere gemeinsame Geburtsstadt. Ich, Horst Walter, wurde 1936 in Goldberg (Niederschlesien) geboren. Mirek Górny ist 24 Jahre später, also 1960, in derselben Stadt mit dem Namen Złotoryja (Polen) geboren.

Uns beide verbindet noch sehr viel mehr. Davon erzählen wir bei unseren Begegnungen im Zwiegespräch, oder in Familienrunden. Wir lernen dabei, uns für die Wahrheit des anderen zu interessieren, „sie zu ertragen, sich möglicherweise ein Stück zu öffnen und zu verstehen“, wie es im Kapitel *Brückenbau zwischen Polen und Deutschen am Beispiel gemeinsamer Lebensgeschichten* von Axel Schmidt-Gödelitz heißt. Das Zitat entstammt dem Buch *Polen zwischen Deutschland und Russland* von Karol Czejarek und Tomasz Psczółkowski.

Nach der Wende lasen wir voller Begeisterung das Buch *Die Einheit beginnt zu zweit* von Michael Lukas Moeller und Hans-Joachim Maaz. In diesem Buch demonstrieren zwei renommierte Psychotherapeuten aus Deutschland-Ost und Deutschland-West, wie die in den Köpfen fortbestehende Mauer überwunden werden kann, wie die Herausforderungen der Vereinigung der beiden deutschen Staaten anzunehmen sind. Unsere Situation im Umgang mit Polen ist vergleichbar. Wir leben im vereinigten Europa, die Vorurteile zwischen unseren Nachbarländern sind tief verwurzelt – auf beiden Seiten! Beginnen wir mit kleinen Brücken, um Vorurteilsstrukturen aufzubrechen.

Mirek ist ein Freund unserer Familie. Wir kennen ihn seit seinem 13. Lebensjahr, heute ist er 53 Jahre alt. Wir lernten ihn in Polen kennen, in einer Kleinstadt in Niederschlesien. Unsere Biographien sind verknüpft

und verwoben. Unsere Freundschaft ist tragfähig, sie hat die politischen Wirren eines halben Jahrhunderts überstanden, von der Vertreibung nach Kriegsende, der angeordneten Freundschaft zwischen der DDR und der Volksrepublik Polen, bis zur Solidarnośćzeit, in der Kontakte mit Polen von der DDR-Regierung verboten waren. Und nun leben wir im vereinigten Europa. Nur die unterschiedliche Sprache könnte uns trennen, die Kommunikation erschweren. Aber unser Freund Mirek hat schon als Kind den Ehrgeiz entwickelt, die deutsche Sprache zu erlernen. Wie es dazu kam, was seine Großmutter damit zu tun hat und was die Familien mit Goldberg verbindet, möchten wir erzählen.

Dabei müssen wir in die Zeit zurückkehren, in der die Geschichte Schlesiens deutsch war. In dieser Zeit hatten meine Großeltern ein Schuhgeschäft in der Liegnitzer Straße in Goldberg. Sie lebten als angesehene Bürger friedlich auch neben polnischen Nachbarn. Erst der Nationalsozialismus und der Krieg brachten Hass, Vorurteile und Spannung in die Bevölkerungsgruppen.

Ich bin 1936 geboren in einem Haus, das meine Eltern in der Ritterstraße 1936 gebaut haben. Es war ein kleines Einfamilienhaus und damit der ganze Stolz der „Walters“! Meine kindlichen Wege führten mich durch die Stadt, die mir riesig vorkam, zum Schwimmbad, zur Katzbach, zu den Familien meiner Tanten in Goldberg. In der Klosterschule wurde ich 1942 eingeschult, der Anblick der Nonnen war mir vertraut, weil meine Mutter regelmäßig in die katholische Kirche ging. Geborgen und geschützt fühlte ich mich wohl in dieser kleinen Welt.

Den Krieg nahm ich nur durch die Ängste der Erwachsenen und durch den Abschied von meinem Vater im Januar 1945 wahr. Er wurde zum „Volkssturm“ eingezogen, geriet sofort in die schweren Kämpfe bei Steinau an der Oder, wurde dort am 4.2.45 gefangen genommen und verbrachte über 4 Jahre in sowjetischer Gefangenschaft. Der Abschied vom Vater war einschneidend. Er war es, der mit seinen geschickten Händen Haus und Garten in Stand gehalten hatte und mein Spielzeug „für die Ewigkeit gebaut hat“, wie er immer sagte. Nun war er nicht mehr erreichbar für mich, wenn ich ihn brauchte.

Den herannahenden Krieg – die Russen erreichten Liegnitz am 9.2.1945 – erlebte ich mit Kanonendonner von Ferne und mit dem Bau von Panzersperren in Goldberg. Wir entkamen dem Einmarsch der Russen in Goldberg (13.2.1945) durch die hastig angeordnete Evakuierung am 10.2.1945 in den Sudetengau, wo meine Mutter mit uns vier Kindern den „Zusammenbruch“, also das Kriegsende, überlebte. Hier wurde mein kleiner Bruder Hartmut geboren, er lebte nur kurze Zeit und wurde in Wartenberg am Roll beerdigt.

Die tschechoslowakische Regierung veranlasste ab Mitte Mai die Zwangsausiedlung der Deutschen und wir kamen am 4.6.1945 wieder zurück in un-

sere Heimatstadt Goldberg, die inzwischen von den Russen besetzt war. Verstört liefen wir durch unser verwüstetes Haus. Meine geordnete „Kinderstube“, im wahrsten Sinne des Wortes, war beschädigt. Mir hat sich besonders eingebrannt, dass die Russen aus den Ehebetten unserer Eltern im Keller einen Verschlag für Kaninchen errichtet hatten, dass alle Einmachgläser aufgebrochen waren und ich meine Mutter fassungslos erlebte. Die Hoffnung, wieder daheim bleiben zu können, war groß. Ich sehe meine Mutter in der Erinnerung vor mir beim Aufräumen des Hauses und bei der Gartenarbeit.

Aber vom 20. Juni 1945 an lief die große Ausweisungswelle in Niederschlesien, wir mussten Goldberg zu Fuß im Treck mit Ziehwagen, Kinderwagen, mit wenigen Habseligkeiten verlassen und flüchteten über Löwenberg-Lauban nach Zodel an der Lausitzer Neiße, begleitet von bewaffneten polnischen Soldaten, vor denen ich Angst hatte, weil sie uns ständig antrieben. Der damalige polnische Innenminister Edward Ochab wird zitiert, dass man die unter polnischer Aufsicht befindlichen Deutschen zu Fuß „in kleinen Herden über Oder und Neiße“ hinaustreiben möge. Aber das wusste ich erst viel später.

Der Grenzübergang an der Neiße bleibt mir in schlimmer Erinnerung. Die polnischen Soldaten nahmen meiner vierjährigen Schwester ihre geliebte Puppe ab, mein Onkel konnte verhindern, dass seine dreizehnjährige Tochter mitgenommen wurde, Bauern wurden die Pferde ausgespannt, unserem Nachbarbauern nahm man das gesamte Pferdegespann mit allem Hab und Gut ab, er zog lediglich mit einem Karren weiter, auf dem er seine Nähmaschine mitgenommen hatte. Ein Bauer versuchte, die Neiße neben der Brücke mit seinem Pferdewagen in einer Furt zu überqueren. Ich habe das Bild des aufspritzenden Wassers heute noch vor Augen.

Später gelangten wir dann über Cottbus – Berlin nach Mecklenburg, wo wir anfangs bei Verwandten unterkamen. Weiß bezogene Federbetten und Brot zum Sattessen, wir hatten nach 45 Tagen auf der Landstraße das Paradies gefunden. In dieser Gegend wollten wir bleiben. Unsere zweite Heimat wurde bei aller Armut zu einem geschützten Ort für uns. Unsere Mutter versorgte uns, in dem sie jede Arbeit im Dorf annahm, bis mein Vater am 1.4.1949 aus der Gefangenschaft zurückkam.

Ich wuchs heran in einer winzigen Flüchtlingswohnung am idyllisch gelegenen Schweriner See. Nach dem Abitur in Wismar studierte ich Tiermedizin in Berlin und war danach als Tierarzt im Kreis Wismar tätig. Mit der Heirat 1964 und Familiengründung (2 Töchter) hatte ich endgültig mein neues Zuhause gefunden.

Goldberg spielte in unserer Familie durch die Erzählungen meiner Eltern und unsere Erinnerungen immer eine wichtige Rolle.

Bei meiner Mutter meinte ich, bei diesen Gesprächen eine Abwehr zu spüren. Die Erinnerung war wohl zu schmerzhaft. Goldberg war ihre Heimat, viel darüber zu reden, gab es nicht, die Sorge, die Familie ohne Vater „durchzubringen“, stand im Vordergrund. Wenn später der Gedanke an einen Besuch der „alten Heimat“ bei uns Kindern auftauchte, hielt sie sich zurück. Sie wollte alles in ihrer Erinnerung bewahren, wie sie es in ihrer glücklichen Zeit der Familiengründung erlebt hatte, so sagte sie. Bei meinen Geschwistern und mir war viel Sehnsucht nach der Heimat in Schlesien geblieben. Wir hatten unsere Kinderstube mit all den geliebten Habseligkeiten verloren. Kindheitsbilder tauchten immer wieder auf, wie mein Bruder und ich mit unseren ersten Skiern den Hang vor unserem Haus eroberten. Im Sommer gehörte der Sprung unserer großen Schwester vom 5m-Brett im nahe gelegenen Schwimmbad zu den Ehrfurcht gebietenden Familiengeschichten. Das nahe gelegene Riesengebirge lockte.

Mit dem Heranwachsen unserer Töchter wuchs der Wunsch, ihnen diese Stätten meiner Kindheitserinnerungen zu zeigen. Meine Frau bestärkte mich in dem Vorhaben, mich auf den Weg zu machen, meine Kindheitsbilder waren sehr lebhaft. Bei meinen Geschwistern fand ich ein offenes Ohr, wir stellten aber fest, dass die Erinnerungen an Goldberg und an die Flucht besonders mich ruhelos zurückgelassen hatten. Ich versuchte immer wieder, Dinge und Situationen des Fluchtweges zu ordnen und zu klären, befragte die Verwandten und sammelte alles, was den Treck überstanden hatte, um es zu notieren, um es festzuhalten.

So planten meine Frau und ich unsere erste Reise nach Goldberg. Mit einem Auto „Moskwitsch“ wollten wir auch einen Teil des Fluchtweges befahren und das Grab meines Bruders besuchen, der im Sudetengau nach der Geburt gestorben war und dort beerdigt worden war.

Der visumsfreie Reiseverkehr nach Polen machte unsere erste Reise nach Goldberg im Jahr 1973 möglich. Der Anblick der Stadt von dem Autobahnzubringer aus mit der charakteristischen Silhouette der Kirche und des Schmiedeturms verschlug mir die Sprache. Wir besuchten zuallererst unser Elternhaus. Ich erkannte alles wieder. Sogar den kleinen Hügel unserer ersten Skiversuche fand ich vor, auch wenn er inzwischen etwas „geschrumpft“ war. Mit Herzklopfen und Scheu sprach ich mit wenigen polnischen Worten die neuen Bewohner „unseres“ Hauses an, immer in der Angst, falsch verstanden zu werden, in einen Zusammenhang gebracht zu werden mit Leuten, die wir aus dem in der DDR verpönten „Bund der Vertriebenen“ kannten. Unsere DDR-Erziehung hat uns mit Schuldgefühlen in diese neue Beziehung treten lassen. Die Erziehung in der Schule, in der wir schon sehr früh mit den Gräueltaten der Nazis konfrontiert worden sind,

hatte Zeichen gesetzt. So wurden wir durch die freundliche und offene Aufnahme der Polen fast beschämt. Wir durften fotografieren, das Haus betreten, wurden bewirtet und bekamen ein altes Familienfoto mit, das die neuen Besitzer auf dem Dachboden des Hauses gefunden hatten. Auf dem Foto war unsere Mutter bei ihrer Konfirmation in Goldberg.

Bei einem Spaziergang durch die Straße, in der unsere Tante gewohnt hatte, fiel uns ein Vorgarten auf, der besonders bunt und fröhlich wirkte. Neben Stauden und Ringelblumen, die weithin leuchteten, sahen wir „deutsche“ Gartenzwerge. Alles war gepflegt und einladend. Mit freundlicher Stimme wurden wir in deutscher Sprache begrüßt und willkommen geheißen. So lernten wir Frau Górna kennen, Mireks Großmutter, sie schaute über den Gartenzaun und gewann unser Vertrauen durch ihre warmherzige Ausstrahlung. Das Interesse an uns und unserer Geschichte war spürbar. Mit großer Offenheit wurden wir ins Haus gebeten und wir mussten alle Schätze des Gartens probieren.

So lernten wir die Großeltern und die gesamte Familie von unserem Freund Mirek kennen. Er war damals 13 Jahre alt und hing interessiert an den Lippen seiner Großmutter, die glücklich wirkte, sich mit uns Deutsch unterhalten zu können. Wir spürten in kürzester Zeit eine Vertrautheit, die dazu führte, dass wir uns nun eine Zeitlang fast jährlich im Sommer für 1–2 Wochen sehen sollten. Die Familien wuchsen zusammen. Auch meine Geschwister wollten nun mitkommen nach Polen, und so kam es zu einem großen Familientreffen. Wir waren alle willkommen. Die Unterbringung stellte für Górnys kein Problem dar. In verschiedenen Familien in der „Oberau“ wurden wir gastfreundlich aufgenommen. Wir lernten auch hier im ehemaligen Haus meiner Tante freundliche polnische Gastgeber kennen, die nach dem Krieg aus Ostpolen zwangsausgesiedelt worden waren, unsere Erfahrungen waren also ganz ähnlich gewesen. Der Geburtstag meiner Schwester, die seit 1960 im Westen Deutschlands wohnte, die wir jahrelang nicht sehen durften, war ein besonderer Höhepunkt. Es war so etwas wie eine deutsch-deutsche Familienzusammenführung auf polnischem Boden. Familie Górny hatte an diesem Festtag alles mögliche gemacht, um uns zu verwöhnen und zu bewirten. Erst später erfuhren wir, wie schwierig es war, den Braten auf den Tisch zu bekommen, für den man sich morgens sehr früh in Lubin (!) anstellen musste. Die köstlichsten Düfte zogen durchs Haus, dazu all die Gartenfrüchte, die Pilze und Heidelbeeren aus dem Wald, und nicht zuletzt die legendären eingelegten Gurken. Es wurde ein Fest, bei dem wir abends noch lange bei deutschen und polnischen Liedern beisammen saßen. Dort griff auch Mirek zum Akkordeon, das wir ihm aus der DDR mitgebracht hatten, weil uns aufgefallen war, wie musikalisch der Junge war.

Wir fühlten uns wohl im Kreise dieser Menschen, die fröhlich und dankbar waren, in ihrem katholischen Glauben gefestigt und innerlich frei in einem System, in dem die Geschäfte leer waren und die Straßen schlecht. Gegenseitig erfuhren wir etwas aus unserem Leben, hörten uns zu und bauten Vorurteile ab. Die ähnlichen Erfahrungen mit den repressiven Strukturen des real existierenden Sozialismus in beiden Ländern führten zu einem Verstehen mitunter ohne Sprachbarrieren. Das gemeinsame Lachen an der richtigen Stelle verband mehr als politische Analysen. Die allgegenwärtige Staatssicherheit wurde in dieser Runde zum „Zwerg“, vor dem man allenfalls die Gartenzwerge aus dem Vorgarten in der Nacht ins schützende Haus holen musste.

Die Anerkennung der Tatsachen in unserer Geschichte war die Basis und die Voraussetzung für unsere Freundschaft. Es tat uns gut, diese Dinge auszusprechen, denn in der DDR wurde offiziell nur sehr einseitig in Täter und Opfer eingeteilt, wir fühlten uns in beiden Zuordnungen nicht wohl. Fluchthemen waren tabuisiert. Wir stellten fest, dass die Wirklichkeit differenzierter zu sehen ist, wenn wir uns unsere Biographien erzählten, dass so die Toleranz wachsen kann.

Unserer Mutter berichteten wir von diesen Reisen und den Gesprächen. Dabei sahen wir den Zwiespalt und den Zweifel in ihren Augen. Wir redeten ja von „ihrer Heimat“, das schmerzte und löste sicher auch in stillen Stunden Verzweiflung aus. Und doch konnte sie sich mitfreuen an unseren Erfahrungen. Sie fühlte sich inzwischen wohl inmitten ihrer Kinder in Mecklenburg, die ja alle ihre eigenen Häuser gebaut hatten und verwurzelt waren. Die Sehnsucht nach ihrer Heimat hatte sie ihren Kindern weitergegeben, „ererbte Heimat“, wie ich von Claus Kleber (ZDF) in einem Bericht hörte, die Akzeptanz der bestehenden Grenzen und die Freundschaft hatten wir selbst entdeckt.

Die bei Górnys erfahrene Gastfreundschaft hat uns tief beeindruckt, ich will nicht verhehlen, dass wir als Deutsche auch mit Schuldgefühlen nach Polen kamen. Die jahrelangen Besuche und Kontakte ließen uns zu Freunden werden. Mirek war immer dabei. Von Jahr zu Jahr wurden seine Deutschkenntnisse besser. Er hat Führungen ins Riesengebirge vorbereitet, bei unseren Ausflügen als Dolmetscher gewirkt und so geholfen, dass wir die Polen besser verstanden, auch in ihrer politischen Haltung, die auf uns oft mutig und „frei“ wirkte. Die Angst der Deutschen vor „Unordnung“, deren Auswirkungen oft kleinmütig und angepasst wirkten, lernten wir in Polen wohltuend von Außen zu betrachten und zu relativieren. So ging es also auch! Dass diese Wahrnehmung richtig war, zeigte sich eine kurze Zeit später, als aufgrund der Solidarnośćbewegung die DDR-Regierung die Besuche in Polen unterband. Der Einfluss Polens auf die DDR-Bürger war zu

gefährlich. „In der polnischen Baracke des Sozialismus ging es einfach zu fröhlich zu ...“, so ein gängiger Witz dieser Zeit.

Die Begegnungen zwischen der Familie Górny und uns waren nun nicht mehr möglich. Mirek war es, der die Mauer durchbrach, in dem er als 18-jähriger eine Reise zu uns machte. Er stand überraschend vor der Tür, als ich meinen 42. Geburtstag feierte. Nach guter polnischer Sitte hatte er Nachbarn um einen Blumenstrauß gebeten und so stand er nun mit einem Arm voller Chrysanthemen vor uns. Als Student in Stettin war Mirek Mitglied des bekannten Chores der Technischen Universität und hatte einen Auftritt in Rostock. In brisanter politischer Atmosphäre trafen wir uns nach dem Konzert und tauschten unsere Erfahrungen mit neuesten politischen Ereignissen und Entwicklungen aus. Wir dachten ähnlich, das war deutlich und beglückend in dieser Zeit, die durch Misstrauen und Angst geprägt war.

Alles wurde anders durch den Mauerfall. Wir hielten uns gegenseitig auf dem Laufenden. Es passierte so viel Großartiges und Unfassbares in unserem Land. Schritthalten, Mittun, die neue Gesellschaft, nach der wir uns gesehnt hatten, bauen und gestalten, das war anstrengend und beglückend zugleich. Aus unserem Blickwinkel gehörte Polen immer dazu, wenn es um aktuelle Entwicklungen beim Aufbau Europas ging. Was sich in diesem Nachbarland tat, war uns wichtig, weil wir dort gute Freunde hatten und weil wir die Initiative zur Wende, die aus Polen kam, nie vergessen haben. Alle Schritte in das geeinte Europa würdigten wir per Telefon, später per E-Mail. Verbindungen waren technisch möglich, die wir uns kaum vorstellen konnten. Uns beschäftigt die Frage, ob das Verstehen untereinander dadurch wachsen kann ... Die persönlichen Begegnungen und Gespräche erscheinen uns immer noch und immer wieder als die eigentliche Basis der Freundschaft. Da hilft uns nun seit ein paar Jahren die Autobahn Lübeck – Stettin.

Als ein Fest der Befreiung erlebten wir Mireks Hochzeit 1987 in Nidzica, zu der er uns eingeladen hatte. Die lange Fahrt nach Masuren durch ein Polen, das im Aufbruch war, bleibt unvergessen. Genauso wie die Begegnung mit Mireks Familie aus Goldberg. Nur Mireks Großvater fehlte. Er war inzwischen gestorben aber doch dabei, als wir mit allen Hochzeitsgästen eine Polonaise durch die alte, malerische Burganlage tanzten. Volle Tafeln, Tanzen, Singen und übermütig feiern, und das 2 Tage lang, das lernten wir in dieser Art nur in Polen kennen, nirgends sonst.

Meine Töchter leben mit ihren Familien in Osnabrück und Potsdam. Sie haben Lust, ihren Kindern die Heimat des Opas zu zeigen, vielleicht geht es ja so weiter ... mit der Sehnsucht nach den Wurzeln einer Familie. Wir träumen davon, dass wir Goldberg selbst noch einmal zeigen können, vielleicht unter Mireks Führung.

In meinem Ruhestand habe ich mich mit der Geschichte Wismars befasst. Bei Stadtführungen durch die Hansestadt zeige und benenne ich gern die Verbindung zum Nachbarland Polen. Meine Vorstellung eröffne ich gern mit meinem Geburtsjahr und dem Geburtsort. Immer wieder melden sich dann einige „Schlesier“, die sich über die Klangfärbung durch den Dialekt der Eltern berührt fühlen. Zur Vorstellung gehört bei mir der Hinweis auf die Verbundenheit mit polnischen Freunden. Besonders gern tue ich das natürlich, wenn ich als Gästeführer polnische Gäste betreue, dann erinnere ich mich daran, wie Mirek uns damals durch Złotoryja geführt hat. Durch den persönlichen Bezug werden die Gespräche lebhafter und gewinnen an Intensität. Immer wieder erlebe ich, wie die Musik verbindet, wenn ich in der Wismarer Nikolaikirche den Rundgang durch die Stadt mit dem polnischen Lied *Pan kiedyś stanął nad brzegiem, aby...* und einem deutschen Choral auf der Orgel beende.

Dabei fällt mir wieder Mireks Großmutter ein, die so gern mit uns deutsche Volkslieder sang, von Mirek mit einem Akkordeon aus der DDR begleitet. Die Musik spielte immer eine Rolle bei unseren Begegnungen. Die Einladung in Mireks Haus in Stettin vor einem Jahr war so ein Höhepunkt in unserer Beziehung. Und so war es nicht verwunderlich, dass Mirek sein Akkordeon herausholte, das wir ihm bei einem unserer ersten Besuche in Goldberg geschenkt hatten. Er kann es immer noch und wieder klingen die alten Weisen. Mireks Großmutter war irgendwie dabei.

Horst Walter, wurde am 30. Juli 1936 in Goldberg in Schlesien geboren und lebte dort bis Februar 1945; nach Evakuierung der Stadt in den Sudetengau und seiner kurzen Rückkehr nach Kriegsende nach Goldberg musste er mit seiner Familie im Juli 1945 seine Heimatstadt endgültig verlassen und fand eine neue Heimat in Mecklenburg im weiteren Umfeld der Hansestadt Wismar. Hier legte er sein Abitur ab und studierte an der Humboldt-Universität zu Berlin Tiermedizin; nach dem Staatsexamen 1960 promovierte er 1962 in Berlin zum Dr. med. vet.

Im Jahre 1964 heiratete er Helga Hold, sie bekamen zwei Töchter. Horst Walter war zunächst als praktischer Tierarzt und nach dem politischen Umbruch 1989 als Projektant für einen Tierpark für alte und vom Aussterben bedrohte Tierarten tätig; danach war er für ca. 12 Jahre Bürgermeister der Gemeinde Bobitz im Kreis Nordwestmecklenburg.

Seit 2002 ist er Gästeführer im Auftrag der Hansestadt Wismar und seit ca. 40 Jahren ehrenamtlicher Organist in seiner Kirchgemeinde.

HELGA WALTER

Goldberger Variationen. Ergänzungen zum Text meines Mannes

Mein Name ist Helga Walter, ich bin im September 1945 in einem Dorf in Mecklenburg geboren worden. Seit 1964 bin ich mit Horst Walter verheiratet.

Mit der Bitte um Beiträge zu deutsch-polnischen Biographiegesprächen hat Karol in unserer Familie etwas in Bewegung gesetzt aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinein.

In den Goldberger Impressionen wird spürbar, welche tiefen Spuren die Flucht und Vertreibung aus Goldberg in Horst hinterlassen hat.

Die Freundschaft zur Familie Górny habe ich bei unseren Besuchen dort hautnah miterlebt. So möchte ich vor dem Hintergrund meiner Biographie Eindrücke zur deutsch-polnischen Beziehung schildern.

Ich bin im Frieden geboren, im September 1945, ich bin in einer Bäckerei aufgewachsen, habe also im Gegensatz zu Horst nie Hunger gelitten. Auf der Straße spielte ich mit Flüchtlingskindern. Dass im Krieg viel Schlimmes passiert sein musste, ahnte ich, wenn meine Mutter mit den Frauen des Dorfes über deren persönlichen Katastrophen sprach. Von den Männern hörte man wenig, sie wirkten sprachlos und verstört.

Nachfragen hatte in den 50er Jahren wenig Sinn, es war einfach nicht üblich, als Kind ahnte ich wohl, dass die Erwachsenen mit der Verdrängung des Geschehenen genug zu tun hatten.

In der Schule erfuhr ich schonungslos, zu welchen Brutalitäten Menschen im Krieg fähig sind. Der Besuch des Konzentrationslagers Buchen-

wald, zu dem alle 14-jährigen Schüler geführt wurden, löste bei mir ein Trauma aus, das ich nie vergessen kann. Diese Bilder legten sich als Schuld und Scham auf meine Schultern. Das Wort „deutsch“ klebte wie ein Makel auf mir. „Wir“ hatten den Krieg begonnen, wir trugen die Folgen zu recht.

Die Besuche in Złotoryja, viele Jahre später, waren für mich wie eine Befreiung von Schuldanteilen. Unsere polnischen Freunde waren weit davon entfernt, meiner Generation Vorwürfe zu machen. Einige waren selbst vertrieben aus dem Osten Polens. Das „Deutsche“ in mir bekam sogar einen Stellenwert, auf den ich stolz sein konnte, wenn die Großmutter Górna sich über „meine“ Sprache, die Lieder und die deutsche Dichtkunst erfreute. Der Lebensstandard in Polen war bescheiden, aber wir als Gäste wurden mit Großzügigkeit und Freundlichkeit bewirtet. Man lebte, genau wie wir, in einem repressiven System, aber den Menschen war die eigene kleine Freiheit mehr wert als die Anpassung an die Diktatur.

So überraschte es uns weniger, dass mit der Solidarnośćbewegung die Welt auf Polen schaute und den Mut der Menschen bewunderte, die eben nicht alles mit sich machen ließen, die die Unfreiheit mehr fürchteten als das gesellschaftliche Chaos. Am 5. Oktober 1983 ging als Meldung durch die Welt, dass Lech Wałęsa den Friedensnobelpreis erhalten soll.

Unsere Verbindung zur Familie Górny pflegten wir trotz des Reiseverbots vonseiten der DDR.

Mit dem Mauerfall veränderte sich viel in unseren Nachbarländern. Es gibt immer noch viele Vorurteile, gerade auch im Grenzbereich.

Wir besuchten Złotoryja kurz vor der 800-Jahr-Feier. Die Stadt hatte sich sehr verändert. Die Häuser unserer Verwandten waren durch Anbauten und Renovierung fast nicht wieder zu erkennen. Im Garten spielte vermutlich die Enkelgeneration. Sie waren hier Zuhause.

Auf der Rückfahrt fuhren wir über Zodel, einen Ort in der Lausitz, an der heutigen deutsch-polnischen Grenze. Horst hatte bittere Erinnerungen an eine Brücke über die Lausitzer Neiße während der Flucht. Es war ein sehr emotionaler Moment, als er die Landschaft, die Brückenpfeiler und die alte Kopfsteinstraße wieder erkannte. Über alles war inzwischen Gras gewachsen.

Mit unseren Beiträgen zu den deutsch-polnischen Biographiegesprächen sind Horst und ich noch einmal abgetaucht in unsere Wahrnehmungen aus der Kindheit.

Die Gegenwart erleben wir gemeinsam in einem geeinten Europa und wir sind dankbar für alle Begegnungen mit polnischen Freunden. Wir haben uns auf Gespräche eingelassen und sind im Gespräch geblieben.

Helga Walter, wurde am 22. September in Grevesmühlen in Mecklenburg geboren. Ihre Schulzeit verbrachte sie in Bobitz, das Abitur legte sie 1964 in Wismar ab. Sie ist mit Horst Walter verheiratet und hat 2 Töchter mit ihm; jahrelang arbeitete sie in der Tierarztpraxis ihres Mannes mit. Ab 1973 studierte sie (teilweise im Fernstudium) an der Humboldt-Universität zu Berlin Rehabilitationspädagogik und war 23 Jahre lang als Sonderpädagogin in der Schule für Lernbehinderte Kinder tätig. Von 1995 bis 2010 war sie als Mitarbeiterin in der Psychosozialen Beratung einer Mutter-Kind-Reha-Klinik tätig. Ihre Freizeit ist mit musischer Betätigung am Klavier, im Chor oder beim Malen und Gestalten ausgefüllt.

TOMASZ G. PSZCZÓŁKOWSKI

Nachwort

Über die Bedeutung der Biographiegespräche der Polen und der Deutschen

Das vorliegende Buch ist eine ungewöhnliche Publikation – vor allem deshalb, weil es bisher auf dem polnischen und deutschen Buchmarkt in einem zweisprachigen Band gesammelte biographische Texte von Polen und Deutschen, die bestimmte Erfahrungen mit ihrem jeweils anderen Nachbarvolk haben und diesbezügliche Überlegungen mit ihnen teilen möchten, nicht gegeben hat. Die Publikation enthält Biographien einfacher, obgleich ungewöhnlicher Menschen. Es sind keine Promis, Personen von den ersten Seiten der Zeitungen, sondern Menschen in angesehener beruflicher Position: Journalisten und Literaten, ein bildender Künstler, Lehrer, Wissenschaftler unterschiedlicher Fachrichtungen (Germanisten, ein Slawist, Historiker), Übersetzer und Hochschullehrer, Angestellte und Beamte, Unternehmer und Politiker. Unter den Verfassern der Texte finden sich auch Menschen, die erst am Anfang ihrer beruflichen Karriere stehen – junge Lehrer, Wissenschaftler, Doktoranden. Es schreiben sowohl jüngere Menschen als auch Rentner und Ruheständler.

Die überwiegende Mehrheit der im Buch gesammelten Biographien sind Auszüge aus den Lebensläufen von Menschen, die es verdient haben, in ihren Milieus als ungewöhnlich und groß bezeichnet zu werden. Die Biographien dieser ungewöhnlichen „einfachen“ Menschen verdienen es, einem breiteren Leserkreis deshalb näher gebracht zu werden, weil viele Leser darin mitunter auch Ähnlichkeiten zu ihren eigenen Biographien finden werden. Die Lektüre dieser einiger Dutzend biographischer Berichte ermöglicht es, die Schicksale nicht nur von Einzelpersonen kennenzulernen,

die über sich selbst schreiben, sondern auch von deren Familien, Nächsten und Bekannten, aber auch der Orte und Milieus, in denen sie aufgewachsen sind und in denen sie lebten. Dadurch wird das Buch zu einer Sammlung von individuellen Deutschland- und Polenbildern sowie der beiden Völker aus der Sicht von Personen, die die wechselseitige Nachbarschaft unmittelbar erfahren haben, also nicht aus der Perspektive der „großen Politik“ oder der zwischenstaatlichen Beziehungen. Sämtliche in dem Buch schreibende Personen haben bestimmte, durch persönliche Erfahrungen geprägte Ansichten bezüglich dieser Nachbarschaft, die sich von den offiziellen, von den Politikern und in den meinungsbildenden Medien geäußerten Auffassungen mitunter unterscheiden. Das ist aber ein Vorzug dieser Publikation, weil sie die Anschauungen der „einfachen“ Leute wiedergibt, obgleich sie häufig eine Resultante auch der Einwirkung von Familien, Politikern, Schulen, Medien usw. ist.

Natürlich fällt es schwer, von der Repräsentativität der Autorinnen und Autoren zu sprechen, die sich in dem Buch über die deutsch-polnische Nachbarschaft äußern, weil alle zur Mitwirkung an seiner Entstehung eingeladenen Personen, die sich entschlossen haben, ihre Überlegungen zu veröffentlichen, die Bereitschaft gezeigt haben, sie mit den Lesern in beiden Ländern zu teilen. Indem sie schrieben, haben sie bewusst eine Auswahl des Stoffes getroffen, den sie andernfalls, wenn er für einen anderen Leserkreis konzipiert wäre (z. B. nur für die einheimischen Leser) anders dargestellt werden könnte. Die Rücksicht auf den Leser ist eines der Bestandteile dessen, was jegliche Literatur gemein hat, auch die (auto)biographische, die Teil der Nonfiction ist, der die vorliegende Sammlung zuzurechnen ist.

Die Biographie und Autobiographie sind eine literarische Gattung, die aufs Engste mit dem Leben des Einzelnen verbunden ist. Historiker schreiben Biographien berühmter oder weniger prominenten, auf jeden Fall aber interessanter Menschen. Die Art und Weise, wie der Geschichtsschreiber seinen Helden darstellt, hängt von mehreren Faktoren ab – von den Ansichten des Schriftstellers über die Rolle des jeweiligen Individuums in der Geschichte, von dem politischen Bedarf nach einer bestimmten Einschätzung dieses Individuums, von dem Streben des Schreibenden nach Wahrheit, aber auch nach Camouflage oder Verfälschung bestimmter Ereignisse aus dem Leben des Helden. Andererseits schreiben die großen Menschen manchmal ihre Autobiographien, in denen sie sich meistens im besten Licht zeigen, um im Bewusstsein des Lesers sich als herausragende, für die Allgemeinheit, insbesondere für ihren eigenen Staat und für ihre Nation verdienstvolle Persönlichkeit einzuprägen. Die in dem Buch schreibenden Autorinnen und Autoren nehmen ihre Lebensläufe und ihre Einstellungen

unter die Lupe, und sie tun es in ihrer überwiegenden Mehrheit aufrichtig und offen, ohne Schönreden, oftmals kritisch sich selbst gegenüber als auch dem Staat und der Nation, denen sie angehören. Der Selbstkritizismus deutscher Autoren scheint größer zu sein als der der polnischen Autoren, was verständlich ist, fühlen sich doch die ersteren, namentlich der älteren Generation, für die durch die Deutschen an anderen Völkern begangenen Verbrechen verantwortlich, Polen dagegen verstehen sich zu Recht als Opfer, obgleich nicht alle ihre Geschichten Schreibenden sich wegen der Verfolgungen beschwerten, ja, es scheint, dass sie ihren oder auch den Henkern ihrer Vorfahren verziehen haben.

Ein wichtiges Charakteristikum des Buches ist, dass darin die für ihre Autoren wesentlichen Teile ihrer Lebensläufe zusammengetragen worden sind, die häufig sehr persönlich sind. Die Bruchstückhaftigkeit der Biographien besteht darin, dass deren Autoren sich auf ihre persönlichen Berichte konzentrieren, die mit den deutsch-polnischen Beziehungen zusammenhängen, m.a.W. äußern sie sich über Fragen, die sie unmittelbar betreffen, also nicht über die „große“ Politik der Regierenden, obwohl die zuletzt genannte ihre Schicksale geprägt hat und weiterhin beeinflusst.

Ein weiteres Element, das die Sammlung einmalig macht, ist, dass sie Berichte von Autoren zweier Nationen enthält, deren Gesckicke im 20. Jahrhundert tragisch verwoben worden sind, ein beispielloser Umstand in der Geschichte Europas, aber auch der Welt: Es sind Polen und Deutsche, obgleich nicht alle Autoren gleichermaßen die Tragik der polnisch-deutschen Nachbarschaft zu spüren bekommen haben.

Ein wichtiger Bestandteil des gesellschaftlichen Bewusstseins, der die Wahrnehmung der Nachbarschaft beeinflusst, ist das Alter der Schreibenden. Das Buch enthält Äußerungen von Menschen aus drei Generationen. Zur ersten gehören Polen und Deutsche, die vor dem Zweiten Weltkrieg oder in dessen Verlauf geboren wurden. Diese Menschen haben den Krieg überlebt, und er ist in ihrem Gedächtnis ein Trauma, das jede Nation auf ihre eigentümliche Weise erlebt: Polen als Opfer der deutschen Aggression (aber auch der sowjetischen im September 1939), Deutsche als Aggressoren, aber manche auch als Opfer der späteren Vertreibungen und Umsiedlungen. Die zweite Generation bilden jüngere, nach dem Krieg geborene, aber die tragische Geschichte aus unmittelbaren Erzählungen ihrer Nächsten kennende Menschen, von denen manche sich auch an die Kriegszerstörungen in den ersten Nachkriegsjahren erinnern können (in beiden Ländern waren diese Kriegsschäden noch bis in die 60er Jahre sichtbar). Zur dritten Generation der Schreibenden gehören Polen und Deutsche, die in den 70er und 80er Jahren geboren sind und erst nach der Wende von 1989 in Polen und

in der Zeit nach der Wiedervereinigung Deutschlands aufgewachsen sind; für sie sind Polen und Deutschland ganz gewöhnliche europäische Staaten. Alle drei Generationen nehmen die Vergangenheit und die Gegenwart der beiden Nationen unterschiedlich wahr. Die ältere Generation steht ihren Biographien kritischer gegenüber als die jüngeren Generationen. Dies vor allem deshalb, weil sie von unterschiedlichen Erfahrungen geprägt ist: den Kriegserlebnissen (Polen und Deutsche), der Besatzung (nur die Polen, aber auch die Deutschen, allerdings die in der Nachkriegszeit lebenden, die sich unter der Besatzung der vier Großmächte befunden haben), als Heimatvertriebene (Polen und Deutsche) oder auch von der Sklaverei des Zwangsarbeiters (nur die Polen, obgleich es im Nachkriegspolen auch Arbeitslager für Deutsche gegeben hat, die nicht rechtzeitig vor der heranziehenden Roten Armee geflohen sind, auch für Volksdeutsche und Schlesier sowie Personen, die verdächtigt waren, der neuen Gesellschaftsordnung gegenüber feindlich eingestellt gewesen zu sein). Die mittlere Generation, Bürger der VR Polen und der DDR, haben eine größere Distanz zur Vergangenheit, obwohl auch sie mit ihrem Status nicht ganz zufrieden sein können, denn sie haben zwar das Schicksal ihrer Väter und ihrer Mütter nicht unmittelbar erfahren, indem sie in einer relativ stabilen Gegenwart ohne Krieg, Hunger und Heimatlosigkeit gelebt haben, aber die politische Lage, die aus dem Bestehen des kommunistischen Systems in diesen Ländern resultierte, hat deren Freiheiten und Möglichkeiten der Gestaltung ihrer individuellen Entwicklung stark eingeschränkt. Schließlich gibt es die Generation der heute 25-35-Jährigen, die kaum rückwärtsgewandt sind und in die Zukunft schauen, da deren Eigenschaft das Denken daran ist, was sein wird; sie vertreten nicht selten eine ahistorische oder gar antihistorische Einstellung gegenüber der Vergangenheit, obwohl den jungen Menschen, die in diesem Buch schreiben, eine mitunter erstaunliche Nachdenklichkeit in ihren Äußerungen über die Vergangenheit und auch über die Zukunft eigen ist – das Bewusstsein, Europäer oder Europäerin zu sein ist bei ihnen allgegenwärtig.

Die Grenzverschiebungen im Jahre 1945 haben eine Migration von Millionen Menschen aus dem Osten gen Westen verursacht und in vergleichbarem Maße Polen und Deutsche getroffen. Während in Deutschland von den Geschicken der umgesiedelten oder – nach deutschem Sprachgebrauch – der vertriebenen Deutschen seit den ersten Nachkriegsjahren gesprochen wurde (weniger in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik), wurde diese Frage im Nachkriegspolen (Volkspolen) aus politischen Gründen, d. h. der deklarativen Freundschaft mit der Sowjetunion, verschwiegen oder marginal behandelt. Infolgedessen herrschte unter an-

derem Unwissen über die tragischen Geschehnisse der „Repatriierten“, wobei dieser euphemistische Begriff in Volkspolen auch auf polnische Umsiedler aus dem Osten verwendet wurde, die anschließend auf den ehemals zum Deutschen Reich gehörenden Gebieten angesiedelt wurden; in der VRP wurden diese Gebiete auch „wiedergewonnene Gebiete“ bezeichnet, worin sich die These eines Teils der polnischen Historiker von der Rückkehr der einst an die Deutschen verlorenen und von ihnen besetzten Gebiete ins Mutterland, d. h. von deren Einverleibung im Jahre 1945 durch Polen, verbarg. Die meisten Deutschen kennen bis heute nicht die Gräueltaten, die die Polen nach dem Einmarsch der Sowjetarmee im September 1939 in die Ostgebiete der Zweiten Polnischen Republik erlebt haben, oder auch bei deren Zwangsumsiedlung nach dem Krieg; sie wissen auch nicht, dass ihre Geschehnisse – als Umsiedler – teilweise vergleichbar sind mit denen der deutschen Vertriebenen, von dem Schicksal der Polen, die nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Polen, z.B. in Wielkopolska, ganz zu schweigen, die der späteren Lage der deutschen Umsiedler aus dem Osten ähneln.

Das Buch enthält autobiographische Aufzeichnungen von Teilnehmern der deutsch-polnischen Biographiegespräche, die seit 2011 vom ost-west-forum Gödelitz e.V. veranstaltet werden. Diese Institution wurde von dem deutschen Journalisten, Diplomaten und Politiker Axel Schmidt-Gödelitz gegründet. In seinem sehr persönlichen, ergreifenden Bericht erläutert er die Motive für die Gründung des Forums: Der Autor erinnert an die polnischen Zwangsarbeiter, die im Gut seiner Familie arbeiteten und im Augenblick des Einmarsches sowjetischer Soldaten sich vor seine Mutter stellten und damit verhinderten, dass sie erschossen wurde. Axel Schmidt-Gödelitz zählt sich zur Generation der Vertriebenen. Damit meint er allerdings die von den kommunistischen Behörden zum Verlassen ihrer Heimat gezwungenen Menschen in der sowjetischen Besatzungszone und der späteren DDR, wo infolge der Bodenreform der Großgrundbesitz beseitigt wurde. Die Heimkehr dieser Menschen in ihre ehemaligen Güter ist erst nach deren Rückkauf nach der Wiedervereinigung möglich geworden.

Die vom Ost-West-Forum realisierte Idee, mit den anderen Teilnehmern der Biographiegespräche seine Erlebnisse und Überlegungen zu teilen, die als Muster für das Polnisch-Deutsche Forum galt, sollte zunächst die Deutschen aus Ost und West, die von 1949 bis 1990 in zwei deutschen Staaten mit grundverschiedenen gesellschaftlich-ökonomischen und politischen Systemen lebten, einander näher bringen. Die Biographiegespräche wurden nach der Wiedervereinigung recht häufig und vielerorts in Deutschland veranstaltet. Sie sollten nicht nur dem gegenseitigen Kennenlernen

der Deutschen aus Ost und West, sondern auch – wie es scheint – als ein eigenartiger deutscher „runder Tisch“ dienen. Die Veranstalter sorgen nämlich dafür, dass niemand von den an den Gesprächen Beteiligten bevorzugt wird und dass alle gleich behandelt werden, sich gegenseitig achten, obwohl sie mitunter sehr unterschiedliche, widersprüchliche Erfahrungen haben (z. B. begegnen sich manchmal ehemalige Oppositionelle und Vertreter der ehemaligen Machthaber). Später organisierte das Gödelitzer Forum biographische Begegnungen Deutscher und der in Deutschland lebenden Türken, und danach auch mit eigens nach Gödelitz eingeladenen Polen. Letztens finden sich im Programm des Forums deutsch-russische Treffen. Über die Idee der Biographiegespräche schreiben im vorliegenden Buch Wendelin Szalai und Dominique Kirste.

Die Treffen der Deutschen aus Ost und West hatten gewissermaßen psychotherapeutische Bedeutung, insbesondere für Bürger der ehemaligen DDR, denen durch 40-jährige Indoktrination glauben gemacht wurde, sie würden in einem moralisch und historisch besseren Deutschland leben. Der Kontakt der Bürger der ehemaligen DDR mit den Ankömmlingen aus dem Wesen Deutschlands, die von vielen Ostdeutschen als Kolonisatoren gesehen wurden, welche den Osten zivilisierten (so wird auch der Ausdruck Besserwessi verständlich), war für viele Deutsche eine unangenehme Erfahrung. Erst dank den Biographiegesprächen kamen sie sich allmählich näher, obwohl sie sich allein auf die Teilnehmer der Gespräche sowie auf deren Verwandte und Bekannte beschränkten, die von den Treffen erfuhren. Aber allein die Bereitschaft, solche Gespräche zu führen und infolgedessen Verständigung zu erreichen, zeugt vom hohen Niveau der Diskussionskultur der Bewohner beider Teile des einst geteilten Deutschlands, von denen seine östlichen Nachbarn lernen können. In Polen sind solche Gespräche bisher nicht geführt worden, denn sie schienen dort überflüssig zu sein (der polnische Runde Tisch im Jahre 1989 war nur ein politisches, aber kein gesellschaftliches Unterfangen). Dennoch könnten wir ähnliche Gespräche in der jetzigen gesellschaftlich-politischen Lage in Polen, wo die politischen Teilungen immer häufiger auch auf das gesellschaftliche, ja sogar auf das familiäre Leben übergreifen, angesichts der immer mehr von Antagonismen gezeichneten Lage der Gesellschaft – infolge der sich vertiefenden ideellen und weltanschaulichen Unterschiede (z. B. in der Frage des Einflusses der katholischen Kirche auf die Politik des Staates und der daraus resultierenden Spannungen, etwa in der Frage der In-vitro-Fertilisation, der Abtreibungsproblematik, der gleichgeschlechtlichen Partnerschaften, der Gleichberechtigung von Männern und Frauen), auch gebrauchen. Wer sollte aber solche Gespräche organisieren? Vergleicht man den hohen Grad der

Sozialisierung, die entwickelte Bürgergesellschaft in Deutschland mit der atomisierten, der institutionellen Sozialisierung abgeneigten Gesellschaft in Polen, kann man sich den Willen, zwischen den verfeindeten gesellschaftlichen Gruppen Gespräche in diesem Land zu führen, infolge deren es wenigstens zu einer Annäherung der Standpunkte, geschweige denn zu einer Verständigung kommen sollte, schwer vorstellen. Auf jeden Fall sollte man versuchen, ein mit dem deutsch-deutschen Forum vergleichbares polnisch-polnisches Forum zu schaffen, in dem über die Polen bewegende wichtige Fragen diskutiert werden könnte.

Man kann die in dem Buch gesammelten Berichte separat lesen – die polnischen und die deutschen für sich, sie spiegeln nämlich die jeweils anderen individuellen, aber auch gesellschaftlichen Perspektiven. Man kann sie auch nacheinander lesen – und das sollte man wohl tun, denn das Buch soll – wie seinerzeit die deutsch-deutschen Begegnungen – nicht nur der gegenseitigen Annäherung, sondern vor allem dem gegenseitigen Kennenlernen dienen. Das Wissen über Polen und seine Menschen wie auch das Interesse am östlichen Nachbarn ist auf deutscher Seite gering, besonders in den westlichen Bundesländern. Die polnischen und die deutschen Leser sollten das Buch nicht nur als eine Quelle des Wissens über die Bewohner des Nachbarlandes betrachten, vielleicht werden sie auch – durch die Aufnahme von deren Erlebnissen, Gedanken und Gefühlen – Empathie oder sogar Sympathie füreinander entwickeln. Sicherlich werden die Leser des Buches am Kennenlernen der anderen Seite interessiert sein, oder auch an der Vertiefung des Wissens über sich selbst, und deshalb sollten sowohl die einen als auch die anderen zu dem Buch greifen. Man kann die Sammlung von Biographien aber auch als Stoff für Vergleiche der Unterschiede, Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten in den Einstellungen gegenüber der Vergangenheit, der Gegenwart, auch der Unterschiede bei den individuellen und kollektiven Verhaltensmustern betrachten.

Die Lektüre des Buches kann Verständigungsebenen zwischen Polen und Deutschen schaffen. Aus deren Biographien das herauszuheben, was ähnlich und gemeinsam ist, sowie den Lesern in beiden Ländern dies bewusst zu machen, kann beide Völker näher bringen. Ich konzentriere mich lediglich auf die wichtigsten Elemente, die diesem Ziel dienen können.

Der erste Bereich, in dem die Geschicke der Polen und Deutschen ähnlich sind, ist deren Einstellung zum Territorium, das sie einst bewohnt haben oder auf dem sie heute leben. Ein Teil sowohl der polnischen als auch der deutschen Autoren ist in Gebieten geboren, die heute nicht mehr zu Polen bzw. zu Deutschland gehören, sondern Teil von Staaten geworden sind, deren Grenzen von den Siegermächten festgelegt worden sind. Viele

Polen, die die einstigen polnischen Ostgebiete bewohnt haben, wurden gezwungen, in die ehemaligen deutschen Gebiete überzusiedeln. Das ist allen Polen bekannt, ist aber den Menschen in Deutschland wenig bewusst. Viele Deutsche wissen nicht, dass die Polen ebenfalls ihre Gebiete im Osten verloren haben, und diese Ähnlichkeit des Verlustes der Heimat sollte den beiden Nationen die Gemeinschaft ihrer Geschichte vergegenwärtigen – nennen wir sie „die Gemeinschaft der verlorenen Heimat“. Manche polnische Autoren des Buches wohnen derzeit auf ehemaligen deutschen Gebieten, mit denen ihre alten deutschen Bewohner emotional verbunden sind. Die Nachkommen der zuletzt Genannten besuchen die einstigen Wohnorte ihrer Nächsten bereits ohne das Gefühl des erlittenen Unrechts, als welches der Heimatverlust empfunden wurde, aber mit dem Bewusstsein der Verantwortung der Deutschen selbst für die Folgen, auch die territorialen, des von Hitlerdeutschland entfachten Zweiten Weltkrieges. Es scheint, dass das Bewusstsein der verlorenen Heimat, obgleich aus gänzlich anderen Motiven, bei den Deutschen viel stärker ist als bei den Polen. Der Grund dafür ist der, dass es im Polen der Nachkriegszeit – weder in der Volksrepublik noch in der III. Republik der Jetztzeit – keine nennenswerten Organisationen der aus den östlichen Gebieten der II. polnischen Republik Vertriebenen gegeben hat, die die offizielle Politik hätten beeinflussen können. In der Bundesrepublik gab es dagegen in der Nachkriegszeit, schon in den 50er Jahren, sehr aktive Vertriebenenverbände und Landsmannschaften, die auf die Politik des Bundes und der Länder einen wesentlichen Einfluss ausgeübt haben. Ihre Aktivitäten wurden in Polen mit großer Sorge verfolgt.

Außer der Frage des nun bewohnten Territoriums ist in den im Buch veröffentlichten Biographien die ethnische Herkunft der Autoren wichtig. Manche von ihnen entdecken ihre ursprünglichen (deutschen oder polnischen) Wurzeln, ohne sich von ihren Bindungen an ihre jetzige Heimat loszusagen. Manche sind in binationalen, bilingualen, multikulturellen Familien aufgewachsen (z.B. Karol Czejjarek), sie mussten sogar ihre nationale und/oder staatliche Nationalität wählen. Die Entscheidung für eine bestimmte nationale oder staatliche Option brachte den davon Betroffenen nicht immer Vorteile, mitunter zog sie sogar deren Diskriminierung nach sich. Für manche Autoren, z. B. für Felicitas Söhner, war die Herkunft der Familie (im konkreten Fall aus Schlesien) eine Inspiration zur Aufnahme von historischen Forschungen zur Region und zum Schlesiertum – damit ist das Gefühl der kulturellen Eigenständigkeit der Schlesier sowohl gegenüber den Polen als auch den Deutschen gemeint. Andere Autoren betonen ihre Familienbande mit Pommern oder mit konkreten Städten wie Gdańsk/Danzig,

Strzelce Opolskie/Groß Strehlitz, Złotoryja/Goldberg. Polen, die heute in den ehemaligen deutschen, heute zu Polen gehörenden Gebieten leben, haben das Gefühl, bei sich zu Hause sein, sie vergessen aber auch nicht ihre einstigen deutschen Bewohner. Marian Dygo, ein bereits nach dem Krieg geborener Historiker, schreibt, „die polnischen Siedler im ehemaligen Ostpreußen nach 1945 haben die 700 Jahre der preußischen Geschichte nicht gestrichen. Diese Geschichte verdient es, weiter erforscht und gelehrt zu werden.“ Der Stettiner Germanist Emil Daniel Lesner schreibt seinen polnisch-deutschen Lebenslauf, in dem er die Beziehungen seiner Familien mit den Deutschen nachzeichnet. Die aus einer polnisch-deutschen Familie stammende Krystyna Kamińska verweist wiederum unter anderem auf die frankophilen Faszinationen ihrer deutschen Vorfahren und deren Manifestieren des Polentums in der Zeit der Nazibesatzung. Das, was heute mitunter als für die Entwicklung junger Menschen nützlich angesehen wird, d. h. das Aufwachsen in zweisprachigen und bikulturellen Familien, war für die Autorin eine traumatische Erfahrung. Eine andere Sicht vertritt der junge Historiker Krzysztof Garczewski, der es gern gesehen hätte, wenn die Geschichte von Menschen vermittelt würde, die den Krieg und die deutsche Besatzung erlebt haben – „mit historischem Kontext, aber ohne politische Emotionen“. Anna Mastalerek, Deutschlehrerin der 80er-Generation, fordert etwas mehr, was den älteren Generationen schwerfallen wird, es zu akzeptieren, und zwar dass „man in bilateralen Kontakten zwischen Deutschen und Polen aufhört, über die Vergangenheit zu sprechen, und anfängt, sich auf die Bildung der gemeinsamen Zukunft zu orientieren“. Das sind nur einige polnisch-deutsche Gedanken, die in den einzelnen Biographien der Autoren geäußert werden.

Unter den Themen, die die Polen und Deutschen verbinden können, seien die traumatischen Erfahrungen der Autoren der Kriegsgeneration erwähnt. Bombardierungen von Städten und Dörfern, Vertreibungen, Zwangsumsiedlungen, die Deportation der Einwohner Warschaus nach Deutschland nach dem Warschauer Aufstand von 1944, die Verschleppungen der Polen in Konzentrationslager und Arbeitslager, auch die Zwangsarbeit haben ihre Entsprechung in den Nachkriegsgeschicken eines Teils der Deutschen aus dem Osten. Dies kann eine weitere Ebene der Vergegenwärtigung von vergleichbaren Schicksalen sein. Mitunter waren die Situationen der Deutschen und Polen paradoxerweise ähnlich, wenn z. B. in demselben Luftschutzraum Deutsche und nach Deutschland deportierte Polen Schutz suchten, wovon Adam Koseski berichtet. Der Autor schreibt heute, trotz seiner schmerzlichen Erfahrungen eines mit seiner Mutter nach Deutschland verschleppten Kindes, von seiner Dankbarkeit gegenüber Menschen,

die ihm geholfen haben, die Zeit der Deportation zu überdauern: Polen, Russen, mitfühlenden Deutschen ... Dankbarkeit können auch Polen empfinden, die in der Zeit des Kriegszustandes von karitativen Organisationen und von Einzelpersonen aus Deutschland Unterstützung bekommen haben. Über die damals massenweise nach Polen geschickten Pakete mit Hilfsgütern für notleidende Menschen schreiben in dem Buch einige deutsche Autoren.

Die Spaltung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg in zwei gegensätzliche politische Blöcke und die Teilung Deutschlands in Besatzungszonen und anschließend in zwei Staaten mit entgegengesetzten Gesellschaftsordnungen fanden in mehreren Texten ihre Widerspiegelung. Für die Deutschen waren diese Spaltung und Teilung weitaus spürbarer und schmerzlicher, denn bis zum Mauerbau 1961 konnten sie im Grunde genommen die Gesellschaftsordnung wählen, in der sie leben wollten. Später traf die Teilung Deutschlands physisch sogar die einzelnen Familien. Das Bewusstsein der politischen Trennung der Bewohner beider deutscher Staaten wirkte sich nicht nur auf die Beziehungen zwischen den Deutschen aus Ost und West, wobei nur die zuletzt Genannten ihre Angehörigen in dem anderen Teil Deutschlands besuchen durften, sondern auch auf deren weltanschauliche und geistige Einstellungen aus. Es sei nur daran erinnert, dass das Bewusstsein der DDR-Bürger, dass es einen anderen, reichen, wirtschaftlich entwickelten und demokratischen deutschen Staat gab, der seinen Bürgern vielfältige Rechte und Freiheiten gewährte, ein Bewusstsein, das zudem von den in weiten Teilen der DDR empfangenen westdeutschen Fernseh- und Radiosendern gefestigt wurde, für die Bürger dieses Landes weitaus frustrierender war als für die Bürger der VR Polen. Die Polen hatten einen beschränkten Zugang zu den westlichen Medien – die polnischsprachigen Sender Radio Free Europe, Voice of America und BBC waren schwer zu empfangen und wurden regelrecht gestört. Das Bewusstsein der Unterschiede zwischen den politischen Systemen – dem des demokratischen Kapitalismus einerseits und des sog. realen Sozialismus andererseits, wobei im Letzteren die Rechte und Freiheiten der Bürger im Grunde eingeschränkt wurden, kommt in mehreren Beiträgen, vor allem ehemaliger DDR-Bürger, zur Sprache. Sie sehen Polen als ein Land, in dem der wirksame Aufruhr gegen die kommunistische Diktatur seinen Anfang nahm, wobei sie auch die Bedeutung der Ereignisse in Ungarn 1956 und in der Tschechoslowakei 1968 als Vorbereitung für die künftigen Aktivitäten der demokratischen Opposition würdigen. Die Wiedervereinigung ist für die Deutschen nach der Zeit der Teilung ein Schlüsselmoment ihrer Geschichte. Ihren Beitrag zur Wiedervereinigung haben auch Polen – so sehen das jedenfalls manche Bewohner der ehemaligen DDR.

Es gibt in dem Buch auch andere Überlegungen, die sowohl für den Autor wie auch für die jeweilige Gesellschaft bedeutsam sind, weil sie Anregungen zu Veränderungen in den Einstellungen gegenüber dem jeweils anderen Nachbarland enthalten. Einer der Autoren der älteren Generation beschreibt seinen Weg vom deutschen „Revanchisten“, einem Feind der Polen und einem Vertriebenen aus Schlesien, zu einem Freund Polens (Walter Hunger). Ein anderer Beiträger, der zur jungen Generation gehört (Frank Kutzner) gibt zu, mit den Neonazis sympathisiert zu haben, jedoch hat er nach einer Besichtigung des Konzentrationslagers in Ravensbrück eine innere Wandlung erlebt und verurteilt nun die Naziverbrechen. Solche sehr persönlichen Berichte wecken Hoffnungen, dass der Mensch sich ändern und sich gegenüber dem Anderen und Fremden öffnen kann.

Aufschlussreich sind in dem Buch auch die Auffassungen von Menschen, die in lokalen und regionalen Kategorien denken. Ein Exempel dafür ist der Text von Rolf Karbaum, dem einstigen Oberbürgermeister von Görlitz, der die deutsch-polnische Nachbarschaft nach dem Zweiten Weltkrieg schildert. Die Stadt wurde 1945 in zwei Teile geteilt. In DDR-Zeiten, als die Freundschaft zwischen Deutschen und Polen rein deklarativen Charakter hatte, in Wirklichkeit aber vorgetäuscht wurde, war die Teilung in ein deutsches Görlitz und ein polnisches Zgorzelec etwas „Normales“. Erst nach der Wiedervereinigung Deutschlands, nach der Öffnung der Grenzen, wachsen die beiden Teile der Stadt zusammen.

Sehr lesenswert sind auch die Erinnerungen des Arztes Stefan Bruno Michaelsen und des Gewerkschafters Wolfgang Nicht. Beide übten keine wichtigen Funktionen aus, aber als DDR-Bürger, die weder aus ihrem Land fliehen konnten, noch die Absicht hatten, es zu tun, versuchten sie, die 40 Jahre sozialistische Diktatur mit ihren Überzeugungen und mit ihrem Gewissen im Einklang zu verleben. Wolfgang Nicht verwies auf die Bedeutung nicht nur der demokratischen Bewegungen in den anderen sozialistischen Ländern, sondern auch der Kirchen in beiden Ländern: der evangelischen in der DDR und der katholischen in Polen.

Eine wichtige Rolle spielen bei der Annäherung zwischen den beiden Völkern die in Deutschland zahlreichen deutsch-polnischen Gesellschaften, wie z. B. die Deutsch-Polnische Gesellschaft Sachsen – Gesellschaft für sächsisch-polnische Zusammenarbeit e.V. (Es sei hinzugefügt, dass solche Gesellschaften ihre Entsprechungen auch in Polen haben, obwohl kein einziger polnischer Autor sie erwähnte.) Die positiven Äußerungen über das Nachbarland von Politikern, wie Rolf Karbaum, oder von Mitgliedern von Gremien, die von unten entstehen, wie Wolfgang Nicht, sind ein Beweis für das Nebeneinanderbestehen von Strömungen in Deutschland, die

auf der Suche nach Verständigung mit Polen einander ergänzen. In den polnischen Texten überwiegen dagegen auf persönlichen Erfahrungen basierende Berichte ihrer Autoren, von denen keiner über seine Leistungen in organisierten Strukturen der deutsch-polnischen Zusammenarbeit schreibt, was allerdings nicht bedeutet, dass er in solchen Strukturen nicht tätig ist.

Es gibt in der vorliegenden Sammlung auch Texte mit literarischem Charakter, wie der von Piotr Roguski, der sich an seinen über 20-jährigen Aufenthalt in Deutschland erinnert und dabei Reminiszenzen aus der Kriegszeit nicht außer Acht lässt, oder von Radjo Monk, der seinen deutsch-polnisch-tschechisch-ungarischen Wurzeln nachgeht, oder von Dieter Kalka, der die Schönheit der Natur im Bieszczady-Gebirge und die polnische Gastfreundschaft bewundert, obgleich auch mit Bezug auf die Geschichte.

Durch seine thematische und formale Vielfalt wird das Buch nicht nur zu einer lehrreichen, sondern auch faszinierenden Lektüre. Eines seiner Vorzüge besteht in der generationenbedingten Unterschiedlichkeit der Sicht Deutschlands und Polens, der Nachbarschaft der Deutschen und der Polen aus der Perspektive von Menschen, die ihnen gegenüber eine klar umrissene, persönliche Einstellung haben. All das bewirkt, dass die Lektüre des Buches die Wahrnehmung beider Völker diesseits und jenseits der Oder und Neiße auf eine neue Art und Weise beeinflussen kann, und zwar mit Empathie, aber vielleicht auch mit Sympathie. Ein solches Ziel schwebte auch den Autoren, Herausgebern und Verlegern des Buches vor.

Die Humanistische Akademie „Aleksander Gieysztor“ in Pułtusk

Die Geschichte der Akademie beginnt am 14. Juli 1994, als der damalige Minister für Nationale Bildung die Schule (zu jener Zeit noch Humanistische Hochschule genannt) ins Register der polnischen Hochschulen eingetragen hatte. Das Gründungsorgan der Akademie ist die Akademische Gesellschaft für Bildung und Wissenschaft „ATENA“.

Seit März 2002 trägt die Humanistische Hochschule den ehrenvollen Namen „Aleksander Gieysztor“, eines herausragenden weltberühmten Historikers, der zugleich auch ihr Mitbegründer und langjähriger Professor war. Der Name „Humanistische Akademie Aleksander Gieysztor“ wurde der bisherigen Humanistischen Hochschule am 1. Oktober 2006 verliehen.

Derzeit verfügt die Akademie über das Recht, folgende Fachrichtungen zu führen: Verwaltung, Archäologie, Nationale Sicherheit, Wissenschaftliche Information und Bibliothekswissenschaft, Polnische Philologie, Geschichte, Pädagogik, Politikwissenschaft, Soziologie, Touristik und Erholung.

2012 wurde in der Akademie ein Fakultätsübergreifendes Zentrum für Deutschlandforschung gegründet, das schon viele Erfolge hat.

Bis heute absolvierten die Akademie über 35.000 Studenten, die unter der Leitung von mehr als eintausend Hochschullehrern – herausragenden Wissenschaftlern – ihr Wissen erworben haben.

Einen imposanten Bestandteil der modernen Räumlichkeiten der Akademie bildet die Hauptbibliothek. Ihr Namenspatron ist Andrzej Bartnicki, der erste Rektor der Hochschule.

Es muss unterstrichen werden, dass die Akademie in den vergangenen Jahren dank einer zielstrebigten und effektiven Arbeit ihrer Professoren und Studenten eine hohe Position und große Anerkennung für ihren Beitrag zur Bildung in Polen errang.

Marion Dönhoff Stiftung

Marion Dönhoff gründete ihre Stiftung, wie das in der Präambel formuliert worden ist: „Angesichts der Leiden, die Krieg, Diktatur und Vertreibung über Deutsche und Bürger der Staaten Osteuropas gebracht haben, (...) um zur dauerhaften Völkerverständigung zwischen Deutschland und Staaten Osteuropas beizutragen“.

Die Tätigkeiten der Marion Dönhoff Stiftung sollen die Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschen und Bürgern in Osteuropa, insbesondere in Polen, fördern, die gegenseitigen Kenntnisse übereinander verbessern und somit zur dauerhaften Verständigung und Friedenssicherung beitragen.

Der Stiftungszweck wurde folgendermaßen definiert: „Die Stiftung verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke durch die Förderung von Wissenschaft und Forschung, der Jugendhilfe, von kulturellen Vorhaben und Einrichtungen, der Bildung. Der Zweck soll insbesondere durch die Vergabe von Stipendien und Forschungszuschüssen verwirklicht werden, materielle und ideelle Unterstützung von jugendbildenden Einrichtungen, Unterstützung osteuropäischer Künstler und kultureller Einrichtungen, Vortragsveranstaltungen“.

Gut Gödelitz

Gut Gödelitz ist der Sitz des ost-west-forums, d. h. die Alte Schäferei des Gutes wurde zum Konferenz- und Seminarzentrum des ost-west-forums umgebaut. Dabei sorgt das Landgästehaus professionell für alle Gutgäste und für ein familiäres Ambiente.

Gut Gödelitz liegt im sächsischen Kulturdreieck Dresden-Meißen-Freiberg und hier auf dem Gute wurde 1998 das ost-west-forum Gut Gödelitz e. V. gegründet. Und von dieser Zeit an organisiert das Forum Seminare, Workshops und Colloquien (unter anderem auch das Deutsch-Polnische Forum), Lesungen und Kunstaussstellungen. Das ost-west-forum hat auch seine Vertretung in Polen, ehrenamtlich geleitet von Karol Czejarek in Warschau.

Gut Gödelitz ist ein Ort, den man als Konzeptschmiede bezeichnen kann. Dort kann man Strategien entwerfen und diskutieren sowie Weiterbildung betreiben. Auf dem Gut ist auch das Konzept des vorliegenden Buches entstanden, und durch viele verschiedene deutsch-polnische Veranstaltungen wird dort das deutsch-polnische Zusammensein vertieft. Der Vortragsraum hat bis 250 Plätze, das Gästehaus bietet Einzel- und Doppelzimmer an (die Adresse des Gutes: 04720 Mochau OT Gut Gödelitz und die Telefonnummer: 034325/ 20306).

Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit

Die Stiftung für Deutsch-Polnische Zusammenarbeit ist eine Stiftung zur Förderung der Verständigung zwischen Deutschen und Polen. Sie unterstützt bilaterale Projekte, mithilfe deren beide Partner gemeinsam als Gleichberechtigte zur Ausgestaltung eines modernen, friedlichen und sozial gerechten Zusammenlebens in der Europäischen Union beitragen.

Die wichtigsten Ziele der Stiftung werden folgendermaßen definiert: „Die Stiftung unterstützt deutsch-polnische Initiativen, dabei insbesondere: institutionelle Partnerschaften, Bildungsprojekte, die das Wissen über Deutschland und Polen erweitern oder die deutsche und polnische Sprache fördern, wissenschaftlichen Dialog sowie Kunst und Literatur. Mit ihren Projekten wie zum Beispiel Studienreisen, Stipendienprogramme, Publikationen und Debatten, aber auch durch ihre Projektförderung möchte die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit Impulse für die deutsch-polnischen Beziehungen geben“. Durch zahlreiche Veranstaltungen, Stipendien, Preise, Publikationen, Ausstellungen u. dgl. m. stärkt die Stiftung die Fundamente der deutsch-polnischen Beziehungen und öffnet die Menschen für europäische Herausforderungen.

Die Erforschung von Kulturunterschieden

Zu diesem Thema erschien ein Buch des Warschauer Germanisten, Politikwissenschaftlers und Deutschlandforschers Prof. Tomasz G. Pszczółkowski, der zugleich auch die vorliegende Publikation wissenschaftlich betreut. Das Buch trägt den Titel „Deutsche und polnische Kultur im kulturwissenschaftlichen Vergleich“ und wurde von der Universität Warschau herausgegeben.

Was ist an dem Buch innovativ und besonders beachtenswert? Es enthält vor allem eine wissenschaftliche Begründung der Zweckmäßigkeit der Erforschung von Kulturunterschieden zwischen Deutschen und Polen; auch deren vergleichende Analyse, die zweifelsohne dem Prozess der „Versöhnung und Vergebung“, aber auch der Zusammenarbeit und Normalisierung der Beziehungen zwischen unseren Ländern und Völkern dienlich sein kann.

Deutschland und Polen sind als zwei Kulturräume betrachtet worden, die Gegenstand von Vergleichen sein sollten, obwohl nicht alles vergleichbar ist.

Eines der wissenschaftlichen Ziele des Verfassers war die Erarbeitung einer bislang nicht entwickelten Methodologie des Kulturvergleichs im Rahmen einer wissenschaftlichen Disziplin, die als „Kulturkomparatistik“ bezeichnet wird. Er schlägt vor, die ethnozentrische Perspektive, bei der sich der Forscher zu seinem eigenen Kulturkreis bekennt, durch eine polyzentrische zu ersetzen, bei der zumindest zwei Kulturen berücksichtigt werden. Das Buch steckt also die Bereiche des Kulturvergleichs ab und ist in dieser Hinsicht ein absolutes Novum. Mehr noch: es hat programmatischen Charakter, indem es die Komparatistik als einen selbstständigen Bereich im Rahmen der Kulturwissenschaft betrachtet. Es bricht mit den bisher geltenden Paradigmen und Traditionen der Darstellung von Leistungen und der Bedeutung der Geisteswissenschaften in Anlehnung an die endogenen gesellschaftsgeschichtlichen Erfahrungen des jeweiligen Volkes. Die Komparatistik (als eigenständige und souveräne wissenschaftliche Disziplin) wird es den Deutschen und Polen ermöglichen, die Vergangenheit nicht nur komplexer zu verstehen und einzuschätzen, sondern auch die geistige Absicherung der Zukunft aufzubauen, was sowohl bei bilateralen Kontakten als auch im zusammenwachsenden Europa unentbehrlich ist.

Deutsche klassische Poesie in der Übersetzung von Andrzej Lam

Die Humanistische Akademie „Aleksander Gieysztor“ gab neulich die Sammelbände der deutschen klassischen Poesie in der Bearbeitung und Übersetzung von Professor Andrzej Lam heraus, die wir hiermit empfehlen. Professor Lam übersetzte aus dem Deutschen ins Polnische solche hervorragenden Werke, wie z. B. *Das Nibelungenlied*, Liebeslyrik des Minnesangs, die Werke von Wolfram von Eschenbach, Joseph von Eichendorff, Eduard Mörike, Rainer Maria Rilke, Ernst Stadler, Gottfried Benn, Georg Trakl, Georg Heym. Der vor kurzem erschienene Goethes *Faust I* beinhaltet die erste polnische Prosaübersetzung dieses Werkes.

Die genannten Bücher sind erhältlich unter
der E-Mail Adresse: wydawnictwo@ah.edu.pl

oder unter Telefonnummer:
(+48 23) 692 97 81

